Ostpreußen-Chronik

Kriegsbilder aus den beiden Russen-Einfällen

1914/1915

von

H. Braun

Superintendent in Angerburg (Ostpr.)

Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494

Digitized by Google

Digitized by Google

Ostpreußen-Chronik

Ostpreußen-Chronik

Kriegsbilder aus den beiden Russen-Einfällen 1914/15

von

H. Braun
Superintendent in Angerburg (Ostpreußen)

Mit Buchschmuck von Professor **Kurt Liebich** in Gutach

I.—VI. Auflage (1.—6. Tausend)

Verlag Otto Nemnich München-Leipzig

By

Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1918 by Otto Nemnich Verlag München-Leipzig.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

A.G.4370

Vorwort.

Nie fühlt ein Schriftsteller so sehr sein Unvermögen, als wenn er vor einer zu großen Fülle sich überstürzender Geschehnisse steht, die er schildern soll. So muß das Evangelium St. Johannis den Taten unseres Heilandes gegenüber bekennen (St. Joh. 21, 25): „So sie aber sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären."

Dasselbe läßt sich von den Kriegserlebnissen der Bewohner Ostpreußens sagen: Die Welt würde die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären, wenn eins nach dem andern geschrieben werden sollte, was in Ostpreußen während der beiden russischen Einfälle 1914/15 geschehen ist, und was jeder einzelne geschaut, erfahren, erlebt, erduldet hat. Auch hier handelt es sich nicht nur um grausige Menschentaten, sondern besonders um große Taten Gottes, um Wunder seiner rettenden Gnade und heiligen Gerechtigkeit. Im einzelnen sind freilich die Wege und Ziele der göttlichen Vorsehung uns verborgen. Wer könnte allen denjenigen, die soviel tränenvolles Leid, soviel unsäglich Schreckliches, ja Grausiges erlitten haben, sagen, warum sie solches erduldet haben? O Gott, wie gar unbegreiflich sind deine Wege und unerforschlich deine Gerichte! Erst die Ewigkeit wird dieses Dunkel lichten.

Wohl wissend, daß ich nur ein Bruchstück und Stückwerk liefern kann, habe ich mich doch, trotz Überbürdung mit Arbeit, auf freundliches Zureden zur Herausgabe dieses Buches aus folgenden Gründen bewegen lassen: Erstlich erinnere ich mich meiner Kindheit, wie schmerzlich es mir immer gewesen, wenn ich alte Veteranen über ihre Er-

lebnisse aus den Befreiungskriegen 1813/15 ausforschte und ihnen nur einzelne Tröpflein auspressen konnte. Vierzig Jahre lagen dazwischen, da hatten die alten Stelzfüße mit dem abgeschossenen Bein schon alles vergessen. Später forschte ich eifrig in den Archiven nach Geschichten aus der Franzosenzeit und fand auch da nur dürftige, trockene Berichte, wenig Schilderungen interessanter Kriegserlebnisse. In alter Zeit waren Schreiben und Drucken rare Dinge. Das ist jetzt anders. Die neue Zeit läßt ihre Erinnerungen der Nachwelt in Strömen zufließen. Trotz Papierknappheit sind während des Krieges Berge von Büchern entstanden. Auch dieses Buch soll es verhüten, daß spätere Geschlechter, wie ich einst als Kind seufzen dürfen: „Ach, man erfährt und liest so wenig aus der großen Zeit unserer Vorfahren!"

Zweitens leitete mich zur Abfassung dieses Buches der Wunsch, nicht nur unserem Volk ein Andenken an unsere gewaltige eiserne Zeit darzubieten, ein Festgeschenk zu Weihnachten für das deutsche Haus und Lesestoff für unsere tapferen Helden im Schützengraben, sondern auch den vielen Freunden und Wohltätern meiner Krüppelanstalten ein Zeichen meiner großen Dankbarkeit zu geben. Denn wie hätte ich meine tausend elenden Pfleglinge durch diese schwere Kriegszeit hindurchgebracht, wenn nicht alle diese guten edlen Wohltäter mir mit den Gaben ihrer freundlichen Barmherzigkeit Handreichung getan hätten? Jedem einzelnen soll dieses Buch sagen: „Deine Güte und Treue vergesse ich nimmer!"

Was nun den Inhalt dieses Buches betrifft, so genügte mir Selbsterlebtes nicht. Darum habe ich auch die Erzählungen hiesiger Gemeindeglieder sowie den mir gütigst zur Verfügung gestellten Briefwechsel des Kommandanten der Feste Boyen, Herrn Generalmajors Busse mit seiner Frau Gemahlin und die veröffentlichten Kriegserlebnisse der ostpreußischen Herren Geistlichen verarbeitet und in Kriegsbildern zusammengestellt.

Daß das Buch einen so vorzüglichen Künstler, Herrn Kunstmaler Liebich in Gutach, gefunden hat, der es mit schönen, sinnreichen Bildern geschmückt hat, ist mir eine große Freude.

Die Entstehung des Buches ist eigentlich dem rührigen Verleger, Herrn O. Nemnich in München-Leipzig zu verdanken. Sobald er erfuhr, daß ich schon mehrere Bücher mit Geschichten und Erzählungen fürs Volk geschrieben habe — die leider alle schon längst vergriffen sind — ließ er nicht locker, bis ich dieses Buch zu schreiben willig war.

Nun ist dieses Buch gerüstet, in alle deutschen Lande auszuziehen. Möge es unter Gottes Segen seinen Weg machen! Es hat den Auftrag, alle lieben Leser freundlich vom Verfasser zu grüßen und zu dem Gelöbnis zu vereinigen:

Wir Deutschen halten durch!
Wir stehen fest und treu bis an den Tod!
Wir wollen siegen! Wir werden
siegen! Eine feste Burg ist unser Gott!

Inhalt.

Seite

1. So lebten wir 1
2. Nitſcho, nitſcho! Mirr, mirr! 7
3. Phantaſien 14
4. Der Woſch und der Koſak 25
5. Sichere Neſter 31
6. Der kühne Vorſtoß 40
7. Das heiße Ringen 43
8. Abenteuerliche Flucht 48
9. Die geängſtigte Kreatur 64
10. In der Feinde Gewalt 73
11. Oſtpreußiſches Märtyrertum 86
12. Das Gottesgericht von Tannenberg 104
13. Die Septemberſchlacht an den Maſuriſchen Seen 109
14. Lötzen, die Unbezwingliche 119
15. Der Maſuriſche Seekrieg 128
16. Was die Feinde zu uns ſprachen, und was Gott zu ihnen ſprach 133
17. Das Glück und der Dank der Geretteten 144
18. Unſere Verwundeten 152
19. Friſchauf nach Hauſe! — O weh, zu Hauſe! 158
20. Die Austreibung der Ruſſengeiſter. Von Tabak und anderen Liebesgaben 167
21. Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzt 177
22. Die rätſelhafte Rückkehr der Ruſſen 181
23. Die Flucht im Winter 185
24. Hart hinter der Feuerlinie 191
25. Von Miesmachern, Brieftauben, 8 Kilometer-Stricken und 1000 Töpfen 197
26. Die Fluchtreiſe der Siechen und Krüppelkinder am Bußtage 201
27. Durchbruch der Ruſſen und Zerſtörung von Groß Streugeln 206
28. „Allerhöchſter Alarmbefehl“ 211
29. Das Weihnachtsfeſt 1914 214
30. Schwache helfen den Starken 217
31. 150 000 Bomben 221
32. „Warum ſeid Ihr nicht geflohen?“ 225
33. Die Leiden der Familie Schröder 230
34. Aus dem Tagebuch der Frau Beſitzer Berta Ebelt in Poſſeſſern 235
35. Hundsdörffers Abenteuer 241
36. Die Erlebniſſe der Frau Mathilde Preuß in Jakunowken . . 244
37. Die Haarzener in ruſſiſcher Gefangenſchaft 248
38. „O Weib, dein Glaube iſt groß!“ 253
39. Der Armen Liebling, die Kuh, im Kriege 257
40. Das Kriegsecho im Walde 261
41. Seltſame Ruſſengeſchichten 270
42. Die Winterſchlacht in Maſuren und Littauen 283
43. Des Kaiſers Einzug unter den Siegern in Lyck 290
44. Die Schreckenstage von Memel vom 18.—21. März 1915 . . 294
45. Gottes Wunder in Oſtpreußen 299

1. So lebten wir.

Wie wir hier in Ostpreußen, insonderheit in Masuren und unserem Maurerseestädtchen Angerburg bis zum Ausbruch des Krieges gelebt haben, das hat jenseits der Oder und Spree kaum einer gewußt. Und wir selbst könnten es leicht vergessen; daher soll hier die Ostpreußen-Chronik es zum Gedächtnis der Nachwelt überliefern.

Als ich vor 56 Jahren mit meinem Freunde Julius Erler, jetzt Reichsgerichtsrat a. D. in Leipzig, aus unserer Gymnasialstadt Rastenburg eine Ferienreise nach der Insel Rügen machte, wurden wir beide dort überall wie Pilger aus Sibirien angestaunt.

Auch in späteren Jahren stieß ich in den westlichen Provinzen immer wieder auf das unbewegliche Dogma, daß

wir Ostpreußen ein trauriges Dasein führten. Die Vorstellung von Wölfen, Bären, Auerochsen, Elentieren, grimmiger Kälte und Urwäldern schien mit dem Namen Ostpreußen unzertrennlich verbunden. Manche waren in der Schweiz gewesen, kannten London und Paris — unser herrliches Ostpreußen war ihnen wie ein — Land auf dem Monde.

Wurden Beamte aus dem Westen hierhin versetzt, so fühlten sie sich hier anfänglich höchst unglücklich. Oft hatte ich Gelegenheit, anziehende Herrschaften bei ihrem ersten Besuch in meinem Hause zu beruhigen.

„Wie gefällt es Ihnen hier bei uns, in Ihrer neuen Heimat?"

— „Ach Gott, schrecklich, schrecklich! Es ist hier so kalt. Als wir von Berlin abreisten, stand dort alles schon in Blütenpracht, es waren 20 Grad Wärme. Und hier — brrr! — 4 Grad! — die Bäume noch kahl!"

„Ja, da haben Sie unglücklicherweise gerade die Eisheiligen hier getroffen; doch die schaden keinem, der sich einen Pelz anzieht."

— „Was? Hier trägt man Pelze?" —

„Warum denn nicht?

En Preuße von de richtge Ort
Drägt sinem Pölz bet Himmelfohrt;
Und fängt em denn to frere an,
Treckt he em söck schon wedder an."

„Wie ist's aber mit den Wölfen in Ostpreußen? Ist das wahr?" fragt ängstlich die gnädige Frau.

„Vollständig wahr, historisch begründet!"

— „Ach, wohin sind wir denn geraten?" —

„In ein Land, wo Milch und Honig fleußt. Die Wölfe schaden uns nicht, denn sie kommen nur als einzelne Überläufer in strengen Wintern aus Rußland über die Grenze, um hier ihren Pelz abzuliefern. Es sind leider nur sehr wenige. Aber im 18. Jahrhundert waren sie hier so zahlreich, daß sich im Winter anno 1717 ein Wolf bis in die Backstube eines hiesigen Bäckers verirrte und gemütlich vor den warmen Backofen legte, von wo ihn der entsetzte Meister unter lautem Geschrei mit der Ofenkrücke vertrieb. Noch

bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts brachen Wölfe in die Ställe der Bauern ein und holten sich daraus Schafe und Kälber."

— „Haben hier die Wölfe auch Menschen gefressen?" — fragt die noch immer verängstigte Gnädige.

„Davon erzählt uns die Chronik nichts. Ein im Volksmunde aufbewahrtes Gespräch zwischen einem Bauersmann und seinem Viehhirten Hans zeigt uns, daß Wölfe vor dem Geschrei eines Menschen davon laufen.

Bauer: Hans, häst Du dem Wulf gesehne?

Hans: Worüm sull ök em nich gesehne häbbe?

Bauer: Wat ded de Wulf?

Hans: Na wat sull de Wulf dohne wie fräte?

Bauer: Wat frät de Wulf?

Hans: Na wat sull he fräte? Onsrem Felle (Füllen) häft he gefräte.

Bauer: Heft he em ganz gefräte?

Hans: Nich ganz. Diesem Knake häfte he nich gefräte.

Bauer: Wat häst du gedohne? Häst em fräte late?

Hans: Ök häw em got gegäwe.

Bauer: Wie häst Du em gegäwe?

Hans: Ök schrög.

Bauer: Wat schrögst Du?

Hans: Ök schrög: Du Döw! Du Röwer, Du Grotschlunck, Du Fellefräter!

Bauer: On de Wulf? Wat säd de Wulf?

Hans: Wat sull de Wulf segge? He schmustert on lepp öwer dem Barg inne Wold?" — —

Waren die neu anziehenden Herrschaften über die Kälte und Wölfe erst hinweggetröstet, dann lebten sie sich bald hier so ein, daß ihnen kein Land der Erde schöner und herrlicher deuchte, denn Ostpreußen. Sie wollten dann um keinen Preis wieder nach dem Westen zurück, — und mußten sie ihren Wanderstab doch weitersetzen, so geschah es nur unter vielen Tränen. Sind doch hier alle Bedingungen eines angenehmen und gemütlichen Lebens vorhanden. Kein Menschengedränge — dünne Bevölkerung — Überfluß an Lebensmitteln — billige Preise (vor dem Kriege: 1 Ei 3 bis 4 Pfennig, 1 Pfund Butter 80 Pfennig bis

1 Mark, 1 Liter Vollmilch 10 bis 12 Pfennig, gutes Bratenfleisch 40—60 Pfennig, 1 Raummeter Holz 4 Mark usw.) — Dienstbotenlöhne 10—15 Mark monatlich — reine Luft — herrliche Umgegend — der fischreiche Mauersee mit der entzückenden, von uralten Eichen bestandenen Insel Upalten — Dampferverkehr auf den masurischen Seen usw.

Die Küche von Ostpreußen hatte von jeher den besten Ruf in der ganzen Welt und die weitherzigste Gastfreundschaft war eine alte löbliche Sitte. Wir Ostpreußen „schlugen eine gute Klinge", d. h. aßen und tranken viel und gut. Am meisten wurde auf den Gastmählern der „Honoratioren" vertilgt.

„Gesellschaften" hießen diese Gastmähler, nicht Gesellschaften m. u. H., mit unbeschränkter Haftpflicht, sondern Gesellschaften m. u. E. u. T., mit unbeschränkter Essens- und Trinkpflicht. Zu $7^1/_2$ Uhr abends war man eingeladen. Um 8 Uhr ging man an den Tisch, zwei bis drei langen Tafeln in zwei bis drei Zimmern. Das Gesellschaftsdrama begann. Der erste Akt währte drei Stunden von 8 bis 11 Uhr. Es begann mit Fleischbrühe, dazu Kaviarbrötchen; dieser ersten Szene folgen noch etwa sieben bis acht. Bewundernswerte Mannigfaltigkeit dieser Szenen! Austern, Hummern, Zungenragout, Lachs, Karpfen, Rehbraten, Rostbeaf, Puten, Enten, Eis, Obst, Konfitüren.

Jeder dieser Gänge wurde zweimal gereicht, jeder erforderte einen besonderen Wein. Die Ehre des Erstlings hatte ein starker süßer Portwein; in der letzten Szene rauschten die narkotischen Fluten des Champagners.

Das höchste Glück der Gastgeber war „die reine Hypothek", d. h. leer getrunkene Gläser, leer gegessene Schüsseln. Wo noch ein Rest im Glase zu sehen, tönte bald die Ermunterung: Bitte, schaffen Sie reine Hypothek! Prosit!

Schon während dieses ersten Aktes entspann sich hinter den Kulissen manch leises Zwiegespräch zwischen dem Magen und seinem Besitzer. Der gemarterte Magen seufzte: „Weh mir, ich vergehe! Ich kann nicht mehr. Erbarme dich und quäle mich nicht mehr!"

Der Besitzer: „Lieber Magen, bist du ein Schwächling! Sieh doch den schönen Putenbraten, so was Feines kriegst du nicht alle Tage. Sei geduldig und stärke dich durch ein Gläschen!" Der Magen gehorchte. Endlich nachdem die letzten Knackmandeln verzehrt und die letzte Hypothek rein gemacht, ertönte das Erlösungswort: „Mahlzeit! — Mahlzeit! — Mahlzeit!" — so schwirrte es vielstimmig durch die gastlichen Zimmer. Und der Magen sprach zu seinem Besitzer: „Tausendmal Dank, gnädigster Herr, für die Erlösung aus meiner Marter!" Der Besitzer streichelte seinen lieben Magen: „Deine tapfere Arbeit soll jetzt belohnt werden. Sieh doch, ein feines Likörchen wird dir nicht schaden, das ist gut zur Verdauung.

Darauf folgt der zweite Akt von 11 Uhr bis 2 Uhr. Die Jugend tanzt. Die alten Herren setzen sich an die Spieltische und genießen den langentbehrten Tabak. Dicke Rauchwolken wälzen sich durch alle Räume. Und bald beginnt die Fütterei von neuem. Torte! Baisee! Bier! Belegte Brötchen! Bowle! — Der Magen droht seinem Besitzer mit Aufruhr und Empörung. Dem Besitzer wird bange. Der Magen gibt ihm den guten Rat: „Schleich dich leise fort! Rette dich und mich! Laß mich nicht morden!" — Schon hat der Besitzer seinen Mantel und Zylinder aus dem Wirrwarr im Hausflur herausgefunden, um mit polnischem Abschied aus der Türe zu verschwinden — da wird er über dieser Übeltat ertappt und unter großem Hallo! Hallo! zu den anderen Gästen zurückgebracht. Die Flucht ist mißlungen. Aber starker Kaffee frischt die Lebensgeister auf. Damit schließt der zweite Akt. Einige der Gäste brechen auf. Andere bleiben auch im dritten Akt, der von 2 Uhr bis zur Morgenfrühe dauert. Es sind die Seßhaften und Getreuen, entweder junge Leute, die im Tanzen unersättlich sind, oder alte Herren, die vom Skat nie genug haben können.

Bei den großen Besitzern auf dem Lande pflegten diese Gesellschaften schon um 6 Uhr abends zu beginnen und nach 14 Stunden, am nächsten Tage um 8 Uhr zu enden. Hier begann man mit dem sogenannten „Schweinevesper", weil die guten Gaben des Borstenviehs, Wurst, Schinken, Sülze, Schweinsfüße den festen Grund der Gesellschaft zu geben

hatten. Die Hauptmahlzeit war in mitternächtlicher Stunde zwischen 12 und 1 Uhr. Da stand die große Tafel, schwer beladen mit mindestens 12 verschiedenen Speisen, ungefähr soviel, daß ein ganzes Regiment ausgehungerter Kriegshelden davon satt werden konnte. Scharenweise strömten die Gäste herbei, legten sich selber auf, was ihr Herz begehrte, und zerstreuten sich dann in die Nebenzimmer, um an kleinen Tischen Platz zu nehmen. Der Vorzug der Landgesellschaften bestand darin, daß man weniger unter der Kontrolle der Gastgeber stand. Man konnte mehr auf die Stimme seines warnenden Magens hören. Man mußte sich selbst die Speisen holen und konnte bald Schluß machen. Der Nachteil bestand darin, daß man unter allen Umständen die Nacht durchhalten mußte. Wollte man nachts aufbrechen, so war kein Kutscher zu finden.

Den großen Herren machten es die kleinen Leute nach, die Bauern auf dem Lande und in der Stadt die Handwerker. Zahllose Vereine! Zahllose Festlichkeiten! Immer war was los! Die Vergnügungssucht hatte ihren Siedepunkt erreicht. Die Wirtshäuser waren allabendlich gefüllt. Der blaue Montag spielte in unserer kleinen Stadt eine große Rolle.

So lebten wir, so lebten wir, so lebten wir alle Tage, bis — der Krieg kam, der große Lehrmeister, der uns eine andere Lebensweise lehrte.

2. Nitscho, nitscho! Mirr, mirr!

Schon seit mehreren Jahren hatte der Ruß sich durchaus nicht geniert, unsern der Grenze zu manövrieren und seinem preußischen Nachbar immer wieder einen dichten Wald von Kosakenpiken vor Augen zu stellen. Fragte man bekannte Russen, was das bedeute, so erwiderten sie lächelnd: „Nitscho!“ (nichts!) oder fügten noch beruhigend hinzu: „Mirr, mirr!“ (Friede, Friede!). —

Unsere masurischen Grenzbewohner wurden immer ängstlicher und unruhiger. Eine Ausnahme war der alte Steputat aus Bialla, jener in weiten Kreisen bekannte plattdeutsche Philosoph und Steinsprenger, von dem ich an anderer Stelle Ausführlicheres erzählt habe; der war schon über 100 Jahre alt und bedürfnislos wie der Tonnenphilosoph Diogenes in alten Zeiten. Er verachtete alle irdische Habe und begnügte sich im Sommer mit einem Quartier im Freien, im Winter mit einem Plätzchen in einem Pferdestall, das ihm ein mitleidiger Bürger einräumte. Seit undenklichen Zeiten hatte er sich weder gewaschen noch Kleider und Hemd gewechselt. Kurz vor Ausbruch des Krieges starb er, als man ihn im Krankenhause zwangsweise badete und ein reines Hemd anzog. Alles, was sonst die Menschen in Sorge, Angst und Schrecken versetzt, berührte ihn nicht; er hob feierlich seine Rechte auf und von seinen Lippen kam ein weltverachtendes: „Pah! pah!“ Wenn sich russische Soldaten in der Nähe der Grenze

zu mauſig machten, ging er aufs Feld, um Steine zu ſprengen. Der gewaltige Knall hörte ſich an wie Kanonendonner. Das war die einzig würdige Antwort, die Steputat dem Ruſſen auf ſeine Mobilmachung zu geben wußte. Wenn der Schulz Gwiasda aus dem Grenzdorfe ihn warnte: „Steputat, wat maokſt Du? Ärgere dem Ruß nich!“ — ſprach das dürre Männlein ſein feierliches „Pah, Pah!“

So kam das Frühjahr 1914. Der Schulz hatte ſeine Leute auf das Feld zum Kartoffelſetzen geſchickt. Plötzlich halten ſie in der Arbeit inne und ſtarren alle mit weitgeöffneten Augen in die Ebene jenſeits der Grenze.

„Donnerwetter! was iſt denn da los?“ fragt polternd der Schulz ſeine Leute. Warum arbeitet ihr nicht? Was gafft ihr? Eure Schlepche (Augen) ſollen bei der Arbeit ſein und nicht in der Luft?“ —

„Wey, wey!“ (ſiehe, ſiehe!) — antworteten die einen und zeigten mit Fingern auf große ſchwarze Haufen, die ſich jenſeits der Grenze bewegten. „O ſchwetſche, o ſchwetſche (o Welt, o Welt!) — riefen die andern. Wenn der Maſur „o ſchwetſche“! ruft, dann muß es immer etwas höchſt Erſtaunliches und Erſchreckliches ſein.

Auch der Schulz machte große Augen. Das war ja drüben ein ganzes Koſakenregiment und dahinter mindeſtens zwei Regimenter Fußſoldaten. Noch geſtern hatte er ſeinen alten Freund Iwan, den Unteroffizier der ruſſiſchen Grenzwache, im Wirtshauſe beim Gläschen Wudki getroffen und der hatte ihm kein Sterbenswörtchen davon geſagt, daß der ſeit langem gefürchtete Krieg ſchon losgehen ſollte. Der Iwan erzählte ihm doch ſonſt alles.

Der Schulz geht auf die Grenzſtation. „Iwan, komm mal her!“ — ruft er laut. Iwan kommt endlich nach mehrmaligem Rufen zögernd heraus.

„Iwan, was ſoll das bedeuten? Ihr wollt gegen uns Krieg führen?“ —

„Schto? (was?) Kak? (wie?)“ — Iwan ſtellt ſich ſchwerhörig. —

„Dort, eure Koſaken? Dort eure Soldaten? Was bedeutet das?“ —

„Nitſcho, nitſcho“ (nichts, nichts). — „Mirr, mirr!“ — brummt Iwan, dreht ſich um und geht fort.

„Mirr, mirr!“ — wiederholt der Schulz und geht nachdenklich heim.

Mit dem „mirr, mirr“ hat es im Ruſſiſchen eine eigentümliche Bewandtnis. Der eine Laut „Mirr“ hat zwei verſchiedene Bedeutungen. Mirr heißt der Friede, und derſelbe Laut, nur „Myrr“ geſchrieben, heißt die Welt. Der Ruſſe will den Myrr, die Welt, umſchlingen und verſchlingen. Ganz ſo, wie der Bär, der in ſeinen Urwäldern mirr, mirr brummt, und ehe er ſein Opfer verſchlingt, es vorher zärtlich umſchlingt. Wie oft hatte jener Iwan ihn, den preußiſchen Schulzen, umſchlungen und brat (Bruder) genannt.

Auch Zar Nikolaus II. hatte bei ſeiner Thronbeſteigung ſein „mirr, mirr!“ in alle Welt ausposaunen laſſen. Es dürfe keine Kriege mehr auf Erden geben, dafür werde er, der Zar, ſorgen. Und die dumme Welt hatte es ihm geglaubt und ihn als den großen Friedensheiland geprieſen. — An ſeinem Krönungstage, da 5000 Leichen als Opfer blinden Maſſenſturms nach dem geweihten Becher auf dem Chodynka-Feſtplatze bei Moskau lagen, ging „Väterchen“ nachts auf den franzöſiſchen Ball, tanzte fröhlich und trank Sekt. Und während er herumhüpfte, klang es durch ſeine Seele: „Nitſcho, nitſcho! mirr, mirr!“

Als ſpäter am berüchtigten Roten Sonntag der Prieſter Gapon mit vielen Tauſenden allerlei Bitten für die Armen, Verfolgten, unſchuldig im Gefängnis Schmachtenden vortragen wollte und ſie dafür von den Koſaken auf ihrem Bittgang zum Kaiſerlichen Palaſt niedergehauen waren, ſah dasſelbe Väterchen von ſeinem Fenſter auf die Leichenhaufen und den blutgefärbten Schnee mit dem beruhigenden Gedanken: Nitſcho, nitſcho! Es iſt nichts, nichts! Mirr, mirr! Friede, Friede!

Der preußiſche Schulz an der Grenze glaubte dem Worte ſeines ruſſiſchen Freundes Iwan. Dieſer hat ihn dafür ſpäter als Erſtling nach Sibirien transportiert.

Und der gute deutſche Michel glaubte dem Friedensgebrumm des ruſſiſchen Bären ſo lange, bis im Juli des Jahres 1914 aus dem Brummen ein Wutgeheul wurde.

Öſterreich hatte die Beſtrafung der ſerbiſchen Mörder ſeines Kronprinzenpaares gefordert. Schon iſt Serbien zur Sühne gewillt. Rußland duldet es nicht. Väterchen muß doch die Mörder beſchützen! Sind ſie doch aus ſlaviſchem Blute, wie ſeine lieben Ruſſen. Nein, nein! Eine ſolche herrliche Gelegenheit, etliche Länderchen zu verſchlingen, kann der Ruſſe ſich nicht entgehen laſſen. Und alle die Geheimverträge mit dem rachedurſtigen Franzoſen und dem ſchlauen Briten über die Neuverteilung der Welt — können doch nicht ewig in der Schublade bleiben. — Der Zar hält wütige Reden gegen Öſterreich. Die ihm und ſeinem Volke zugefügten „Beleidigungen“ ſeien „unerträglich“. Er ſchickt ſeine ſeit Jahren ſchlagfertigen Millionenheere gegen die öſterreichiſche und deutſche Grenze.

„Was wird werden?“ — ſo fragten wir hier in Oſtpreußen.

In der letzten Juliwoche ſtieg die Spannung der Gemüter aufs höchſte. Es lag wie Gewitterſchwüle über uns allen. Die meiſten glaubten nicht an den Krieg.

Als ich am 29. Juli zu einer Kirchenratsſitzung nach Kutten fuhr, ſah ich überall auf den Dorfſtraßen Menſchen in kleinen Gruppen beieinander ſtehen und unter Kopfſchütteln und lebhaftem Geſtikulieren miteinander ſprechen. Es war dem deutſchen Michel, der ſo gerne träumt und ſinniert, plötzlich die Wanze ins Geſicht gekrochen, ein häßlicher „Piſak“, wie wir Oſtpreußen ſagen. Schon der alte Rektor Pogorzelski aus Kutten, ſeligen Angedenkens, der bekannt maſuriſche Humoriſt, hatte davon geſungen:

Ich ſaß in Dunkelheiten
Und dacht an Ewigkeiten,
Da kam ein Wanzker bunter
Langſam den Wand herunter,
Der kroch mir ins Geſicht, —
Da macht ich dies Gedicht.

Fürwahr, Rußland ein Wanzenneſt, die erſte Wanze krabbelte uns im Geſicht. Ob aus der hohlen Wand noch mehr Wanzen herauskriechen werden?“ —

„Wird Krieg werden?“ — das war die erſte Frage, mit der mich die Kirchenälteſten beſtürmten, als ich vom

Wagen ſtieg. Ich mußte nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen antworten: Nein! — Das iſt unmöglich, das iſt vernunftwidrig. Denn erſtens: Rußland hat keinen Grund dazu. Es kann doch deshalb, weil die Serben das öſterreichiſche Kronprinzenpaar ermordet haben, nicht gegen uns Krieg führen. Rußland wird ferner wiſſen, daß es gegen einen ſo ſtarken Gegner wie Deutſchland unterliegen muß. Es unterlag 1856 im Krimkriege, 1876 konnte es nur mit Hilfe Rumäniens die Türkei, den kranken Mann, knapp beſiegen; 1904—1906 iſt es von dem kleinen Japan überwältigt. Schließlich wird doch der Zar nicht ſo töricht ſein, ſeinen Thron zu riskieren. Alle Kirchenälteſten ſtimmten mir freudig zu: Es wird nicht Krieg!

Schon am nächſten Tage, den 30. Juli, kommt abends 6 Uhr ein Eilbote vom Landratsamt zu mir mit der Botſchaft: Die Glocken ſind zu läuten. Die Mobilmachung ſei von Allerhöchſter Stelle befohlen. Vor Erregung zitternd laufen Glöckner und ſeine Gehilfen auf den Turm und ziehen eine Stunde lang die Glocken. Dieſe klingen ſo ſtürmiſch, ſo Mark und Bein erſchütternd! Sie rufen zum Kampf und entfeſſeln in der Stadt eine unbeſchreibliche Begeiſterung. Alles läuft auf die Straßen. Ein unabſehbarer Volkshaufe, der ſich in jedem Augenblick vergrößert, zieht durch die Straßen, von einem Tor zum andern. Kinder, Jünglinge, Mädchen, Frauen, Männer, Greiſe, Hohe, Niedere, Beamte, Bürger, Arbeiter, Soldaten — alles zieht mit. Vier Stunden und länger bis in die Nacht hinein brauſen die Kriegs- und Vaterlandslieder. Auf den Märkten wird ſtill gehalten und Hurras unſerem Kaiſer, Hurras unſerem Heer gebracht. Und wo ſich irgend ein Soldat, einer von unſeren Jägern zu Pferde, oder gar ein Offizier zeigte, wurde er ſtürmiſch begrüßt. Ein ergreifendes Schauſpiel!

Am nächſten Morgen kommt der kalte Waſſerſtrahl: Die Mobilmachung iſt noch nicht befohlen. Ein Irrtum! Wie iſt das nur möglich? Alſo nitſcho! nitſcho!? — mirr! mirr!? — Wer iſt der Schuldige, der ſo blinden Lärm in einer ſo hohen, hochheiligen Sache macht? — Das war der Zar in Petersburg. Er hatte in zweideutiger Heuchelei unſeren Kaiſer hingehalten und keine Antwort auf Deutſch-

lands Ultimatum gegeben, aber seine Truppen bereits die preußische Grenze überschreiten lassen, also den Krieg tatsächlich angefangen, obgleich unser geliebter Kaiser sich um die Erhaltung des Friedens so warmherzig und kräftig direkt beim Zaren bemüht hatte[1]). Eine Berliner Zeitung hatte daraufhin voreilig ohne Wissen des Reichskanzlers den Kriegsbeginn gemeldet.

Aber schon am Abend desselben Tages kam der tatsächliche Allerhöchste Mobilmachungsbefehl.

Nun wiederholte sich das ergreifende Schauspiel des vorigen Tages. Die hohen Wogen der Begeisterung rissen alle Herzen mit. Auch auf dem Lande schäumte und brauste es. So etwas war noch nicht dagewesen, solange die Welt steht. Als die Glocken von den Türmen läuteten, ging es wie heiliger Schauer durch alle Seelen. Viele weinten bei diesen Tönen, nicht in Trauer — in Anbetung vor dem Herrn der Heerscharen — in Begeisterung für den „heiligen Krieg". Die Leute ließen auf dem Felde ihre Arbeit in Stich und eilten so wie sie waren in die Kirche. Die Häuser entleerten sich. Die mit Kochen beschäftigten Hausfrauen stürmten fort. Mütter eilten, ihre Säuglinge im Arm, ins

---

[1]) So schreibt unter anderem Kaiser Wilhelm an den Zaren (Weißbuch Anlage 20) unter dem 29. Juli 1914: „Zweifellos wirst Du mit mir darin übereinstimmen, daß wir beide, Du und ich, sowohl als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für den scheußlichen Mord moralisch verantwortlich sind, ihre Strafe erleiden . . . . . Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich daher meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen unterstützen wirst."

Unter dem 30. Juli 1914 Kaiser Wilhelm an den Zaren (Weißbuch, Denkschrift): „Während diese Aktion (Vermittlung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn) im Gange war, sind Deine Truppen gegen das mir verbündete Österreich-Ungarn mobilisiert worden . . . . . Die mir von meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist mir immer heilig gewesen und ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen."

Gotteshaus. — Als ob der jüngſte Tag erſchienen! — Der Organiſt ſpielte. Die Gemeinde ſang mit tiefſter Inbrunſt. Der Geiſtliche ſtieg auf die Kanzel, predigte, betete.

Sonntag, den 1. Auguſt, am erſten Tage der Mobilmachung, war die Kirche in Angerburg von mehr denn 2000 Zuhörern ſo gefüllt, daß viele vor den Türen ſtehen mußten, ebenſo am 4. Auguſt, dem allgemeinen Bettage. Da ſah man Tränen in den Augen von Männern, die ſonſt als hart und unempfänglich für religiöſe Eindrücke galten. Beim Beten warf ſich die große Gemeinde von ſelbſt auf ihre Knie. Alles lag vor dem Ewigen und Allmächtigen im Staube.

Ich predigte am 1. Auguſt über Pſalm 118, 10—12: „Im Namen des Herrn will ich ſie zerhauen“ und gab darin dem glühenden Zorn des deutſchen Volkes gegen jenen Erzheuchler, den Zaren, Ausdruck, der mit ſeinem „mirr! mirr!“ jahrelang die Welt täuſcht und in ſeinem Herzen mörderiſche Kriege ſpinnt; der zum Schein noch mit unſerem Kaiſer des Friedens wegen verhandelt, während ſeine Kriegshorden ſchon in Oſtpreußen morden und plündern.

Am 4. Auguſt konnte ich der Gemeinde bereits mehrere Beiſpiele ſolcher Mordtaten berichten, die von den Koſaken ſchon vor der Kriegserklärung auf preußiſchem Boden verübt waren.

Dieſe Predigten wurden in 20000 Exemplaren ſchnell gedruckt und in die Gemeinden an der Grenze verſchickt Sie ſollten mir noch viel Angſt einbringen.

3. Phantasien.

Die Volksseele war beim Ausbruch des Krieges so tief erschüttert, die Einbildungskraft so hoch gespannt, daß die wunderlichsten Phantasiebilder zum Vorschein kamen:

„Im Kriege kann man Millionär werden."

Der kleine Kaufmann, der sich im Frieden mühsam geplagt hatte, ohne reich zu werden, glaubte, daß das Stündlein geschlagen habe, wo sich der holde Traum seiner Jugend von unermeßlichen Schätzen erfüllen werde. In früheren Kriegen waren doch schon so viele zu Millionen emporgestiegen, — warum sollte denn nicht auch ihm in diesem großen Kriege der große Wurf gelingen? — Also nur sofort anfangen! „Hat das Pfund Salz bisher 10 Pfennig gekostet, — nehmen wir jetzt 30 Pfennig, oder noch besser 40 Pfennig. Der Konkurrent gegenüber soll es ja auch so machen. Zucker und Kolonialwaren sind erst recht der Preissteigerung würdig. Außerdem will das zum Kriege ausrückende Jägerregiment meine Vorräte kaufen." — Die lieben Hausfrauen erschrecken. Was soll daraus werden? —

Da, schon nach einigen Tagen kommt vom Regierungspräsidenten die Verfügung: „Halt! Verboten!" — und der schöne Millionentraum zerrinnt.

„Papiergeld, Banknoten haben im Kriege allen Wert verloren — nur gut zu Fidibus beim Anstecken der Tabakspfeife." —

„Wer hat das gesagt? Wer wagt solchen Unsinn zu behaupten? — so fragten die Käufer, die einen Zwanzig- oder Hundertmarkschein dem Verkäufer hinreichten.

„Hören Sie mal! Sie wollen mich betrügen? Sie wollen diese kostbaren Waren mit wertlosem Papier bezahlen? So dumm sind wir nicht. Daraus wird nichts."

— „Aber wo steht das geschrieben? Wer hat das gesagt?"

„Ach, was? Das weiß jedes Kind. Das wissen alle Menschen. Das wird Ihnen jeder vernünftige Mensch sagen, daß im Kriege nur mit Gold oder Silber bezahlt wird."

Dergleichen Auftritte wiederholten sich allenthalben.

Die Volksphantasie hatte plötzlich ein strenges Gesetz erlassen, dem sich alles beugen mußte. Aber neben dem harten Gesetz schleicht sich ja auch die milde Gnade ein.

Auf dem Bahnhof in Rastenburg sitzt ein zartes, blondes Frauchen, das mehrere Stunden auf den nächsten Zug nach Angerburg wartet. Noch zittert ihre Seele von dem tränenvollen Abschied, den sie von ihrem geliebten Gatten, der als Reserveoffizier eingezogen ist, nehmen mußte. Sie trinkt eine Tasse Kaffee und läßt sich eine Tafel Schokolade reichen. Dann reicht sie dem Kellner einen Fünfmarkschein. „Gilt nichts!" sagt dieser. Alle anderen im Wartesaal nicken beifällig: „Gilt nichts!" — O wehe, sie hat unterwegs alles Silber und Nickel ausgegeben. Was nun? Soll sie etwa ihren Trauring zum Pfande lassen? Sie bricht in Tränen aus. Das sieht der Kellner. Sein Herz wird weich. Gnädig nimmt er den Kassenschein an und gibt Nickel zurück. Ein sonniges Lächeln dankt ihm. Dann reist das Frauchen, meine Schwiegertochter, glücklich von ihrer Kaffeeschuld erlöst, zu uns.

Nach einigen Tagen erscheint in allen Zeitungen der Befehl des stellvertretenden Generalkommandos: „Alles Papiergeld hat vollen Wert wie Gold und Silber". — Und das — böse Gesetz der Volksphantasie ist dahin.

„Das Land ist voll von Spionen. Man muß alle verdächtigen Personen sofort anzeigen, um das Vaterland zu retten."

Die Russen hatten freilich seit Jahren in Ostpreußen viel Spionage getrieben. Das ist feststehende Tatsache. Sie kannten bei ihrem Einfall jeden Steg und Feldweg, wußten auch in den großen Wäldern der Rominter- und der Rotebuder Forsten besser Bescheid als unser Militär. Nun kam aber die Volksphantasie und witterte in jedem Unbekannten einen Spion, den sofort anzuzeigen, heiligste Vaterlandspflicht sei. Es war gefährlich, einen ungewöhnlichen Hut zu tragen, einen weiten Mantel zu haben, auf einer Brücke stehen zu bleiben, durch ein Fernglas zu schauen; wurde man dabei von jemand, der einen nicht kannte, beobachtet, so galt man als Spion und wurde festgenommen. Sogar das Spazierengehen war gefährlich.

Im Dorfe Klein-Pillacken geht ein Brautpaar spazieren. Zur Erntezeit auf dem Lande spazieren gehen? — Ach, sie biegen von der Landstraße ab! Wohin? — Auf einsamen Pfaden den Berg in die Höhe? — Höchst verdächtig! Ha! nun umarmen sie sich und schließen ein feierliches Spionagebündnis. Leute, wer kennt die beiden? — Also niemand? — Dorfsdiener, laufe Er schnell, schnell und hole Er den nächsten Militärposten, um zwei Spione festzunehmen! — Und so wird denn das Liebespärchen aus seinem seligen Glück herausgerissen und nach Buddern abgeführt, wo der Bataillonsstab im Pfarrhause sein Quartier hat.

Die weinende Braut möchte vor Scham vergehen. Gott sei Dank! Die beiden Missetäter begegnen dem Herrn Pfarrer, der das Mädchen als seine frühere Konfirmandin erkennt und ausweisen kann. Nach der Konfirmation vor fünf Jahren war das Mädchen nach Berlin in den Dienst gegangen und jetzt mit ihrem Bräutigam aus Berlin zu den Eltern gekommen, um die Hochzeit zu bereden. Den Leuten im Dorf war es unbekannt, daher ihre Festnahme. Nach kurzem Verhör wurden sie als unverdächtig entlassen. Denn der Pfarrer bezeugte: „Ich kenne sie und werde sie trauen.“

Nach drei Tagen wagen sie wieder einen Spaziergang, aber nicht auf den Berg, sondern ins Tal. Dort sind sie vor allen Späheraugen geborgen. Ach, sie dachten nicht,

daß in der Nähe eine Brücke ist, wo ein Posten steht. Als sie den Posten sehen, weichen sie aus. Der schreit: halt! und nun werden sie zum zweitenmal festgenommen und als Spione nach Buddern geführt, hier wieder erkannt und freigelassen. Darauf sind sie nicht wieder spazieren gegangen bis zu ihrer Trauung. Da fuhren sie aber, um nicht auf ihrem Hochzeitsgang noch zum drittenmal arretiert zu werden.

Der Mühlenbesitzer Kropp aus Krzywinsken besteigt eines Abends seine Windmühle. Er hat dort so mancherlei zu schaffen; denn am Tage war so viel auf dem Felde zu tun. Als es dunkel wird, steckt er ein Licht an. Er weiß freilich, daß solches auf Mühlen vom Militär verboten ist. Aber was soll man machen, wenn man die Steine zum Mahlen schärfen will? Und so ein kleines Licht wird doch der Posten in Strenglen nicht sehen können. — Da mitten in seiner Arbeit poltert's die Treppe in die Höhe. Zwei Feldgraue holen ihn und führen ihn ab. — Das war ein hartes Lager und eine schlechte Nacht im Schulkeller, wo man ihn einsperrte. Am nächsten Morgen kam das Verhör. Es ging noch glimpflich mit einem Verweis ab.

Sehr viel beschäftigte sich die Volksphantasie mit dem französischen Goldauto. Man las es doch in den Zeitungen, daß ein mit Gold beladenes Auto, welches die Franzosen den Russen als Kriegshilfe geschickt, irgendwo in Süddeutschland abgefaßt und erbeutet sei. Daß mehrere solcher französischer Kriegskassen-Autos auch durch Ostpreußen schwirrten, um über die russische Grenze geschmuggelt zu werden, stand bei allen Leuten bombenfest. O, der Glückliche, dem ein solches Auto zur Beute fiel! — Landsturmmann, paß auf! Dort saust ein Auto heran. Ach, vielleicht endlich das ersehnte Goldauto. Die Wache untersucht es, aber sehr gründlich. Leider, leider, wieder nichts. Kein Gold darin.

In Mehlauken stehen zwei Landsturmposten an den verbarrikadierten Eingängen des Dorfes. Da — ein Auto. Darin sitzt ein Oberst, der aus dem Westen nach Tilsit abkommandiert ist, um dort den Befehl über eine Brigade zu übernehmen. Sein Bursche, der zugleich sein Chauffeur ist, hält vor dem Wachtposten an. Nun kennt jeder preußische

Landstürmer einen Oberst sofort an den Abzeichen seines Ranges sehr gut. Aber konnte es nicht auch ein in deutscher Uniform verkleideter Franzose sein? Ein Spion und Überbringer französischen Goldes für Rußland? Wer kennt alle die Schliche des schlauen Franzosen? — „Aussteigen!“ — befiehlt der eine Landsturmposten. „Kinder, laßt mich weiter fahren, ich muß heute noch nach Tilsit zu meiner Brigade!“ — spricht freundlich der Oberst. Es half alles nichts. Das Auto wird sorgfältig nach dem versteckten Gold untersucht. Nichts da. Aber ein Spion konnte es immerhin sein. Bald schwirrt das Gerücht von der Einfangung eines Spions durch das Dorf. Alles, was Beine hat, läuft hinzu. Auch die beiden Gendarme sind schnell zur Stelle und geleiten den Herrn Oberst zur Post, wo er sich mit dem Generalkommando in Königsberg in Verbindung setzt und auf diese Weise legitimiert.

Inzwischen forschte der die Landsturmwache befehligende Feldwebelleutnant den Burschen aus, der zu den Insterburger Ulanen abkommandiert war.

„Sie stehen bei den Ulanen in Insterburg. Wie heißt der Regimentskommandeur?“

„Döß weeß i net“, erwidert der Schwabe.

„Wie heißt denn Ihr Rittmeister?“

„Döß weeß i auch net.“

„Was, Kerl, das wissen Sie nicht einmal; dann sind Sie ja ein Spion, wie er im Buche steht.“

Dann kam der Herr Oberst von der Post, fand seinen Burschen mitten in strengem Examen, lachte und sagte zu den Landstürmern: „Ich freue mich, daß Sie hier so auf dem Posten sind.“

Auch die polnischen und russischen Arbeiter, welche bei Ausbruch des Krieges in Ostpreußen zurückgeblieben waren, hatten ihre wunderlichen Phantasien. Sie hatten auf den großen Gütern in Ostpreußen guten Lohn und reichliches Auskommen gefunden, jetzt würden sie, sobald ihre russischen Brüder einrückten, selber die Herren dieser Güter werden, und würden helfen, alle Deutschen totschlagen. So drohten z. B. die russischen Arbeiter den Gutsleuten in Piontken.

Daß auch die echten Polen, deren etliche ſich in Maſuren angeſiedelt hatten, mit den Ruſſen ſympathiſierten und ihnen gerne dienſtlich und förderlich ſein wollten, iſt ſelbſtverſtändlich. Hielten ſie doch alle Oſtpreußen für verloren.

Der Brennereiführer des Rittergutes Groß Grieben hatte ſich beim Ruſſeneinfall hinter den großen Fäſſern der Brennerei verſteckt. Der Hunger trieb ihn nach einigen Tagen aus dem Verſteck. Koſaken führen ihn zum Oberſt. Dieſer fragt polniſch:

„Biſt Du katholiſch?“

„Jawohl, Herr Oberſt, ich bin echt katholiſch und polniſch“ — antwortet der evangeliſche Maſur in ſeiner Todesangſt, um durch dieſe Lüge ſein Leben zu retten.

„Kannſt Du mir den roten Zettel zeigen?“ — Nun hatte der Brennereiführer auch ſchon von roten Zetteln gehört, die ſich Polen, die diesſeits der Grenze wohnten, aus Ruſſiſch-Polen holten, um ſich dadurch als Ruſſenfreunde auszuweiſen.

„Ach, Herr Oberſt, ich wollte es immer tun, aber meine evangeliſche Herrſchaft gab mir keinen Urlaub über die Grenze zu gehen. Ach, es iſt mir ſo ſchrecklich, daß ich keinen roten Zettel habe. Ach, ich habe ſchon ſoviel darüber geweint und deshalb verſteckte ich mich!“

„Ich glaube Dir, mein Sohn“, ſprach gnädig der Oberſt und ließ ihn frei.

Von einem wirklichen Spion in der Nähe von Angerburg erzählt Pfarrer Rudloff-Olſchöwen: „Am Sonnabend den 22. Auguſt war ich allein mit den Meinen zurückgeblieben; alle anderen waren geflohen. Da — als ich abends den Kirchenberg betrete, um in der Ferne die anrückenden Ruſſen zu beobachten, ſehe ich eine Korporalſchaft von acht deutſchen Soldaten näher kommen und wundere mich darüber, weil unſere Truppen längſt fort waren. Ich hielt ſie für die letzten Nachzügler, die vor den Ruſſen fliehen, gehe ihnen entgegen und ſage:

„Guten Abend, liebe Kameraden! Wo iſt denn der Ruß?“ Ich meinte die ruſſiſche Armee.

„Herr Pfarrer, wiſſen Sie auch ſchon von dem Halunken? Hier iſt er ja!“ erwiderte der Soldat. Und nun erſt ſehe ich

eine düstere Gestalt in ihrer Mitte, mit wildem Haar, die Hände auf den Rücken gebunden. Ja, wahrhaftig, das war ein wirklicher Spion, ein Russe, den man aufgegriffen hatte, als er gerade einen Gutshof im Kreise Darkehmen in Brand stecken wollte. Nun führte man ihn nach Nordenburg zum Divisionsgeneral zur Aburteilung.

„Hurra! Der erste Sieg im Skalischer Wald. 200 Russen gefallen oder verwundet, 300 gefangen. Beute groß. Von unserer Seite nur 20 Tote und Verwundete."

Ganz Angerburg schwebte im Freudentaumel über diese erste große deutsche Heldentat.

Im Skalischer Walde! Also ganz in der Nähe, 11 Kilometer entfernt. Mein Nachbar, Pfarrer Wolter, bringt mir diese Siegesbotschaft. Ich laufe auf die Straße, wo sich schon viel Volk angesammelt hat und lauter strahlende Gesichter zu sehen sind. Wer hat diese Botschaft gebracht? — Beim Kürschner Pulwer in der Königsberger Straße sei der Siegesbote. Richtig. Ein Einjährig-Freiwilliger vom Rastenburger Grenadier-Regiment, von vielen Herren umringt, hat sich seinen Waffenrock ausgezogen, um sich an denselben die Unteroffiziertressen annähen zu lassen. Er ist für seine todesmutige Tapferkeit in der Skalischer Schlacht mit solcher Beförderung belohnt worden. Schon einmal hat er die Wundermär erzählt, sich bewundern und beglückwünschen lassen. Jetzt kommt die Geistlichkeit hinzu und dahinter der Kaufmann Christeleit, in der einen Hand eine Kiste echter Havannas, in der anderen eine Flasche köstlichsten Rotweins.

„Junger Held", spricht jetzt der Kürschnermeister, „hier ziehen Sie Ihren Waffenrock wieder an, stärken Sie sich durch einen Schluck Wein und erzählen Sie noch einmal dem Herrn Superintendenten, was im Skalischer Walde geschehen ist!" — Und nun erzählt er nach einem kräftigen Schluck folgendes:

„Ich mit einem Kommando von 50 Mann sind im Dörfchen Gronden nahe an der großen Forst einquartiert, um diese in strategischer Hinsicht wichtige Stelle zu bewachen. Zwei von uns standen am Waldrande auf Posten. Da —

gestern abend etwa um 9 Uhr — kommt der eine Posten atemlos zu uns gelaufen und meldet mir: „Die Russen sind in der Forst, etwa 250 Kosaken und 250 Fußvolk. Sie kochen eben ab auf einem freien Platz mitten im Wald!“ Als ich, der Rangälteste des Wachtkommandos, das höre, treffe ich sofort meine Maßregeln. Ich teile die 50 Mann in zwei Haufen, 25 hat ein anderer Gefreiter zu führen mit der Aufgabe, den Russen den Rückweg zu verlegen. Ich mit 25 Mann wollen sie beschleichen und plötzlich angreifen. Unsere Herzen schlagen laut vor Kampfbegierde. Die Kerle laufen zu schnell und sind mir zu laut. Ich kommandiere: „Schleichen! pst! pst!“ — Ja, wie die Katzen schleichen wir heran. Richtig — da liegt die Bande, hat sich ein großes Feuer gemacht und verzehrt ihr Abendessen. Die Pferde sind bereits an Bäumen angebunden, teils grasen sie frei im Walde. Wir haben Deckung genommen, jeder hinter einem Baum. Jeder nimmt einen Feind aufs Korn, und auf mein Zeichen knallen wir in den Haufen hinein. Großes wildes Kriegsgeschrei. Die Kosaken laufen zu ihren Pferden. Aber bald sinkt einer nach dem anderen von unseren Kugeln getroffen nieder. Der Rest will fliehen. Doch da knallts von der anderen Seite. Meine strategische Maßregel hatte sich bewährt. Die Kameraden des zweiten Haufens schießen auch gut. Da strecken sie die Hände empor, werfen ihre Waffen nieder und ergeben sich. Das Resultat war herrlich. 200 lagen tot oder verwundet. 300 führten wir gefangen davon. Wir hatten nur 3 Tote und 17 Verwundete.“

„Herr Superintendent“, sagt Kaufmann Christeleit, „hier ist Papier und Feder, wollen Sie das nicht alles niederschreiben und die Siegesbotschaft drucken lassen?“ — „Das kann geschehen.“ —

Viel Ehre und Freude wurde noch an selbigem Abend dem tapferen Siegeshelden bereitet. Es regnete auf ihn freundlichste Einladungen zum Abendessen nieder. Nur zwei leider konnte er annehmen, eine Einladung zu einer Frau Hauptmann und eine ins Pfarrhaus. Am liebsten hätte er alle angenommen, aber dazu reichte die Zeit und die Ausdehnungsfähigkeit seines Magens nicht aus.

Er überlegte: von $6^1/_2$ bis $7^1/_2$ Uhr tapfer beim Pfarrer in die Mahlzeit eingehauen; auf dem Gang aus dem Pfarrhaus zur gnädigen Frau Hauptmann gewinnt der Magen neue Fassungskraft.

Als ich nach dem Gespräch mit dem Siegesboten heimgehe, kommt mir der Hausvater von meiner Krüppellehranstalt entgegen, und da für die Krüppel auch eine Druckerei eingerichtet ist, nimmt er die Notizen über die Skalischer Schlacht mit sich und freut sich riesig über den Gewinn, den die Krüppel durch Druck und Verkauf der Siegesbotschaft haben werden. Ich aber laufe zu unserem Anstaltsdoktor ins Reservelazarett. Ich hatte nämlich von meinen 25 Krüppelhäusern einen Komplex von 5 Häusern für Verwundete zum Reservelazarett eingerichtet und wartete mit dem Doktor sehnsüchtig darauf, für unser geliebtes Vaterland endlich etwas an Verwundeten tun zu dürfen.

„Herr Doktor, haben Sie schon gehört, was los ist?“ —

„— Jawohl! Wo wäre am Ort ein Mensch, der nicht schon vom Skalischer Siege gehört hätte?!“

„Nun bekommen wir wahrscheinlich die Verwundeten vom Schlachtfelde.“

„—Die Schwestern und ich brennen darauf, unsere Pflicht zu tun.“ —

Am nächsten Morgen steht noch nichts von dem Skalischer Siege in den Zeitungen. Bald munkelt man, der liebe Einjährige habe nur seinen Traum erzählt. Das Bewachungskommando in Buddern wird angefragt und weiß nichts davon. Ich aber bekomme die Aufforderung, sofort beim hiesigen Ortskommandanten zu erscheinen.

„Ihre Krüppeldruckerei hat die falsche Nachricht über eine Schlacht im Skalischer Wald verbreitet. Das ist durch die Militärgesetze streng verboten. Sie sind der verantwortliche Leiter der Anstalt und Sie werden auf Befehl des Stellvertretenden Generalkommandos in Königsberg hiermit verwarnt, sonst wird Ihre Krüppeldruckerei geschlossen.“ — Solches wurde mir eröffnet. Da hatte ichs. Ich empfing den gerechten Lohn. Die Krüppel hatten 1,25 Mark mit ihrer Depesche verdient. Was sich der phantasiereiche Einjährige verdient hat, habe ich nicht erfahren. Vielleicht

schläft er schon irgendwo in kühler Gruft und träumt weiter von Sieg und Krieg.

Bisher hatte ich beim Anblick der herrlichen Skalischer Forst immer an den Schwindler Skalichius denken müssen, von dem der Wald den Namen bekommen hat. Derselbe hatte nämlich den guten Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg vor $3^1/_2$ Jahrhunderten furchtbar beschwindelt. Er war als Fürst von Skalichi aus dem Welschland gekommen, mit Empfehlungen von hohen Personen, gab vor, in alle geheimen Künste und Wissenschaften eingeweiht zu sein und Gold machen zu können. Für sein Versprechen, mehrere Zentner Gold liefern zu wollen, beschenkte ihn der Herzog mit dem großen Wald zwischen Angerburg und Darkehmen. Zuletzt wurde der Schwindler entlarvt, alle seine Empfehlungen waren gefälscht. Aber die Forst hat seinen Namen behalten bis auf diesen Tag. Wenn ich jetzt die Forst sehe, denke ich nicht mehr an den alten Schwindler im 16. Jahrhundert, sondern an den Einjährigen und seine Heldentaten in diesem Walde.

Ein Kosakenregiment im Kartoffelfelde bei Pietzarken war am 20. August 1914 von einer Frau gesehen worden. Am selbigen Tage nämlich zog durch Pietzarken eine lange deutsche Bagagekolonne. Die Wagen waren schwer, mit 40 Zentner beladen und wurden nur von zwei Pferden gezogen. Der Durchzug währte vier Stunden. Die Leute waren hungrig und durstig. Das ganze Dorf, besonders Gastwirt Gembalowski, spendete aufs reichlichste, um unsere Soldaten zu erquicken. Die letzten Wagen passierten den Ort schon in der Dämmerung. Da kommt eine Frau vom Ausbau und schreit: „Unser ganzes Kartoffelfeld ist voll Kosaken!“ Sogleich schwärmen die Mannschaften aus und das Geschieße beginnt. Man trifft aber keinen Kosaken, denn es ist keiner da. Nur ein Soldat wird am Bein verwundet und am nächsten Tage ins Lazarett nach Lötzen geschafft.

„Japan hat an Rußland den Krieg erklärt und kämpft mit uns Deutschen.“

So las man in den ersten Tagen des August in allen Zeitungen. Ebenso erfuhr man von begeisterten Kund-

gebungen, welche das Volk in Berlin dem japaniſchen Geſandten vor ſeinem Hotel dargebracht, und wie dieſer mit glückſtrahlendem Antlitz dafür gedankt hatte. „Prächtige Kerle — dieſe Japaner, und wie klug! Die verſtehen die Gelegenheit auszunützen!“ — ſo hörte man überall reden. Nachdem die Japaner das Lob des deutſchen Volkes einige Tage reichlich genoſſen haben, ſind plötzlich alle japaniſchen Studenten aus Berlin heimlich verſchwunden, einige ſogar mit Miete und Koſtgeld durchgebrannt. Und Japan erklärt an Deutſchland den Krieg. O lieber deutſcher Michel, was ſchüttelſt du den Kopf über deinen gelben Freund, dem du einſt Unterricht in allen Künſten und Wiſſenſchaften gabſt, und der jetzt mit affenartiger Geſchwindigkeit dein Feind worden iſt? Du ſollſt noch Wunderlicheres denn dies erleben.

4. Der Wosch und der Kosak.

Beide sind einander verwandt und unzertrennlich: der Wosch und der Kosak.

Wer ist der Wosch? — Im Deutschen sagt man „Laus“. Die deutsche Laus ist zart und weiblichen Geschlechts und wird von den Deutschen unbarmherzig ausgetilgt. Die russische Laus ist groß, ein kräftiges Lebewesen, männlich und des Kosaken guter Freund.

Der Wosch liebt die Unreinlichkeit, der Kosak erst recht. Kosakenlager im Pfarrhause und in der Schule zu Kutten, wo sie 18 Tage genächtigt hatten, habe ich bald nach ihrer Flucht mit eigenen Augen gesehen und mich entsetzt. Sie hatten sich aus der Scheune des Gutsbesitzers Sauvant ungedroschenen Weizen zum Lager bereitet und darauf nicht allein geschlafen, sondern auch das verrichtet, was wir Deutsche auf dem Abort tun. Zur nächsten Nacht wurde wieder eine Schicht Weizenstroh darüber gelegt und wieder dieselben Geschäfte erledigt. So lag Kotschicht über Kotschicht: gärend, brütend, vom Wosch belebt.

Der Wosch reitet auf dem Kosak und der Kosak reitet auf dem Pferd. Der Kosak springt behende von der Erde

auf sein Pferd, der Wosch springt behende auf seinen Kosak. Wenn ich russische Schützengräben aufsuchte, warnten mich die Soldaten: „Nur nicht zu nahe! Sie bekommen Läuse!“ — „Aber wie ist das möglich?“ Läuse kriechen doch nur langsam?“ — „Nein, Russenläuse springen und fliegen gleich Flöhen.“

Der Wosch ist nur mächtig durch die Massen und bekreucht sein Opfer nur hordenweise. So auch der Kosak. Einzeln feige, ist er in großen Schwärmen fürchterlich.

Beide lieben „Krow, Krow!“, d. i. Menschenblut. Der Wosch hat unbeschränktes Beuterecht. Auch dem Kosak ist von „Väterchen“ das Recht verbrieft, nach Herzenslust Beute zu machen.

Als die Kosaken anno 1813 uns gegen Napoleon beistanden, beschenkten sie Ostpreußen mit dem Wosch, der in Milliarden von Exemplaren hier abgesetzt wurde. Die Erinnerung an dieses Gastgeschenk hat sich in unserem Volk 100 Jahre lang erhalten, so daß man für „Läuse“ auch „Kosaken“ sagt.

Es gibt Schlagworte, die, im Volke von Mund zu Mund laufend, beherrschende Macht gewinnen. Ein solches Schlagwort war das von der Kosakenlaus. Ein General in Königsberg soll vor einer Reihe von Jahren das Wort geprägt haben: „Kommt es einmal zum Krieg mit Rußland, dann soll auch nicht eine einzige Kosakenlaus über die Grenze kriechen.“

Auf dieses Wort gründeten wir Ostpreußen unsere Zuversicht. Es gab freilich auch ängstliche Gemüter: „Unsere weitschweifige Grenze gegen Rußland ist völlig ungeschützt; die einzige kleine Feste Boyen kann eine russische Armee kaum 24 Stunden aufhalten. Dagegen besitzen die Russen unfern der Grenze 14 starke, uneinnehmbare Festungen von Dünaburg bis nach Warschau.“ —

„O Sie Angsthase, wissen Sie nicht, was der General in Königsberg von der Kosakenlaus gesagt hat? Nicht eine einzige soll über die Grenze kriechen.“

Ein anderer wies auf eine andere Schwäche hin: „In Ostpreußen ist zu wenig Militär; alle Grenzstädte Neidenburg, Soldau, Gilgenburg, Johannesburg Bialla, Margra-

bowa, Eydtkuhnen, Pillkallen, Schirwindt sind ohne Soldaten. In Rußland dagegen wimmelt es an der Grenze von Soldaten in jedem Städtchen und Dörfchen."

Auch diese Bedenklichkeit wurde durch das Schlagwort von der Kosakenlaus zum Schweigen gebracht.

Schon im Herbst 1912 wurde es jenseits der Grenze so unruhig, daß vornehme Frauen in Lyck und Johannisburg ihre Gold- und Silbersachen zu Verwandten nach dem Westen schickten, um diese Kostbarkeiten beizeiten zu bergen. Da hieß es wieder allgemein: „O diese törichten Frauen! — sie scheinen nicht zu wissen, was der General in Königsberg von der Kosakenlaus gesagt hat."

Die ersten Augusttage schienen dies Wort zu bestätigen. Man hörte nur erfreuliche Nachrichten. In Eydtkuhnen waren Kosaken eingerückt, hatten aber vor unseren Dragonern schnell Reißaus genommen. Ja die deutsche Kavallerie hatte den russischen Grenzort Kibarty besetzt und die russische Wache niedergemacht. Eine russische Kavalleriedivision, die in der Nähe lagerte, hatte ruhig zugesehen.

Die Russen hatten freilich schnell die offene Stadt Marggrabowa besetzt, und der Zar konnte daraus eine große Eroberung machen, um damit die Franzosen zu erfreuen. Als das Regiment aber weiter nach Lyck marschierte, blieb der Oberst und sein Adjutant im Wirtshause zurück, weil er sich von dem köstlichen Wein nicht trennen konnte. Als er schwankenden Trittes sein Auto bestieg, waren deutsche Radfahrer da, die beide niederschossen.

Am 2. August ritten Kosakenpatrouillen über Bialla gegen Johannisburg. Schon nach einigen Schüssen flohen sie über die Grenze zurück.

Am 5. August überschritt eine Kosakenbrigade bei Soldau die Grenze, wurde jedoch durch deutsches Maschinenfeuer ganz aufgerieben.

Am 7. August morgens rückte eine Kavalleriebrigade mit zahlreicher schwerer Artillerie von Prostken aus gegen Bialla. Eine deutsche Batterie, die auf einem Berge nördlich der Stadt lag, vernichtete diesen Heereshaufen. Der Rest kam um 5 Uhr nachmittags in regelloser Flucht nach Prostken zurück. Oft saßen zwei Mann auf einem Pferde,

viele hatten keine Stiefel, die Chaussee war bedeckt mit fortgeworfenen Gewehren, Rucksäcken und Mänteln. Umgestürzte Wagen und Feldküchen versperrten die Wege. Die russischen Offiziere auf der Flucht voran. Die Fliehenden sahen gar nicht hinter sich. Ihnen folgte kein deutscher Reiter. Die wenigen deutschen Kanonen, die noch morgens auf dem Marktplatz gestanden hatten und erst beim Anrücken der Russen auf den Berg gefahren waren, hatten durch vorzügliche Treffer die russische Artillerie vernichtet. Leider war zum Verfolgen des Feindes kein deutsches Militär da. Aber den Kosaken war in Bialla ein solcher Schrecken in die Glieder gefahren, daß sie sofort vom Pfarrhaus in Prostken aus tiefe Schützengräben und hohe Verschanzungen gegen Bialla errichteten.

Das war ein erfreulicher Kriegsanfang. Von überall gute Nachrichten. Wahrhaftig, der General in Königsberg hat Recht gehabt. Ja, was ein preußischer General sagt, das hat Felsengewißheit: „Keine Kosakenlaus wird je über die Grenze kriechen." Der größte Schreckensruf der Kosaken war: „Prussaki! — die Preußen!" Damit konnte man sie in wilde Flucht jagen.

Feigheit und Grausamkeit sind Geschwister. Zeigte sich der Kosak feige, sobald er einen deutschen Soldaten sah, so wurde er grausam gegen schwache, hilflose Zivilpersonen.

„Die Kosaken sind da", ruft in Bialla eine arme alte Frau in Todesangst auf der Straße und will ins nächste Haus flüchten. Da fällt ein Schuß, und sie sinkt als Leiche nieder.

„Wudki!" — schreien zwei Kosaken, indem sie in einen Kaufladen zu Bialla eintreten. Der Kaufmann flieht, sein Lehrling Moslehner reicht ihnen eine Flasche Branntwein. Als er Bezahlung erwartet, schießen sie ihm eine Kugel durch die Brust, daß er tot niederfällt, und plündern den Kaufladen.

In Scharenken steht Pfarrer Horn vor seinem Hause und begrüßt die einrückenden Kosaken. Daß ein deutscher Pfarrer den Mut hat, ruhig zu bleiben, wenn Kosaken kommen, mochte ihnen unbegreiflich erscheinen. Zwei steigen ab und durchsuchen alle Taschen des Geistlichen. Dann

kommt der Verhör: Wo deutsche Truppen stehen? — Der Geistliche antwortet polnisch: „Ich weiß nicht.“ Dann: Wer im Pfarrhause noch wohnt? Antwort: „Ich, sonst niemand.“ Der eine Kosak schreit: „Du lügst“. Der andere sagt: „Ich schieße“. Dann schießen beide: Der eine in den linken Nacken, der andere in die rechte Lunge. Dann reiten sie davon. — Die Schüsse hatten den Körper durchbohrt. Der Geistliche wäre verblutet, wenn nicht eine ebenfalls verwundete Besitzersfrau, die Hilfe im Pfarrhause suchte, gekommen wäre und die nötigen Verbände angelegt hätte.

„Wir wollten fliehen“, erzählt die Kätnerfrau Thews aus Jakunowken, „aber es war zu spät, wir gerieten unter die Russen und wurden nach Hause geschickt. Auf unserem einspännigen Wägelchen saß ich und die Tochter, in einiger Entfernung folgte mein alter Mann, der zu Fuß ging und die Kuh am Strick führte. Kurz vor Possessern in der Nähe des Kirchhofs kam ein Munitionswagen hinten nachgefahren, auf dem zwei Kosaken saßen. Der eine legt sein Gewehr an und schießt. „Ach Gott“, schreit meine Tochter, „der schießt ja auf den Vater!“ — Die Kugel ging fehl. Bald darauf fällt ein zweiter Schuß. Da sinkt mein lieber Mann zu Boden. Wir schrieen vor Entsetzen laut auf. Da fuhren die Kosaken an uns vorüber und lachten laut. Sie sahen wie die leibhaftigen Teufel aus. Wir sprangen vom Wagen und eilten zu unserem schwerverwundeten Vater. Das Geschoß war durch die Hüfte gedrungen und hatte die Därme herausgerissen. Er drückte immer wieder die Hände auf die große Bauchwunde. Ich holte schnell Wasser und stillte seinen Durst. Nach einer Stunde starb er in meinen Armen. Ich hüllte ihn in ein Bettlaken und wir beide trugen ihn auf den nahen Kirchhof. Unter vielen Tränen gruben meine Tochter und ich ein Grab, senkten die Leiche hinab, deckten sie mit Erde, benetzten das Grab mit unseren Tränen, beteten ein Vaterunser und suchten unser Pferd und die Kuh auf, die am Wege unser warteten. Es war Mitternacht geworden.“ —

Tausende solcher teuflischer Grausamkeiten haben dann die Kosaken in Ostpreußen verübt, als sie später in Massen, wie Heuschrecken uns überfluteten. Schon im Juni 1914

hatte der russische Kriegsminister Suchomlinowo in einem Zeitungsartikel geschrieben: „Unsere Armee ist so groß, wie sie noch niemals ein Staat aufzuweisen hat, nämlich 2300000 Linientruppen.“ — Zählt man Reserven und Landwehr hinzu, so mochten die russischen Offiziere wohl recht haben, wenn sie sich bei ihrem Einfall hier rühmten, sie kämen mit 7 bis 9 Millionen, um uns völlig zu zermalmen. Wir seien rettungslos verloren.

Und bald nach dem 10. August hatte sich dieses Riesenheer bis an unsere Grenze gewälzt. Da konnten nun die Kosaken ihren Zerstörungs- und Raubgelüsten freien Lauf lassen. Blut und Feuer ihr Entzücken! Was von unseren Dörfern und Städten dicht an der Grenze lag, wurde in Trümmer geschossen. So wurden die Grenzstädte Schirwindt und Eydtkuhnen mit ihren großen, schönen Kirchen und hohen Türmen durch Brandgranaten vernichtet. Und je weiter die Russen über die Grenze rückten, desto breiter wurde die Wüste. An jedem Abend sahen wir den Himmel gegen Osten blutig gerötet und in der Ferne aufsteigende Feuersäulen von brennenden Dörfern. An einem Abend zählte man sogar 15 solcher Feuerscheine.

Da war der Kosak in seinem rechten Element. Und dann die selige Lust beim Plündern! Solchen Reichtum, wie man ihn in Preußen fand, hatte der Kosak sich gar nicht vorstellen können. Jedes Dorf in Masuren schöner als die schönste Stadt in Rußland, feine Häuser mit roten Dachpfannen gedeckt. Die Gärten voll Obst und Bienenstöcken. Die Ställe voll der kostbarsten Pferde und Kühe. Auf dem Hof Gänse, Enten, Schweine. In den Stuben Spiegel, Bilder, Sofas, Uhren, volle Schränke, weiche Betten. In den Kammern und Kellern Wurst, Speck, Eier, Bier, Branntwein. Da konnten sie raffen, rauben, plündern, was ihr Herz begehrte. Ganze Wagenladungen wurden heim geschickt. Und dann erst wurden die Gebäude in Brand gesteckt.

So machts der Kosak. Wer wills ihm wehren? — Der Kosak ist groß, und er hat einen großen guten Freund — das ist der Wosch.

◇◇◇

5. Sichere Nester.

Sichere Nester bauen Vögel in dunklem Gebüsch oder auf hohen Baumwipfeln, um sich und ihre Jungen den gierigen Blicken der Raubtiere zu entziehen. Sichere Nester haben die ostpreußischen Grenzbewohner gesucht, als die kosakischen Raubtiere zu würgen und zu sengen anfingen.

Aller Augen richteten sich auf die kleine Feste Boyen. Sie ist eine Gründung Friedrich Wilhelms IV., der im Jahre 1844 mit dem Bau derselben sofort anzufangen befahl, als ihn bei einem Besuch Ostpreußens der Notschrei des hungernden Volkes tief erschüttert hatte. In jenem Sommer schien eine Sintflut hereingebrochen zu sein; denn es regnete in Strömen monatelang Tag und Nacht. Und

viele Tausende hatten den König auf seiner Reise von Uszranken nach Lötzen umringt und schrien, ihre Hände zu ihm emporstreckend: „Brot, Brot!“ — Der Festungsbau beschäftigte Tausende und gab ihnen reichen Verdienst. Boyen erinnert an königliche Barmherzigkeit, und sein Name an den tapferen General von Boyen aus den Befreiungskriegen.

Es liegt zwischen Bergen gebettet und von 8 Seen umklammert. Rechts der große Löwentin, links der große Mauersee, vorne, wie zwei große Augen, die große und kleine Popowka, weiter der Woysak, der Taytan usw. Fürwahr, keine Mutter kann ihr Kind liebreicher bergen als die Natur dies mit Boyen gemacht hat.

Dahin strömten gleich in den ersten Augusttagen alle, welche durch die Mordbrenner in Angst und Schrecken gesetzt waren. Sie kamen mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel, die Leiterwagen hoch bepackt, dahinter Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine treibend. Am 1. und 2. August waren es einzelne, wohl hundert, aber am 3. August, als auch Oberst Rusche, der Kommandant des Truppenübungsplatzes Arys mit seinem Stabe vor den anrückenden Russen sein Quartier nach Lötzen verlegte, als schon alle Dörfer zwischen Johannisburg und Arys in Flammen standen, waren es bereits 1000 Flüchtlinge, die Schutz unter den Wällen der Festung suchten.

Da gabs herzzerreißende Szenen. Sie rückten vors alte Schloß, wo der Kommandant der Festung Oberst Busse wohnte, flehten, jammerten, weinten, schrieen, rangen die Hände und erzählten von den scheußlichsten Greueltaten der Kosaken.

Da erzählt ein Greis unter Tränen: „Vor meinen Augen haben sie meinen Sohn erstochen, meine Tochter geschändet, mich selbst haben sie gestoßen und blutig geschlagen.“

Da schluchzt eine Frau: „Meinen lieben Mann haben die Kosaken erstochen, unser Haus, Scheune und Stall niedergebrannt, zwei Söhne nach Rußland geschleppt. — Hier bin ich mit meinen kleinen Kindern.“

Und so hatte jeder eine erschütternde Leidensgeschichte zu erzählen.

Alle baten um Rat, Hilfe, Schutz. Alle flehten um Aufnahme in die Festung, um nach der wilden Flucht ein ruhiges, sicheres Plätzchen zu finden. Sie wunderten sich, daß ihre Bitte abgeschlagen wurde. Das edle Soldatenherz des Oberst Busse war tief ergriffen. Auch ihm gingen die Augen über. Aber es wäre gegen alle Vernunft und militärische Vorschrift gewesen, eine Festung mit Flüchtlingen zu füllen, um sie dem Hunger und den feindlichen Granaten auszusetzen. Er gab ihnen die Weisung, ihre Flucht gen Westen weiter fortzusetzen, in der Richtung von Rastenburg, Steinort, Drengfurt. Und so ging es alle Tage, immer dasselbe Jammerbild. Schließlich waren es doch noch 20000, die den Russen nicht mehr entfliehen konnten, sondern in Schyballen, 6 Kilometer entfernt, aber noch unter dem Schutz der Festung auf freiem Felde lagernd, die russische Belagerung der Festung miterleiden mußten. Ihren Hunger zu stillen und ihr Elend zu lindern, war der Festungskommandant mit Hilfe der Oberin des Diakonissenhauses von Schrötter aus allen Kräften und aufs eifrigste beflissen.

Ein sicheres Nest erschien den Flüchtlingen auch unser Städtchen Angerburg. Absolut sicher — so meinten wir alle und spotteten der Feinde.

„Laß sie nur herkommen, diese Schwefelbande, dieses Mordgesindel!“ sprach ein Nachbar zum andern.

„Ach, möchten sie nur kommen!“ stimmte der andere zu; „hier, hier ist für sie die Falle bereitet. Hier nehmen wir sie feste, ich sage Dir, feste! Hier klappt die Falle zu — und da sitzen die Kosaken alle drin mit ihren Läusen.“

Alle Straßen wimmelten von Menschen. Niemand hatte Lust, zu Hause bei der Arbeit zu sitzen. Überall standen Bekannte zusammen, und sah ich einen dabei mit seiner rechten Faust lebhaft in seine linke Hand schlagen, so wußte ich schon aus der Ferne, wovon sie redeten: von der großen Falle bei Angerburg, wie sie zuklappt, daß alle Russen mit ihren Kosaken drin sitzen.

Was machte uns denn so trotzen und rühmen? uns, die wir in der Luftlinie kaum mehr als 45 bis 50 km bis zur Grenze haben? Ja, das waren die 2000 großen und

kleinen Seen, die zwischen uns und Rußland wie eine Perlenschnur liegen. Eine solche See-Enge, wie zwischen dem Schwenzait und dem Strenglersee ließ sich doch von einer Batterie gegen eine große Armee verteidigen.

Und dann das viele Militär, das im Städtchen einquartiert war; mehrere Reserveregimenter, über 6000 Mann, alle vor Kampfbegierde brennend.

„Es ist eine große Freude für uns, solche Gäste zu beherbergen! Die singen abends mit meinen Kindern zusammen: O Deutschland hoch in Ehren — Deutschland, Deutschland über alles u. a. m. Und wie prächtig sie zu erzählen wissen. Der eine ist aus Hamburg, der zweite aus Köln, der dritte sogar aus dem Elsaß, viele aus Bremen. Es ist ein Genuß, ihnen zuzuhören. Alle sind ungeduldig und möchten heute eher wie morgen an den Feind heran", — erzählt ein Bürger dem andern.

„— Wieviel Mann hast Du im Quartier?"

„Leider nur 25, ich wünschte, ich hätte für mehr Platz."

„— Da bin ich glücklicher dran; ich habe 40; alle Zimmer sind belegt und auf dem Schuppen schlafen noch einige im Heu."

„Was kocht ihnen denn Deine liebe Frau?" —

„— Ich habe für sie ein Schwein geschlachtet. Weil aber einige das Schweinefleisch in diesen heißen Tagen nicht gerne essen, habe ich noch von meinen Kälbern eins geschlachtet."

„Und meine Frau hat ihre sämtlichen Küken geopfert, auch haben wir vom Fleischer schöne Braten bekommen. Es wird den ganzen Tag geschmort und gebraten. Und bei aller dieser Arbeit ist unser Frauensvolk immer so lustig als obs gelte, einen Hochzeitsschmaus auszurichten."

„— So ists recht. Bei mir auch so. Wir tuns fürs Vaterland. Wären meine alten Knochen noch fester, ich würde auch noch mitziehen. Jetzt muß schon das Vaterland mit meinen vier Jungen vorlieb nehmen."

Es war rührend, solcher Unterhaltung schlichter Bürger zuzuhören.

Im Superintendentenhause war der Ortskommandant Major Tümme und sein Adjutant Oberleutnant Graf von

Finkenſtein mit mehreren Burſchen einquartiert, ſehr angenehme Gäſte. Der Major war früher in Afrika, China und Japan geweſen und wußte ſehr anregend zu unterhalten. Täglich ritten ſie morgens zu den Schanzarbeiten hinaus. Es galt die Angerapplinie von den maſuriſchen Seen hinauf bis Inſterburg aufs ſtärkſte zu befeſtigen. Zu den Drahtverhauen wurde aller in der Stadt vorhandene Stacheldraht verwendet. Auch ich freute mich, meine Vorräte hingeben zu dürfen, desgleichen alle Bürger, alle waren froh, daß ſo eifrig an der Ruſſenfalle gearbeitet würde.

Eines Abends führte mir der Graf ſeine beiden edlen Roſſe vor, die ihn ins Schlachtengetümmel hineinzutragen beſtimmt waren, Vollblüter von ungeheuerem Werte. Das eine, das feurigſte, war eben erſt angekommen und ſollte am nächſten Morgen ſeinen erſten Kriegsdienſt tun. Nächſten Tages wird Graf von Finkenſtein mit blutüberſtrömtem Geſicht in mein Haus getragen. Das Roß hatte ſich beim Anblick der vielen Schanzarbeiter, die mit ihren Schaufeln die Erde aus den Gräben emporwarfen, ſo entſetzt, daß es ſich aufbäumend und in hohen Sprüngen dahinraſend, ſeinen Herrn abwarf. Der Sturz war nicht lebensgefährlich, aber eine längere ſorgfältige Pflege nötig geworden, welche die telegraphiſch herbeigerufene Gräfin ſelbſt übernahm.

Auch die Kriegskaſſe, mit mehr als einer Million, in der Volksſchule untergebracht und Tag und Nacht von ſtarken Poſten bewacht, war allen der ſchlagende Beweis, daß man auch von militäriſcher Seite Angerburg für grundſicher hielt. Mit tiefer Scheu und Ehrfurcht ſchauten alle Augen nach dem ſchlichten Schulhaus, das ſo große Schätze barg, Schätze zur Führung des „heiligen Krieges.“

„In Angerburg iſt ſicher wohnen. Kein Ruſſenauge wird es ſchauen und kein Koſakenpferd ſich auf ſeinen Gaſſen tummeln. Hin nach Angerburg! Dort bleiben wir, ſo lange der Krieg währt.“ — Das war die Loſung der Flüchtlinge, die von Nord und Oſt aus den Nachbarkreiſen Oletzko, Goldap und Lyck hinzuſtrömten. In den erſten Tagen nur einzelne.

Die erſten Flüchtlinge, die mit der Bahn oder auf dem Rad kamen, wurden alle von mißtrauenden Blicken ſcharf

beobachtet, besonders von der Schuljugend, die durch Aufspürung der Spione das Vaterland, insonderheit die in der Volksschule einquartierte Kriegskasse zu schützen und zu retten eifrig beflissen war. Da wurde jeder Unbekannte belauert, der auf den Neuen Markt in die Nähe der Kriegskasse zu gehen wagte.

Doch als erst die Flüchtlinge zu Hunderten, ja zu Tausenden kamen, da war es nur ein einziges Gefühl, das in allen Herzen der Bürger und der Polizei, der Alten und Jungen, mächtig wogte: Das Mitleid, das tiefste Mitleid mit dem unaussprechlichen Jammer. Todesangst und Spuren der eben ausgestandenen Schrecken las man auf jedem Gesicht. Durch zwei Tore, das polnische und das littauische, zogen sie ein, in langen, unabsehbaren Reihen, zu Fuß, zu Wagen, mit ihren Kindern, gebrechlichen Greisen, schwer Erkrankten, mit ihrem Vieh, Schafen, Ziegen, Schweinen und Federvieh. Auf den Wagen lagen hoch aufgepackt alle Habseligkeiten der armen Leute: da sah man alte zerbrochene Schränke, Stühle, Tische, Spinnräder, Kochtöpfe, Kessel, Betten. So reihte sich Wagen an Wagen. Hinter dem Wagen waren Kühe oder Ziegen angebunden. Daneben lief der Hund. Die großen Besitzer hatten all ihr Hausgerät im Stich gelassen und fuhren daher bequemer auf ihren feinen Wagen. Nur ihr lebendes Inventar, Vieh und Pferde, in großen Herden von 200 bis 300 Stück, wurde ihnen nachgetrieben. Ungeheure Staubwolken hüllten die Flüchtlingszüge ein und verfinsterten die Luft.

Sie wollten alle in Angersburg bleiben. Das ging nicht. Sie mußten weiter, immer weiter gen Westen bis über die Weichsel — einen Weg, den man bei schrittweiser Fahrt in etwa acht Tagen zurücklegt.

Obgleich Militärbehörde und Polizei streng darauf achteten, daß das große Heer der Flüchtlinge weiter zog, verbargen sich doch viele Flüchtlinge im großen Neubau der Krüppelklinik. Es fehlten noch die Dielen, Türen und Fenster. Aber es war doch besser als unter freiem Himmel. Ich selbst hatte, als ich spät abends auf einem Flüchtlingswagen ein altes, krankes, stöhnendes Großmütterchen und blasse Kindlein sah, die Familie eingeladen, dort einzukehren.

Aber siehe! — da strömte den ersten Gästen sofort ein großer Haufe uneingeladen nach. Das ganze große Haus war bald von oben bis unten belegt. Die Pferde wurden ausgespannt. Auf dem Hofe in der Baubude wurde gekocht, Betten und Hausgeräte in die Zimmer getragen. Ein neues Heim der Elenden! Die Polizei wies sie am nächsten Tage fort. Doch die meisten stellten sich, als wollten sie weiterziehen, und — blieben. Die Polizei fühlte Mitleid mit den Ärmsten und ließ sie weiter wohnen. Als die Russen kamen, versteckten sie sich auf Böden und in Kellern, und — blieben.

Ein zweiter, noch größerer Zufluchtsort für alle Flüchtlinge, die keine Lust hatten, bis jenseits der Weichsel zu ziehen, war die große Steinorter Forst im Westen des Mauersees. Tausende ließen sich dort nieder, errichteten Zelte, bauten sich Buden, gruben sich Erdhöhlen, weideten ihr Vieh im Walde, holten sich Kartoffeln vom Felde, fischten im See, kochten, brieten, aßen, tranken, schliefen und lebten ohne Sorge und Gram, ganz so wie die Nomadenvölker vor Jahrtausenden. Wie hochinteressant dieses Naturleben zusammen mit Reh und Hirsch, und dann das Bekanntwerden der einzelnen vorher einander völlig fremden Familien! Da hatte jeder sein Leidensgeschichtlein dem andern zu erzählen. Wieviel Herzensbündnisse und Verlobungen sind da wohl geschlossen! Mehrere Pärchen, die sich dort im Walde verlobten, hatte ich bald zu trauen. Den Tischler Oskar Specht und andere junge Leute, die sich beim Bezirkskommando zum Eintritt ins Heer melden wollten, hatten die Russen eingefangen und in ein leeres Insthaus für die Nacht eingesperrt, um sie am nächsten Tage zu erschießen oder nach Sibirien zu schicken. Da waren sie, als die Wachtposten nach kräftigem Wodkitrank schliefen, durchs Strohdach gestiegen, abgesprungen und in den Steinorter Wald gelaufen. Oskar Specht findet darin die große Flüchtlingskolonie. Die Sonne geht auf. Alles schläft noch. Nur an einer einzigen Stelle brennt schon Feuer. Eine Jungfrau bereitet den Morgenkaffee für Eltern und Geschwister. Es ist Rickfeins Ida. Er hilft ihr sofort, sammelt trockenes Reisig, bläst ins Feuer, erzählt von seiner Rettung. Dann

zeigt er durch eine Waldlichtung auf den Mauersee, über dessen klarem Spiegel sich rotglühend die Morgensonne erhebt. Hierauf schauen sie einander an. Auch ihre Gesichter glühen, beleuchtet vom Morgenrot. Der Kaffee ist fertig. Die Eltern erwachen. Beim Frühstück wird die Verlobung gefeiert. Er geht in den Krieg. Ostern 1915 kommt er auf Urlaub. Ich halte die Kriegstrauung. 1916 wird sein Herz von feindlicher Kugel durchbohrt. Es geht im Kriege alles in Sturmeseile: Flucht, Rettung, Verlobung, Hochzeit, Jauchzen, Abschied, Tränen, Tod!

Es war am 15. August 1914, als ich vom Schlafe erwacht, unten im Eßzimmer viele und laute Stimmen höre. Sollte so früh um $6^1/_2$ Uhr schon Besuch bei uns eingekehrt sein? — Richtig! Es sind meine Goldaper Freunde, Superintendent Buchholz, Pfarrer Fischer und mehrere Frauen. Die Ärmsten! Auch sie haben fliehen, Haus und Habe im Stich lassen müssen, sind den weiten Weg von 50 Kilometer zu Fuß gelaufen, nachts um 2 Uhr hier angekommen, haben, um unseren Schlaf nicht zu stören, vier Stunden auf der kalten steinernen Haustreppe gesessen, bis gegen Morgen ihnen vom Dienstmädchen die Haustüre aufgeschlossen wurde. Bestäubt, matt und hungrig sind sie von der beschwerlichen Reise. Beim Frühstück erzählen sie ihre Erlebnisse.

Auch Goldap hatte sich immer für unzweifelhaft sicher gegen jeden Einbruch der Russen gehalten. Viel Militär. Mächtige Verschanzungen. Niemand denkt an Flucht.

Als Superintendent Buchholz aber einen ihm befreundeten Offizier nach der Kriegslage fragt, flüstert dieser ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit ins Ohr: „Eben ist eine Order gekommen, daß nächste Nacht alles Militär die Stadt zu verlassen hat; wohin es geht, weiß niemand. Goldap wird den Russen preisgegeben. Die Einwohner sollen bleiben, ich rate Ihnen aber dringend zur Flucht.“ — Bestürzt eilt Superintendent Buchholz nach Hause. Frau und Kinder hatte er schon zu den Schwiegereltern nach Berlin fortgeschickt. Er selbst ist festen Entschlusses, zu bleiben.

Doch was ist das für ein großer Lärm auf allen Straßen? Große Menschenhaufen stürzen dahin. Was ihm der Offizier

vor 10 Minuten unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgeteilt hat, wiſſen bereits alle. In wenigen Stunden iſt die Stadt leer. Superintendent Buchholz beſucht das Krankenhaus. Dort liegt der ſchwer verwundete Amtsbruder Horn aus Schareiken, dem die Koſaken die Lunge durchſchoſſen haben. Der Anblick des Kranken erſchüttert ihn tief. Dann überlegt er: „Was wird mit mir geſchehen, wenn ich hier allein zurückbleibe? Vielleicht erſchießen ſie mich auch oder ſchicken mich nach Sibirien, wie den Superintendenten Bury und den Pfarrer Brehm in Lyck? — Wozu denn bleiben? — Wenn die Herde geflohen iſt, muß der Hirte ihnen nach.“ Er packt ſeine Koffer und ſchließt ſich dem großen Strom an. So iſt er nachts nach Angerburg gekommen.

Während er dies erzählt, findet ſich unſer lieber Hausgenoſſe, Major Tümme, am Frühſtückstiſch ein. Er hört, was in Goldap geſchehen und warnt eindringlich davor, von der Räumung Goldaps und der Flucht der Bewohner etwas weiter zu erzählen.

6. Der kühne Vorstoß.

„Jeder von Euch hat mir zwei Kosaken mitzubringen!“ — mahnte scherzend Oberst Busse, der Festungskommandant, seine Leute beim Auszug aus der Feste Boyen. „Herr Oberst dürfen es vier sein?“ fragte der vorderste Zug. Und die nächsten vorbeimarschierenden Züge wiederholten dieselbe Frage: „Herr Oberst, dürfen es vier sein?“

Das war der Geist, der die kleine Heldenschar beseelte, welche unter dem schneidigen Major Kittel am 12. August auszog, um die Russen anzugreifen, die jenseits Marggrabowas verwüstend und sengend heranzogen.

Wohl war in der kleinen Festung unendlich viel zu schaffen. Tag und Nacht war an der Armierung der Feste und des alten Schlosses zu arbeiten, alle schußhinderlichen Häuser der Stadt Lötzen bis zum Landratsamte einschließlich, ebenso die Gütchen Villa-nowa und Althof niederzureißen, unzählige Flüchtlinge zu versorgen — und auf dem Schloßhofe lagen über 200 spionageverdächtige Personen[1]), darunter auch ein Kosak von widerlichem Aussehen, das ganze Gesicht, ausgenommen Stirn und Nasenspitze, schwarz behaart, nur mit Hemd und Hose bekleidet, auf dem Felde bei Lötzen festgenommen. Zu Hause war also Unermeßliches zu leisten — und doch noch eine solche kriegerische Unternehmung, ein Vorstoß gegen eine 30—40 Kilometer entfernte feindliche Armee? — Welch ein Feuergeist!

---

[1]) Unter den 272 wegen Spionageverdacht dem Kriegsgericht der Feste Boyen vorgeführten Personen wurden nur 2 zu je einem Jahr Zuchthaus verurteilt, weil sie der feindlichen Kriegsmacht Vorschub geleistet hatten.

Oberst Busse sandte von seinem 147. Regiment zwei Kompagnien, zwei Maschinengewehre, eine Batterie, einige Dragoner und mehrere Radfahrer, im ganzen 600 Mann, mit der Bahn nach Marggrabowa. Es sollte die Gegend hinter der Stadt bis zur Grenze vom Feinde gesäubert werden. Stürmisch dringen sie am 14. August vor bis auf die Höhen von Babken, vor sich die Kosaken hertreibend. Da rückt eine ganze Division Russen mit 16 Geschützen, 8 Maschinengewehren und einer Garde Kavalleriebrigade gegen das Lötzener Häuflein vor. Der Kampf gegen die zehnfache Übermacht wird aufgenommen. Von russischer Seite feuert jeder seine 20 Patronen und die 16 Kanonen Hunderte von Granaten ab. Die Preußen wanken nicht. Da sprengt zur Rechten und zur Linken die feindliche Kavallerie heran. Schon scheinen die Unseren von drei Seiten eingeschlossen. Da bringt die Batterie des Leutnant Brozeit durch gutgezieltes Granatfeuer die russische Kavallerie zum Weichen. Die Gefahr ist vorüber. Die unsrigen lösen sich von dem übermächtigen Feinde und ziehen sich nach dem Bahnhof zurück, wo sie unbehelligt einsteigen und heimfahren. Nur der Reserve-Feldwebel Kamnitzer bleibt zurück. Er borgt sich von einem Bürger Zivilkleider, um zu sehen, was die Russen machen werden. Da kommt sie schon, die ganze stolze Garde-Kavallerie-Brigade, und hält auf dem großen Markte still. Sehr vorsichtig! Auf das Dach des höchsten Hauses muß ein Reiter steigen, um nach Feinden Umschau zu halten. Inzwischen zerstreuen sich die Russen, um in den Kaufläden sich mit einem Trunk zu stärken. Sie bezahlen alle Getränke und benehmen sich anständig. So mochte eine Stunde vergangen sein, — da schwingt der Beobachter vom Dach sein Fähnlein und schreit „Prussak! Prussak!“ — Nun stürzen die Russen zu ihren Pferden. Aufgesessen und davon gejagt! — Das Gefecht hatte den Unsrigen 18 Tote und Verwundete gekostet, aber den Mut und die Begeisterung zu weiteren Unternehmungen aufs höchste gesteigert.

Und was schreiben die lieben Russen davon nach Hause? Ihre Briefe vom 14. August, die eine Bagage nach Rußland bringen sollte, fielen in unsere Hände. Hier

nur ein Brief, der uns einen Blick in die ruſſiſche Volksſeele geſtattet:

Liebe Eltern!

Unſere Truppen haben die Grenze 150 Werſt hinter ſich. Die Deutſchen weichen vor uns zurück, fortwährend holen wir ſie ein, ermorden ſie, die Häuſer zünden wir an. Der Feind läuft vor uns und wirft ſein Hab und Gut weg. Ach Gott! Das iſt ſchrecklich anzuſehen. Ganz Deutſchland brennt; alles iſt dem Feuer und Schwert verfallen. Aber das haben ſie ja gewünſcht. Sie haben zum Kriege herausgefordert, wir haben den Krieg nicht gewollt. Jetzt iſt es ihnen nicht recht. Die ruſſiſchen Heere werden bald ihr ganzes Land durchziehen. Für den Fall, daß mir Gott den Tod ſchickt, laß ein Denkmal neben der Kirche im Werte von 200 Rubel ſetzen, das übrige Geld iſt für Dich. Das iſt mein Teſtament. Außerdem ſollſt Du 100 Rubel für die Kirche ſchenken. Dein Stanislaus.

7. Das heiße Ringen.

In allen Zeitungen las man täglich von den ruhmvollen Heldentaten der Deutschen im Westen, Lüttichs Eroberung, dem gewaltigen Ansturm unserer Heere gegen Frankreich usw. Wir flaggten und jubelten. Aber was hier im Osten vorging, barg sich in unheimliche Stille. Nichts las man von dem Jammer der ostpreußischen Flüchtlinge, nichts von den Mordbrennereien der Kosaken, nichts von dem Vorrücken der beiden russischen Riesenheere, die Ostpreußen zermalmen sollten.

Aber der Kanonendonner, der seit dem 14. August aus weiter Ferne in dumpfen Stößen herüberschallte, ließ uns in Angerburg ahnen, daß an der Grenze schwere Kämpfe tobten. Am 16. August sagte beim Frühstückstisch Major Tümme zu uns: „Nach einer Stunde rückt alles Militär aus Angerburg fort.“ — Bewegten Herzens schied er aus unserem Hause. Uns wurde schwer und bange zu Mut. In der Stadt allgemeine Trauer beim Scheiden von der so lieben Einquartierung.

Der Kanonendonner wird in den nächsten Tagen immer stärker. Da — es mochte etwa am 20. August sein — großer Jubel auf allen Straßen. Die ersten Gefangenen sind eben auf dem Bahnhof eingetroffen und werden dort ausgesetzt, um hier bewacht zu werden. Alles strömt hinaus

zum Bahnhof, die Gefangenen zu sehen. 700 Stück — eine stattliche Zahl! Die Kerle aber sehen gar nicht so niedergeschlagen aus, wie man sich sonst Kriegsgefangene vorstellt. Sie rauchen Zigaretten, schwatzen und grinsen den neugierigen Zuschauern ins Gesicht. Und am nächsten Tage schon lesen wir in den Zeitungen, daß in einer großen Schlacht bei Gumbinnen 8000 Russen gefangen sind. Hurra! Gloria! Ja, nun ist es mit den Russen zu Ende. Ihr Flüchtlinge, freut euch doch! Nun fahrt schnell zurück! Was, ihr wollt nicht? —

Doch was ist denn das? Lange Bahnzüge mit deutschen Soldaten stehen auf dem Bahnhof. Man begrüßt sie freundlich, wie gewöhnlich, und sie danken nicht? Sie sehen alle so erregt, so grimmig aus. Man fragt sie: woher? wohin? — Sie schütteln mit dem Kopf. Die Lokomotive pfeift, der Zug setzt sich in Bewegung. „Herr Bahnvorsteher, was machen Sie? Sie lassen ja den Zug nach der verkehrten Richtung fahren? Dort ist Nordost, dort liegt Goldap, Gumbinnen, dort stehen die Russen! Und Sie lassen den Zug nach Westen fahren?“ — Er kann, er darf nicht antworten. Er weiß selbst nicht, was los ist. Man eilt erschreckt vom Bahnhof in die Stadt. Da marschieren Fußtruppen ein. Sehe ich denn recht? Es sind ja dieselben Regimenter, die hier lagen und vor wenigen Tagen Abschied nahmen. Sie kehren von der Schlacht heim, stumm, niedergeschlagen, verbissen. Man wagt sie nicht zu fragen. Doch diesen da will ich nach unserem lieben Major Tümme fragen. „Gefallen!“ — Das ist alles, was er sagt.

Wer kann dieses schreckliche Rätsel verstehen? Bei Gumbinnen ist ein so großer Sieg erfochten, daß 8000 Gefangene gemacht sind — und jetzt der plötzliche Rückzug? Auf den Straßen stehen wieder die Menschen so haufenweise beisammen wie in den ersten Tagen nach der Mobilmachung. Doch wie anders! Die Gesichter so finster und ihre Stimme ein dumpfes Murmeln. Und es läuft von Mund zu Mund das erschreckliche Gerücht: „Ostpreußen und Westpreußen bis zur Weichsel wird den Russen überlassen!“ O wehe, wehe!

Es mußte aber also gehen. Zwei gewaltige Heere,

500000 Mann, waren vom Zaren schon lange dazu bestimmt, Ostpreußen zu überschwemmen und dann über die Weichsel nach Berlin zu rücken.

Das erste Angriffsheer unter dem aus dem japanischen Krieg berühmt gewordenen Generalfeldmarschall Rennenkampf, aus 6 Armeekorps, 6 Reservedivisionen, 2 Schützenbrigaden und 1 Gardekavalleriekorps bestehend, hatte von Kowno und Grodno aus in breiter Front die Linie Tilsit-Insterburg-Angerburg zu gewinnen und vor Königsberg zu rücken.

Die zweite Armee, unter dem General Samsonow bei Warschau versammelt, aus 5 Korps bestehend, hatte von Süden aus bei Soldau und Neidenburg die ostpreußische Grenze zu überschreiten und auf Osterode und Allenstein ins Herz der Provinz einzudringen. Und diese beiden Riesenheere, die durch Zwischenglieder einiger Korps und Schützenbrigaden gegen Lyck miteinander in Fühlung blieben, hatten konzentrisch vorzustoßen. Ein vortrefflicher Plan! Es mußte das deutsche Heer unter diesen wuchtigen Massen zusammenbrechen.

Gegen welches der beiden Heere sollten wir denn kämpfen? Gegen Rennenkampf? Dann fiel uns Samsonow in den Rücken. Gegen Samsonow? Dann fiel uns Rennenkampf in den Rücken. Ein Entrinnen schien ausgeschlossen.

Der Führer des kleinen Preußenheeres, Generaloberst von Prittwitz, verteilte seine schwachen Kräfte nach zwei Seiten hin. Gegen Samsonow von Süden stellte er das alleinige XX. Korps zwischen Ortelsburg und Soldau auf und schob als Verbindungsstaffel nach Lyck noch einige schwache Abteilungen. Das war der einzige Grenzschutz gegen Süden. Das I. Armeekorps rückte von Insterburg aus Rennenkampf entgegen, und das XVII. Korps (Westpreußen unter Mackensen) marschierte hinter der Angerapp auf. Das war alles, was man der halben Million von Feinden entgegenzusetzen hatte. Und Kanonen? — Ach, die russische Artillerie war ja überwältigend!

Am 17. August brach das I. Armeekorps hinter Stallupönen bei Raussehen gegen Rennenkampf los und erbeutete

nach stürmischem Angriff zahlreiche Gefangene und Maschinengewehre. Auch südlich davon bei Mehlkehmen und Goldap fochten das 33. und 44. Regiment aufs tapferste. Und da entfaltet der Russe erst seine vollen Kräfte. Der Bär hat nur einige Schläge auf seine Vordertatzen bekommen. Jetzt erhebt er sich wütend, seinen kleinen Gegner zu zermalmen. 4 Korps und 6 Reservedivisionen läßt Rennenkampf anrücken. Vor der zehnfachen Übermacht zieht sich das I. preußische Armeekorps mit den erbeuteten Gefangenen und Trophäen Schritt für Schritt auf Gumbinnen zurück. — Da wird am Nachmittag des 19. August Mackensen mit seinem 17. Korps zur Unterstützung befohlen. Nach nächtlichem Marsch erreicht er um 2 Uhr morgens das Flüßchen Rominte. Als die Morgensonne ihre ersten Strahlen über die Heide ausgießt, geht Mackensen zum Angriff vor. Er packt den Stier bei den Hörnern. Es war ein schweres, blutiges Ringen.

Eine große Überraschung war hier den Deutschen beschieden. Wo sind denn die Russen? — In der Erde verschwunden? — Ja, wahrhaftig, da stecken sie im Boden, nur die Köpfe, nur ihre Mützen sind zu sehen. Im japanischen Kriege haben sies gelernt, was der tapfere, todesmutige Deutsche noch nicht versteht, sich mit affenartiger Geschwindigkeit in den Erdboden einzugraben. Da liegt der Ruß gedeckt und schießt, während die deutschen Kugeln und Granaten über ihn hinwegfliegen.

Und dann das mörderische Feuer der schweren und leichten russischen Artillerie! Trotz allem rennt Mackensen mit seinem Korps die vorgeschobenen russischen Abteilungen über den Haufen. Aber sein Angriff kommt vor den stark ausgebauten Feldbefestigungen des Feindes zum Stehen. Es geht und geht nicht mehr vorwärts. Unser XVII. Korps wendet sich rechts, wendet sich links, um die feindlichen Stellungen zu umgehen. Es ist vergeblich. Ach wieviel teures, deutsches Blut ist da bei Walterkehmen, Gawaiten, Grünweitsch und Martischken geflossen! Aber die Westpreußen dachten nicht daran zurückzugehen.

Während Mackensen im Zentrum nicht vom Fleck kam, suchten die Flügel der deutschen Armee die Umgehung durch-

zuführen. Das I. Reservekorps auf dem rechten Flügel kämpfte bei Kleszowen, das I. Armeekorps auf dem linken Flügel bei Mallwischken nördlich von Gumbinnen. Am Nachmittag wurden auf dem linken Flügel auch die russischen Stellungen genommen. Aber das half nichts. Auf dem rechten Flügel bei Kleszowen gings nicht vorwärts. Und in der Mitte lagen schon zwei Batterien des XVII. Korps zusammengeschossen, Menschen, Pferde und Geschütze ein großer, blutiger, wirrer Haufe.

Da rücken die Russen von hinten mit neuen Kräften auf beiden Flügeln heran, und der Telegraph bringt die schreckliche Botschaft, daß die russische Südarmee auf Soldau und Ortelsburg marschiert und unsere Ostarmee im Rücken bedroht. Nun gabs nur einen Ausweg: Am 20. August befiehlt das Oberkommando in Marienburg, die Schlacht abzubrechen. Die Flügel konnten sich leicht von dem Feinde lösen. Nur im Zentrum wars höchst schwierig. Doch die Nacht kommt zur Hilfe. Sie bedeckt mit ihrem dunklen Fittich unsere tapferen Helden, welche die Nacht hindurch nach Westen abmarschieren — grimmigen Mutes. Nur das große, blutige Knäuel der beiden zusammengeschossenen Batterien bleibt liegen. Der Morgen graut. Die Russen wollen angreifen. Die Deutschen sind verschwunden. Sie sehen mit Grausen den Haufen unserer in den Tod gesunkenen Helden von den beiden vernichteten Batterien — und ziehen sich scheu zurück. Ungestört kann Mackensen die Seinen retten.

Was nun? — Sollte das kleine Preußenheer nicht der Vernichtung geopfert werden, mußte es hinter die Weichsel zurück, wenn nicht etwa der barmherzige Gott noch in letzter Stunde ein großes Wunder an uns tun wollte. — Ist er wirklich der große Gott, der Wunder tut? — Wir werdens sehen.

8. Abenteuerliche Flucht.

Mittwoch den 19. August dachte noch niemand in unserer Stadt an Flucht. Das Wort Flucht wagte niemand auszusprechen. — Abends steht eine Schwadron Ulanen auf dem Markt, umringt von neugierigen Volkshaufen. Sie haben den Generalstab einer Division geleitet. Dort in der Volksschule, wo die Kriegskasse ist, sind die hohen Generäle zu einem Kriegsrat versammelt. Aha! Sie beraten zweifellos darüber, wie die Russenfalle bei Angerburg am bequemsten zugeklappt werden soll. Ein Bürger hat sich sogar bei seinen Spaziergängen heimlich Zeichnungen von den Feldbefestigungen bei Angerburg entworfen und entwickelt auf der Straße andern seine strategische Weisheit. Die Generalstäbler beraten mehrere Stunden. Ja, die Preußen machen alles gründlich. Mit diesem tröstlichen Gedanken geht alles zur Ruhe.

Donnerstag den 20. August kommt mein Küster morgens vom Postamt mit der Meldung, es gäbe keine Postsachen mehr. Alle Briefe und Pakete würden zusammengebunden, um in dem Hafen versenkt zu werden. Das müsse auf höheren Befehl geschehen.

Diese erschütternde Nachricht durcheilt die Stadt und wird das allgemeine Zeichen zur Flucht. Bald läutet die Glocke des Polizeidieners auf den Straßen hinein in das Getümmel der Fliehenden, um allen kund zu tun, daß große Kriegsgefahr für die Stadt vorhanden und allen Bürgern die Räumung ihrer Wohnungen zu empfehlen sei.

Alle Bahnzüge, die nach Rastenburg oder Gerdauen führen, werden mit Flüchtlingen vollgepfropft.

Am Freitag und Sonnabend dasselbe Schauspiel. Ich hielt es für selbstverständlich, daß ich mit allen meinen Schwestern und Krüppeln, auch den Verwundeten, denen ich die besten Zimmer im Krüppelheim II eingeräumt hatte, selbst für den Fall, daß die Stadt von den Feinden besetzt würde, zurückbliebe. Die Zahl der Verwundeten war nicht groß, etwa 20, die beim Marsch oder Ritt unterwegs verunglückt waren, und ein Hauptmann, der beim Vorstoß gegen den Feind Schüsse bekommen hatte. Die Fahnen mit dem Roten Kreuz, die über unseren Anstaltshäusern wehten, schützten ihre Bewohner nach dem Völkerrecht.

Als ich Sonnabend nachmittags die Verwundeten besuchen will, finde ich die Kranken bereits auf Wagen gepackt, Arzt, Schwestern und Krüppelkinder zum Aufbruch bereit. Eine Depesche des Sanitätsamtes in Königsberg hatte befohlen, das Reservelazarett mit allen Kranken und Schwestern sofort über die Weichsel nach Dirschau zu schaffen. Der Zug wartet. In einer halben Stunde muß alles fertig sein. Unbeschreibliches Wirrwarr. Die Schwestern weinen, schluchzen, jammern, laufen hin und her, um die mitzunehmenden Sachen zu packen. Hinter ihnen hinken, rutschen die Krüppelkinder und schreien: „Tantchen, liebes Tantchen, nimm mich doch mit!“ Die gelähmten Kinder kreischen vor Angst. Auch die Oberin hat den Kopf verloren und will nicht mit. Der Arzt kommandiert, aber ohne Erfolg. Ich komme hinzu und beruhige die Aufgeregten. Der Oberin sage ich: „Befehl ist Befehl. Es muß sein!“ — Wir verabschieden uns.

Sie sind endlich fort. Die fünf Häuser dieser Anstaltsabteilung sind leer. Aber nach einer halben Stunde kommen die Fuhrwerke mit den Krüppelkindern zurück. Die Bahn kann sie nicht befördern, es sind ihrer zu viele. Ich bringe sie sofort in die Häuser des Krüppelheims I und übergebe sie der Oberschwester Mathilde, die ihre neuen Pfleglinge freundlich begrüßt. Die Kutscher sollen ausspannen! Dann gehe ich zu meinem lieben Sohn, dem Anstaltspfarrer Lic. Erich Braun, der gerade seinen Geburtstag feiert,

und berichte ihm, was vorgefallen. Wir befestigen uns beide in dem Entschluß, mit unseren 800 Anstaltspfleglingen auszuharren, auch wenn die Russen kommen. Wir können ja nicht fliehen. Die Bahn nimmt uns nicht auf. Wer die wilden Szenen auf dem Bahnhof gesehen hat, die schreienden Menschenmassen mit Koffern, Säcken, Hausgerät, wie sie sich stoßen, drängen, auf einen Bahnwagen stürmen und dann schweißtriefend, mit angstverzerrtem Gesicht in einem Viehwagen wie die Heringe im Faß zusammengepfercht werden, muß sich entsetzen. Zu Fuß können Krüppel nicht gehen. Um sie mit Fuhrwerk fortzuschaffen, brauchen wir mindestens 20 Wagen, und wir haben nur vier. Also bleiben wir. Während wir so sprechen, sehen wir ein Haus in Flammen. Es ist die Scheune voll Stroh und Futter für die Pferde unseres Jägerregiments, damit die Kosakenpferde davon nichts genießen möchten.

Als ich heimgehe, kommt die Oberschwester des Krüppelheims mir mit der Meldung entgegen, daß der eine Kutscher, dem ich auszuspannen befohlen hatte, mit dem Leiterwagen und den besten Anstaltspferden verschwunden ist. Er hat sich samt Weib und Sachen auf die Flucht begeben. Der Unterschied zwischen Mein und Dein hat aufgehört, denn die Welt geht aus den Fugen.

Zu Hause finde ich einen Artilleriehauptmann im Quartier, der mit seiner Batterie um Mitternacht weiter nach Allenstein aufbrechen will. Er weiß zu erzählen, daß die Russen die Kreisgrenze von Angerburg überschritten haben und am nächsten Tage hier sein werden. Da er in Rußland gewesen und die dortigen Sitten kennt, gibt er mir den Rat, der Zerstörungs- und Mordlust der Kosaken dadurch vorzubeugen, daß ich sie feierlich im Amtskleide mit „Christus, was kreß", dem russischen Gruß, bewillkommen möge.

Nach dem Abendessen gehe ich auf die Straßen. Die ganze Stadt leer, wie ausgestorben. Eine Totenstadt. Wie unheimlich!

Es kommt die Nacht. Eine böse Nacht. Ich kann nicht schlafen. Morgen soll ich predigen. Ob noch Menschen da

sind, die zur Kirche kommen werden? Was soll ich predigen? Bei der Mobilmachung habe ich über den Psalmtext gepredigt: „Im Namen des Herrn werde ich sie zerhauen.“ Da habe ich gegen die Russen, besonders gegen den Zaren, geeifert, seine Falschheit und Heuchelei gebrandmarkt, dem glühenden Zorn des deutschen Volkes Ausdruck gegeben. 20000 Exemplare dieser gedruckten Predigt sind in den Grenzkreisen verbreitet. In jedem Hause sind sie von den Russen gefunden. Eine deutsche Mobilmachungspredigt ist ein interessantes Schriftstück für jeden russischen Offizier. Ach, hätte ichs doch nicht getan! Morgen falle ich den Russen in die Hände. Was werden sie mit mir tun? — Zerhauen! Ganz nach meinem Psalmtext: Zerhauen! Was sagte doch der Hauptmann? — Ich soll der Mordlust der Kosaken vorbeugen? Ich soll wie ein armer Sünder vor die Mordbrenner treten? Ich soll sie mit Christus was kreß begrüßen? — Ach, das kann ich nicht. Und wenn sie alle schonen — mich nicht — mich zerhauen!

Um 2 Uhr nachts höre ich auf dem Bahnhof die Lokomotive pfeifen. Es ist der Zug, der das ganze Beamtenpersonal der Bahn mit den letzten Wagen fortführt jenseits der Weichsel. Was wird die Weichsel dazu sagen, wenn sie russisch wird?

„Und die Weichsel tränenschwer
gießt sich schäumend in das Meer.“

Alle meine Nerven zittern. Die Pulse an den Schläfen hämmern. Ich stehe um 5 Uhr auf, ohne geschlafen zu haben. Ich erzähle meiner lieben Frau meine Nachtgedanken. Sie rät: „Wir wollen fliehen. Töten sie Dich, kann ich nicht leben!“ Ich will jedoch zuerst die Sache in einem Familienrat mit meinem Sohn, dem Hausvater und den Oberschwestern beraten, ehe ich einen Entschluß fasse.

Eben im Begriff nach den Anstalten zu gehen — etwa $6^1/_2$ morgens — sehe ich auf dem Kirchenplatz einen unheimlich aussehenden Mann von zwei großen Wolfshunden begleitet. „Was wollen Sie und woher sind Sie?“ Er antwortete undeutlich und mit russischer Betonung: „Bin von . . . . . ski. Wird der Pan heute predigen?“ —

„Was wollen Sie denn mit den Hunden in der Kirche?“ — — Das wilde Spionagegesicht grinst, murmelt unverständliche Laute und verschwindet.

Im Familienrat, zu dem sich auch unser alter, treuer Gehilfe und Vorstandsmitglied Kantor Passarge einfand, wurde einstimmig meine schleunige Abreise beschlossen, weil mein Leben zweifellos in größter Gefahr schwebte. So übergab ich denn meinem Sohn Anstalten und Kirche, Amt und Schlüssel und ging fort, die Flucht zu rüsten.

Um 8 Uhr morgens klopft es an der Tür. Rektor Obrikat aus Kutten kommt sich Rat zu holen. Er sei schon gestern beim Landrat gewesen, um für seine Gemeinde und sich Weisungen bezüglich der Flucht zu erbitten, doch sei der Landrat schon seit Freitag fort und seine Bureaus leer. Die meisten aus seiner Gemeinde seien fort. Was solle er tun? —

Ich: „Meine Frau und ich sind im Begriff zu fliehen. Fliehen Sie mit!“

Er: „O wie glücklich, daß ich mit Ihnen zusammen reisen darf. Ich habe zwei kräftige Pferde und einen Kutscher, der zum Militär wollte und sich hier nirgends melden kann; denn viele junge Leute, die sich beim Bezirkskommando in Goldap melden wollten, sind unterwegs von den Russen abgefangen und erschossen worden. Darum entließ ich meinen Kutscher nicht, ich nehme ihn mit, er soll sich in Danzig melden. Bitte kommen Sie auf meinen Wagen! Ich fahre Sie. Mein Kutscher kann Ihren Wagen mit Dienstmädchen und Gepäck fahren.“

Gleich darauf klopfts wieder. Eine Gemeindeschwester aus dem Kreise fleht, sie auf der Flucht mitzunehmen. Sie sei die ganze Nacht hindurch längs des Bahngeleises von Kruglanken nach Angerburg hastig gelaufen (25 km), nachdem sie vorher mit einem Kosaken, der sie vergewaltigen wollte, auf Leben und Tod gerungen. Als es ihr endlich gelungen, sich aus seiner Umarmung zu lösen, sei sie durchs Fenster in den Garten gesprungen und wie ein gehetztes Reh über Acker, Wiesen und Gräben bis auf den Bahndamm gelaufen. Selbstverständlich nahmen wir sie mit, ebenso die Tochter des Hausvaters.

9½ Uhr, als von meinen Krüppeln zur Kirche geläutet wurde — Glöckner und Läuter waren schon seit Donnerstag geflüchtet — kommen mein Sohn und Schwiegertochter, um sich vor Beginn des Gottesdienstes zu verabschieden. Ein herzerschütternder Abschied! „Liebe Eltern, sollten wir uns in dieser Welt nicht mehr wiedersehen, so finden wir uns droben wieder beisammen in seligem Licht bei Jesu, unserem Herrn. Ich danke euch für alle euere Liebe und Treue.“ — So sprach er und ging mit seiner Frau ins Gotteshaus, von unseren Schutz- und Segenswünschen geleitet.

Und dann — um 10 Uhr begann unsere Flucht. Zwei Wagen. Sieben Personen. Nicht auf der Hauptstraße, die noch mit Tausenden von langsam sich bewegenden Flüchtlingsfuhrwerken und Fußgängern bedeckt und in dicke, düstere Staubwolken gehüllt war. Es ging auf Feldwegen, über Wiesen und Sturzäcker. Mehrere gewaltige Kanonenschüsse aus nicht zu weiter Ferne mahnten zur Eile. Ich zeigte unserem lieben Rektor, der uns, die beiden Alten, fuhr, die Richtung unserer Fahrt: Gr. Guja, Drengfurt, Wenden. Da konnte noch kein Russe sein.

Wir waren geborgen. Aber unsere Lieben in Angerburg? Unsere Lieben in Olschöwen, Schwiegersohn Pfarrer Rudloff, Tochter und Enkel? Unsere Lieben in Marwalde bei Tannenberg, Schwiegersohn Pfarrer Gettwart, Tochter und Enkelinnen? Sind sie auch auf der Flucht, oder schon in der Gewalt der Feinde? — Und die im Felde stehenden Söhne und Enkel — sind sie noch am Leben oder schon tot? —

Schweigsam sitzen die Flüchtlinge auf dem Wagen. Nur das Herz klopft, bangt, klagt, zagt um seine Liebsten, die es in Angst und Gefahr weiß. Dort winkt rechts in der Ferne auf der Höhe der Kirchturm von Olschöwen. Gewißlich sind dort schon die Russen und morden. Ach, meine armen Kinder und Enkel! —

Nach dreistündiger Fahrt halten wir im Dorfe Gr. Guja an, die Pferde zu tränken. Was ist da los? Da unten im Tal am Flüßchen unzählige Wagen nebeneinander, Vieh

und Schafe — und dort in jenem Garten des Gasthauses ein gewaltiger Menschenhaufe entblößten Hauptes beisammen. Ein Gottesdienst auf der Flucht unter freiem Himmel!

Unser Fuhrwerk hält auf der Anhöhe still. Wir horchen: Ergreifender Gesang der Flüchtlinge: Befiehl du deine Wege.

Dann stellt sich ein Geistlicher im Ornat auf einen Tisch und ruft laut: „Geliebte Brüder und Schwestern! Leidvolle Mitpilger und Fluchtgenossen! Höret Gottes Wort beim Propheten Jesaias: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen,

ſpricht der Herr, dein Erbarmer.“ Und während er in tief ergreifender Rede fortfährt und Troſt ſpendet, bricht die große Verſammlung in lautes Schluchzen aus.

Wo kommt nur dieſe Flüchtlingsgemeinde hierhin, ganz abſeits von der Hauptſtraße? Und wer mag der brave Geiſtliche ſein, der die Geängſtigten mit Troſt verſorgt? —

Bitte, doch weiterzufahren, zu ſehen, wer die dort ſind! — —

Siehe, da kommt Klein-Urſula uns entgegengeſprungen, unſere Enkelin, uns zu begrüßen. Wahrhaftig, es ſind dort unſere Lieben aus Olſchöwen, der Predigende iſt der Schwiegerſohn, und rings um ihn — das iſt ſeine Gemeinde. Er war mit Weib und Kind allein zurückgeblieben. Als die Glocken geläutet hatten, war niemand gekommen. Da hatte er ſchnell ſich ein Wäglein und ein Pferd vom Nachbar Gaſtell beſorgt, ſeine Kuh hinten angebunden, Frau und Kinder aufſteigen laſſen, und war ſeiner Gemeinde nachgefahren, die er in Guja einholte. Die Freude unſeres Wiederfindens war groß. Bald fuhren wir weiter, er fuhr uns mit ſeinem Einſpänner nach.

Vor Drengfurt erſchreckt uns eine Koſakenpatrouille, die aus dem Walde der Marſchallsheide hervorſprengt. Drei Koſaken jagen über die Waldwieſe gegen das Gehöft neben unſerem Wege, und aus der Richtung von Nordenburg, woher ſie gekommen ſind, ertönt Geſchützdonner.

In Drengfurt, das mit Flüchtlingen dicht beſetzt iſt, verkündigt eben die Poſt einen großen Sieg im Weſten und die Vernichtung von fünf franzöſiſchen Armeekorps. Alle Flüchtlinge jauchzen. Mich hebt die Hoffnung wie ein Luftſchiff zu ſchwindelnder Höhe: Dieſe Nachricht wird Rennenkampf niederſchmettern. Er wird in ſeinem Vormarſch einhalten, vielleicht gar nicht einmal Angerburg beſetzen. Wäre es da nicht das beſte, umzukehren und nach Hauſe zu fahren? — Doch nein! in Wenden wohnt unſer treuer Freund, Pfarrer Malletke, und man muß doch bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Heimat wiederſehen, wo jedes Plätzchen an die glückſeligen Zeiten der früheſten Kindheit erinnert, wo ich im ſchönen Kirchlein die heilige Taufe empfangen und

meine erste Kandidatenpredigt gehalten habe, wo auf dem stillen Friedhof Vater und Mutter schlummern. Also erst nach Wenden und dann zurück!

Im gastfreundlichen Pfarrhaus zu Wenden feierten wir den herrlichen Sieg von Mühlhausen. Am nächsten Morgen stürzte das Luftschiff unserer Hoffnung in die Tiefe. Auf der Straße sehe ich den Zimmermann Kanapin, der nachts aus Angerburg auf seinem Rad geflohen ist und zu erzählen weiß, daß gestern um 5 Uhr nachmittags ein großes Russenheer die Stadt besetzt und dort und auf den Feldern in der Nähe eine größere Zahl von Zivilpersonen erschossen hat. Er selbst sei mit knapper Not dem Tode entronnen, die Russen seien schon in Drengfurt, in den nächsten Stunden vielleicht schon in Wenden.

Anspannen! Die Flucht wird fortgesetzt. Pfarrer Malletke bleibt, Kantor Danjel und Frau aus Wenden nehmen wir mit.

Alle Dörfer menschenleer. Wo einzelne Menschen noch zu sehen sind, steht auch schon ein Wagen zur Flucht gerüstet. Auf dem Gutshofe zu Gr. Kämlack steht die Familie des Pächters Deutschmann vor dem angeschirrten Reisewagen, aber sie können nicht abreisen, denn der Kutscher ist fort. Er ist dem jungen Stier nachgelaufen, der aus eigensinniger Wut die große fortzutreibende Viehherde im Stich gelassen hat und treulos auf der Fluchtstraße vorausgestürmt ist. Frau Deutschmann und ihre Kinder warten schon sehr ungeduldig und bitten uns, dem Kutscher, wenn wir die beiden einholen sollten, zu sagen, er möge den Stier laufen lassen, es liege nichts an ihm. Die Flucht sei dringender. Nun fuhren wir schneller, doch die beiden Läufer holten wir nicht ein.

Nach zwölfstündiger Fahrt nachts um 1 Uhr langten wir in Heilsberg an. Ringsum die Stadt auf allen Feldern und auf dem großen Markt nächtigte das unzählige Heer der Flüchtlinge. Pfarrer Hilbrandt war noch wach und nahm uns freundlichst auf, obschon sein ganzes Haus bereits von fliehenden Gästen gefüllt war. Hier hörten wir, daß die Nachbarstädte Bischofstein und Bischofsburg von den

Russen eingenommen waren — wie gut, daß wir jene Richtung nicht eingeschlagen hatten!

Am dritten Fluchttage kamen wir nicht vorwärts. Den Pferden fehlte neuer Hufbeschlag, und in ganz Heilsberg fand sich kein Schmied — alle geflohen oder beim Militär. In einem Dorf stürzt Pfarrer Rudloff mit seinem Wagen um. Das Pferd fällt. Der Wagen zerbricht. Er und die Seinen bleiben unverletzt. Die Wagentrümmer bleiben an der Straße liegen, das Pferd wird als drittes an unseren Leiterwagen gespannt, auf dem er mit den Seinen Platz nimmt.

Es geht durch Wälder und tiefen Sand. Alle Personen steigen ab und gehen zu Fuß. Die Sonne geht unter und vergoldet die Turmspitzen von Wormditt. Die müden Pferde können dieses Ziel nicht mehr erreichen. Wir kehren auf einem einsamen Bauernhof ein, wo man uns eine Tenne zum Nachtquartier anweist. Unser Magen knurrt, wir haben an diesem Tage noch nichts gegessen. Die Bäuerin gibt uns etwas heißes Wasser. Es wird Kaffee gebrüht und im Freien auf dem Hof getrunken. Wo aber schlafen? Die Tenne ist hart. Der Bauer gestattet uns, etwas Stroh von dem Haufen auf dem Hofe zu nehmen, um das Lager zu bereiten. Vor dem Strohhaufen liegt eine große bissige Dogge, die zähnefletschend jeden beißen will, der nach Stroh greift. Erst Schmeichelworte und Brotspenden stimmten die Bestie so gnädig, nicht zu beißen. Auf der Tenne ist es stockfinster. Ein jeder sucht sein Plätzchen. Herrschaft und Gesinde auf gemeinsamem Strohlager! Die Scheunentür wird zugemacht. Ich halte laut das Abendgebet. Dann gute Nacht! — Es war keine gute Nacht. Zu hart, zu wenig Stroh und dazu noch feucht und modrig. Ach Gott, alles schön, alles herrlich, wenn nur die Unsrigen in Angerburg von den Russen geschont würden!

Der vierte Fluchttag führte uns zunächst nach Wormditt, wo draußen vor den Toren eifrig geschanzt wurde und wir wieder einmal einige deutsche Soldaten sahen. Aber die Flüchtlinge schienen sehr aufgeregt, denn sie hieben schreiend mit Peitschen auf ihre Pferde ein und jedes Fuhrwerk suchte dem anderen vorbeizufahren.

Dort trat uns ein Gastwirt aus seiner Tür entgegen und schrie uns zu: „Die Russen kommen! Kehren Sie schnell bei mir ein, ich werde Sie verstecken!“

Unser lieber Fuhrherr Obrikat bog ängstlich in die Einfahrt, ich jedoch ließ ihn kehrtmachen und am evangelischen Pfarrhaus jenseits der Brücke halten, wo wir jedenfalls vor den Russen sicherer als im Gasthaus waren. Die Pferde sollten nur ein halbes Stündchen im Baumschatten ausruhen, um dann desto schneller den anrückenden Russen zu entlaufen. Obrikat blieb bei den Pferden, wir gingen ins Pfarrhaus. Es war leer, die Pfarrfamilie schon geflüchtet. Wir gingen in den Pfarrgarten. Alle Bäume voll köstlichsten Obstes. Wir ruhten aus und aßen etwas vom Fallobst. Beim Austritt aus dem Garten begegnet uns auf dem Hof ein Knabe von etwa 14 Jahren, nach seiner bunten Schülermütze zu schließen, Tertianer einer höheren Schule, und ruft in höchster Erregung: „Herr Pfarrer, kommen Sie schnell! Eben ist ein Spion gefangen, ein Vaterlandsverräter! Der soll sofort erschossen werden!“

Ich folge dem Knaben und der führt mich an — unseren Wagen, wo Rektor Obrikat, von einem Menschenhaufen umringt, mit einem Polizisten verhandelt, dem er seinen Ausweis vorlegt. Mit abscheuvollen Mienen zeigt der Knabe auf unseren lieben Rektor und nickt mir: „Das ist er, der schändliche Spion!“ — Völlig enttäuscht vernimmt der jugendliche Vaterlandswächter meine Aufklärung: „Das ist ja unser liebe Reisegenosse, Rektor Obrikat aus Kutten.“

Dann gings durch die herrliche Grafschaft Schlodien. Dort weideten auf großem Kleefeld etwa 2000 zusammengetriebene Rinder flüchtiger Gutsbesitzer. An dem Vieh geschah eine große Barmherzigkeit. Den Kühen, die auf der Flucht ungemelkt geblieben und große Qual erlitten hatten, wurde von Frauen die Milch abgemelkt — und da solche Massen nicht verwertet werden konnten, auf die Erde gegossen — etwa 100000 Liter frischer, schäumender Milch! Wir hielten an und tranken einige Becher. Eine Münze, die ich der Melkerin reichte, wies diese zurück mit den Worten: „Es wäre Sünde, von Flüchtlingen Geld anzunehmen.“—

Dieser Fluchttag endete anders als der vorige, nämlich im schönen Pfarrhause zu Schöneberg bei Elbing und mit einem auserlesenen Gastmahl, das uns ein Rittergutsbesitzer in der Nähe bereitete, sobald er von unserer Ankunft gehört hatte.

Am fünften Fluchttag gelangten wir endlich in das westpreußische Städtchen Tiegenhof jenseits der Nogat, wo Superintendent Polenski sich unserer freundlichst annahm. Er drang in uns, dort so lange zu bleiben, bis unsere Heimat von den Russen befreit sein würde. Es kam anders. Der Ort und die ganze Umgegend war voll von Flüchtlingen und immer neue Scharen kamen hinzu. Da — am dritten Tage nach unserer Ankunft treffe ich vor der Kirche eine Schar neuer Flüchtlinge, die mich kennen und grüßen.

„Woher kommen Sie?" — frage ich. —

„— Wir sind aus Drengfurt und von dort am Montag abends, als die Russen kamen, geflohen."

„Wissen Sie vielleicht, wie es in Angerburg steht und aussieht?"

„— Ach Gott, schrecklich, schrecklich!"

„Was ist denn geschehen?" —

„— Die Russen haben Ihre Anstalten, Herr Superintendent, in die Luft gesprengt und alle Krüppel und Schwestern ermordet."

„Das ist nicht wahr" — antwortete ich, „das kann nicht geschehen, das läßt Gott nicht zu!" —

Aber die Schauermär verfehlte nicht ihre Wirkung. Die Angst um die Meinen in Angerburg trieb mich fort. Mit dem nächsten Zug fuhr ich nach Berlin. Vielleicht war es doch noch irgendwie möglich, Rettung und Schutz für meine Anstalten zu erlangen. Meine Frau kam mit und blieb in Schwedt bei unseren Schwiegertöchtern, deren Männer im Felde standen.

Es war Sonntag, den 30. September. Ich fand ganz Berlin im Freudentaumel über den großen Sieg bei Tannenberg. Das Ministerium war geschlossen; erst am nächsten Tage konnte ich dort mein Anliegen vortragen: „Rettung der Schutzlosen aus der Gewalt der Feinde!" Die Angst ließ mich Unmögliches hoffen.

Man wußte im Kriegsministerium auch keinen Rat und meinte: Der Sieg Hindenburgs bei Tannenberg wird auf die Kriegslage in Angerburg einwirken. Ob aber Hindenburg auch die russische Nordarmee schnell verjagen kann, sei nicht voraus zu wissen. 14 Tage würde es doch mindestens dauern. Ich erzählte von der Schreckensnachricht, daß die Russen meine Anstalten in die Luft gesprengt hätten. Ein Geheimrat meint: „Möglich ist es schon. Den Russen ist alles zuzutrauen.“ Ich antwortete: „Ich kann es nicht glauben, sonst müßte ich vor Schmerz wahnsinnig werden.“

Dann fuhr ich nach Schwedt, tröstete meine Frau und die beiden Schwiegertöchter, die schon lange keine Nachrichten von ihren Männern aus dem Felde erhalten hatten und um ihr Leben bangten. Dann fuhr ich wieder ins Ministerium nach Berlin zurück, ob nicht schon dort über das Schicksal Angerburgs bekannt sei. Und als ich wieder nichts erfahren konnte, trieb mich die Angst zur Heimreise.

Ich wollte so weit fahren als die Eisenbahn verkehrte und dann mich zu Fuß nachts durch die Wälder schleichen. Ich nahm nichts als einen Stab mit.

Die Eisenbahn war mit Truppentransporten belegt. Es ging sehr langsam. Erst nach 40stündiger Fahrt, ohne zu schlafen, und unter Benützung von Militärzügen im Viehwagen mit Soldaten zusammen erreichte ich Allenstein. Hier hörte der Bahnverkehr auf. Ich kehrte bei meinem alten Freunde, dem Superintendenten Hassenstein, ein.

Er wußte mich so schön zu beruhigen und von der gefährlichen weiten Fußreise — 140 Kilometer bis Angerburg — zurückzuhalten. Die umliegenden Wälder waren von Kosaken noch nicht gereinigt.

Am Freitag den 11. September früh ging ein Militärzug mit Proviant von Allenstein nach Rastenburg. Es gelang mir, mitgenommen zu werden. Unterwegs sah ich die niedergebrannten Bahnhöfe von Bischdorf und Rößel. Auf den Feldern aber ackerten friedlich die Landleute, als sei kein Krieg. Auch Rastenburg hatte keine Brandschäden. Hier wie in Rößel hatten sich die Russen mit einer Kriegssteuer von 30000 Mark zufrieden gegeben. Nur hatten sie

aus Rastenburg und Umgegend mehrere Hundert alter und junger Leute in die Gefangenschaft nach Rußland geschleppt, unter ihnen auch den alten Professor Dr. Ed. Schmidt aus Lötzen, der sich von Steinort aus in einem Kahn nach der Insel Upalten im Mauersee hatte retten wollen und dabei von den Russen beschossen und gefangen worden war.

In Rastenburg begegnet mir ein altes Fräulein aus Angerburg, die Zuflucht in Rastenburg gesucht hatte. Ich frage sie: „Wie stehts in Angerburg?“ — Sie antwortet: „Seit drei Tagen ist dort eine furchtbare Schlacht und man erzählt, daß die ganze Stadt und besonders Ihre Anstalten völlig zerstört sind.“

Ich eile und suche ein Fuhrwerk zu mieten. Ach, eine so gefährliche Fahrt will niemand mit mir machen. Endlich gelingt es mir, um einen sehr hohen Preis ein Fuhrwerk zu mieten. Zwei alte Männer werden mir zum Schutz mitgegeben. Bald begegnet uns ein Haufe russischer Gefangener, alle Zigaretten rauchend und sehr fröhlich dreinschauend. Dann folgt eine lange Wagenreihe mit Verwundeten. Ich frage die Transportführer: „Wie stehts in Angerburg?“ — Sie wissen es nicht. Gerne wäre ich wie ein Vogel die fünf Meilen bis Angerburg geflogen. Ach, die alten Gäule laufen so langsam. Geduld! Geduld!

Sobald wir in den Kreis Angerburg kamen, änderte sich das Aussehen der Landschaft. Überall Trümmer niedergebrannter Bauernhöfe und Güter. Und das liebliche Rosengarten ein großer Trümmerhaufen. Nur Pfarrhaus, Kirche und ein einziger Bauernhof sind erhalten. Ich frage einen Besitzer, wie es in Angerburg steht. Er zeigt in der Richtung von Angerburg. Dort am Horizont rote Feuerglut. Er erzählte von der Zerstörung des Kirchdorfes. In der Nähe hatte ein Kampf zwischen deutschen und russischen Patrouillen stattgehabt. Neugierig hatten die Bewohner dem Kampf zugeschaut. Zur Strafe dafür hatten die Russen das Dorf zerstört.

An der Kirche begegne ich zwei Feldgeistlichen, einem evangelischen und katholischen, die in brüderlicher Eintracht durch das zertrümmerte Dorf gehen. Auch sie wissen nichts

von Angerburg. Sie teilen mir nur mit, daß sie eben eine große Zahl Gefallener zu Grabe geleitet hätten und das ganze Pfarrhaus mit Verwundeten belegt sei.

Es geht weiter. Neben der Straße auf den Ackerfeldern frische Massengräber. Eins besehe ich genau. Da steht 18. Inf.-Regiment. Ach, in diesem Regiment stehen ja meine Söhne und unser Enkel Klauß.

Als ich nach Stobben komme, ists schon Dämmerung. Im Schulhause brennt eine Lampe. Ich steige ab und will eintreten. Die Tür ist verschlossen. Ich rüttele daran. Da erlöscht das Licht und ich höre jemand aus dem Hause auf den Hof fliehen. Ich gehe um das Haus herum an das Hoftor und rufe in die Scheune, wo es raschelt, hinein: „Bitte kommen Sie doch heraus! Ich bin kein Russe. Ich bin der Superintendent aus Angerburg. Bitte, bitte, kommen Sie doch heraus!“ Alles still! — Als ich auf den Wagen steigen will, ist die Person da. Es ist die Frau Lehrer. „Wie stehts in Angerburg? Leben mein Sohn, meine Tochter, meine Krüppel?“ — „Jawohl!“ sagte sie. „Ihr lieber Sohn, der Herr Pfarrer Braun, ist der Stadt und den Anstalten zum Segen und Schutz gewesen. Er hat mit dem russischen General Rennenkampf verhandelt; ja, er soll sogar mit ihm gespeist haben!“

Meine Freude war unbeschreiblich. O, Gott, du Allgnädiger, wie soll ich dir nun für dieses selige Glück danken?

Endlich in Angerburg. — Auf dem Bahnhof brennen lichterloh die riesigen Kohlenvorräte, deren Massen ich vordem stets bewundert hatte, hoch aufgestapelte Haufen, nach meiner Schätzung etwa 500 Raummeter, und nicht weit davon der große Wolffsche Speicher. Zum Himmel schlagen die Flammen und verbreiten ein so helles Licht, daß man auf der Chaussee in der Bahnhofstraße kleine Schrift lesen könnte. Und solch ein Licht braucht der Herr Major, der auf einem Auto sitzend eben die Generalstabskarte studiert. Vor und hinter ihm stehen mehrere Feldbatterien, mit welchen er die fliehenden Russen verfolgen soll. Ein Hauptmann steht neben ihm und wird gefragt, ob er den Weg nach Obschöwen und Ilmen kenne, dort den Russen in den

Rücken zu fallen. Da freute ich mich, den Herren Offizieren den Weg beschreiben zu können. Dann setzte sich die Artillerie in schleunigsten Trab — und ich kam an das Haus meiner Kinder.

Ich ziehe die Glocke. Im Hause ertönt Freudengeschrei: „Der Vater! Der Vater!“ Mein Sohn hatte meine Schritte gehört und sofort gewußt: Es ist der Vater. — O seliges Wiedersehen! — Der Herr hatte Gnade gegeben zu meiner Reise.

9. Die geängstigte Kreatur.

Jenes tiefe, geheimnisvolle Wort des Apostels im Römerbriefe K. 8 von der „geängstigten Kreatur“ habe ich erst in diesem Kriege verstehen gelernt. Die Kreatur hat sich beim Donner der Kanonen und den schauerlichen Feuerlohen mit uns geängstigt und mit uns nach Errettung gesehnt.

„Was nehme ich auf die Flucht mit?“ — so fragten beim Anrücken der sengenden und mordenden Kosaken angstvoll die Städter ohne Halm und Ar — und rafften schnell zusammen Betten und Tücher, dazu noch Brot und Butter. „Und, ihr Kindlein, kommt schnell!“. Dann lief man zur Bahn und war geborgen. Ihr Glücklichen!

Aber ach, die Landleute! Da gings nicht so schnell. „Unser Vieh!“ — Das war ihr erster Gedanke. „Unser

liebes Vieh, das uns ſo treulich dient, können wir nicht treulos im Stich laſſen. Das muß zuerſt fort!“

Pfarrer Paſternack aus Scharnau bei Soldau erzählt: „Auf dem Wege aus der Stadt nach Hauſe treffe ich eine Greiſin auf der Flucht. Ihr Hab und Gut hat ſie auf eine Karre verladen. Hoch oben ſteht der eiſerne Ofen, und quer darüber liegt das Ofenrohr. Schweißtriefend und keuchend ſchiebt ſie die Karre. Ihre Kräfte verſagen. Sie ſetzt ſich hin und weint. Die Kinder ſchmiegen ſich an ſie und weinen mit — und die drei kehren in ihre armſelige Hütte zurück.“

Warum weinen ſie? — Nicht um den ſchweren eiſernen Ofen. Der iſt wohl Großmütterchens guter Freund, der ihre fröſtelnden Glieder immer ſo ſchön wärmt, und darum iſt er auch mitgenommen. Aber die Ofenfreundſchaft iſt im Sommer nur kühl, und man könnte auch den ſchweren Ofen abladen und leichter weiterfahren. Großmütterchens Tränen gelten vielmehr der geängſtigten Kreatur. Zu Hauſe mußte ſie die Henne mit ihren Küken zurücklaſſen. Das iſt ihr Schmerz. Dieſe dummen Küken! Die Kinder hatten ſo ängſtlich gerufen: „Tipp! tipp! Hühnlein, komm mit! Sonſt freſſen euch die böſen Ruſſen!“ — Die Hühnchen flatterten fort ins Feld und ließen ſich nicht greifen. Darüber weinen dieſe drei armen Menſchenkinder und kehren zu den Hühnern zurück. Weinet immerhin! Gott ſieht eure Tränen, wie der Pſalmiſt (Pſ. 56, 9) ſagt:

„Zähle die Wege meiner Flucht,
faſſe meine Tränen in deinen Krug!“

Und Paulus Gerhard ſingt:

Du weißt, wie oft ein Chriſte wein,
und was ſein Kummer ſei.
Kein Zähr' — und Tränlein iſt ſo klein,
Du hebſt und legſt es bei.

Kann denn eine Witwe ihres Huhns nicht vergeſſen, wie ſollte ein Landbeſitzer ſeines Viehs vergeſſen können, der teuren Roſſe, der guten Kühe, der hübſchen Füllen, der blöckenden Kälbchen? Sind ſie doch ſein Stolz und ſeine Freude. Er kann ſie nicht der rohen Gewalt der Feinde überlaſſen. Viele, die beim erſten Schreck geflohen waren, kehrten um ihres Viehs willen wieder um und

ließen sich um ihres Viehs willen gefangen nehmen oder töten. Die geängstigte Kreatur wartet auf den Menschen, seinen Herrn, und ist seines Schutzes bedürftig.

Der Altsitzer Jankowski in Jakunowken war um keinen Preis zu bewegen, zu fliehen, er blieb bei dem Vieh zurück, trieb aber den Besitzer, seinen Sohn, und dessen Familie zur Flucht an. Diese flohen zunächst nach Angerburg. Unterwegs fällt dem jungen Jankowski ein: „Wenn mein Alter doch nur die Schweine ordentlich füttern möchte! Und den Kühen ist auch ins Saufen Schrotmehl einzurühren nötig.“ Dann faßt er zufällig in die Tasche und findet darin zu seinem großen Schreck den Speicherschlüssel. „O weh, was habe ich gemacht? Ich möchte mich prügeln. Den Schlüssel zur Getreideschüttung vergaß ich dem Vater abzugeben. Ach, das arme, arme Vieh! Wie wird es hungern müssen! — Frau, Kinder, flieht weiter, fahrt allein! Ich muß zurück. In der Bibel steht: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs. Lebt wohl!“ Sprachs und lief zurück.

Ein gefährliches Unternehmen. Denn inzwischen waren schon die Russen gekommen, und ihnen waren deutsche Schützen entgegengerückt. Nun schleicht er, als es dunkelt, wie eine Katze an die deutschen Posten heran. Wenn er nur da erst durch wäre! Mit den Russen wird man leichter fertig. Man gibt ihnen Schnaps und Zigarren.

Ein donnerndes Halt aus der Kehle eines holsteinischen Landstürmers empfängt den Schleichenden. Jankowski erzählt von seinem hungernden Vieh herzergreifend. Dem braven Holsteiner wird das Herz weich. Doch Pflicht ist Pflicht. Er muß Jankowski verhaften und abliefern. Aus seiner Haft wird er erst entlassen, nachdem ihn bekannte Einwohner der Stadt als unverdächtigen Flüchtling legitimiert haben.

Große Gutsherrn suchten, ehe sie selbst flohen, erst ihre Viehherden zu retten. Meist geschah die Flucht von Mensch und Tier gleichzeitig und gemeinsam.

Mein lieber Freund, Pfarrer Haugwitz in Possessern, war bei Kriegsausbruch plötzlich Großgrundbesitzer geworden. Denn sein Nachbar, der Rittergutsbesitzer von Rumeiten, der ins Feld mußte, hatte ihn dringend gebeten, die

Verwaltung und Aufsicht des Gutes zu übernehmen. Er wisse sonst niemand, in dessen Hände er das Regiment über sein Gut legen solle, und niemand verstände es so gut, wie er, der Pfarrer.

Und weil „gute Freunde und getreue Nachbarn" nach Luthers Katechismus zum täglichen Brot gehören, das ein Geistlicher seinen Gemeindegliedern fördern und behüten helfen soll, hatte Pfarrer Haugwitz Gesinde, Acker und Vieh von Rumeiten in seine Obhut genommen. Es ging alles vorzüglich, bis die Russen anrückten. Es war Sonntag Abend den 23. August. Die Pfarrfrau mit ihren beiden Töchtern befand sich gerade auf dem von der Verkehrsstraße abgelegenen, zwischen Seen versteckten Gut Rumeiten. Pfarrer Haugwitz saß in der Familie seines Freundes, des Gutsbesitzers und Amtsvorstehers Gramberg in Possessern beim Abendessen, als sich die ersten Russen im Dorfe zeigten. Er ging bald nach Hause und legte sich schlafen. Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da schickte Gutsbesitzer Gramberg seinen Sohn zu ihm und ließ ihn zur Flucht auffordern, weil Flüchtlinge von schrecklichen Mordtaten der Russen erzählt hatten. Der Pfarrer wollte bleiben und lehnte es ab mitzufliehen. Aber noch zweimal in der Nacht trat der junge Gramberg an das Bett des Schlafenden und mahnte im Namen seines Vaters aufs dringendste zur Flucht.

Da machte sich Pfarrer Haugwitz um 3 Uhr nachts auf den Weg nach Rumeiten. Dort waren auch schon Kosakenpatrouillen gewesen. Alles war im Gute wach und in Angst und Tränen. In Hast wurde die Flucht gerüstet. Zehn Wagen mit Menschen und Gepäck und die Viehherde verließen um 5 Uhr das Gut. Es ging auf Nebenwegen den Mauersee entlang nach Lötzen; denn die Chaussee nach Angerburg und nach Lötzen war bereits von Russen besetzt. Aber auch auf diesen Seitenwegen war es bereits höchst gefährlich. Deutsche und russische Vorposten schossen aufeinander, wobei einer der Flüchtlinge verwundet wurde. In Lötzen vereinigten Pfarrer Haugwitz und Gutsbesitzer Gramberg ihre Züge zu einer einzigen Karawane von 180 Menschen mit 23 Wagen, 60 Pferden und 200 Stück Vieh.

Das Vieh ging langsam. Es mußte unterwegs Wasser und Futter haben. Der Abend kam, und man war erst in Stürlack, zwei Meilen hinter Lötzen. Alles ist müde. Hier soll genächtigt werden. Schon haben die Frauen auf dem Bahnhof einen alten zerbrochenen Eisenbahnwagen entdeckt, und es sich dort bequem gemacht, als die Nachricht eintrifft, daß russische Patrouillen schon in Rastenburg sind. Also höchste Zeit weiterzufliehen. Es geht in die dunkle Nacht hinein. Morgens um 3 Uhr steht die Karawane vor Rastenburg. Es geht nicht weiter. Menschen und Tiere sind am Ende ihrer Kräfte. Drei Stunden wird gerastet. Pfarrer Haugwitz und Gutsbesitzer Gramberg breiten eine Pelzdecke auf die nasse Erde, spannen Schirme gegen den strömenden Regen aus und versuchen zu schlafen. Es gelingt schlecht. Ihre Familien bleiben auf dem Wagen.

Dann gehts weiter nach der Heiligen Linde. Dort muß die Karawane sechs Stunden stille stehen, weil vor ihr die deutsche Nachhut mit den Russen ein Gefecht hat. Die nächste Nacht von Dienstag zu Mittwoch bezieht der Possesserer Fluchtzug ein Lager auf einem menschenleeren Gütchen hinter Rössel. Die Herrschaften schlafen in einer Wagenscheuer auf Stroh. Am nächsten Tage gerät die Karawane in die Schlacht bei Lautern. Links tobt die Schlacht. Rechts auf der Höhe schaut das deutsche Oberkommando auf den Gang des Kampfes. Hoch in der Luft rattern Flugmaschinen. Man läßt die Flüchtlinge nicht weiter ziehen. Die Sonne brennt. Das Vieh dürstet und brüllt. Endlich dürfen sie weiter.

Es geht durch Bischofsstein bis nach Wuslack. Auf dem leeren Gehöft des katholischen Pfarrers, der geflohen ist — wie herrlich! Dort steht eine Pumpe, die klares Wasser gibt, ein Labsal für Menschen und Vieh. Da kann man trinken und sich wieder einmal waschen. Und das Glück ist noch größer, als man dort auch eine Kochgelegenheit findet, wo man Kartoffeln kochen und Hammelfleisch braten kann. Wie schmeckt es prächtig, nachdem man drei Tage nur von Milch und Brot gelebt hat. Schließlich die schöne Nacht auf Stroh in der Tenne! Man hatte Lust, hier noch mehrere Tage zu bleiben. Aber schon am nächsten Tage erscheinen

Koſaken in der Nähe — und die Karawane bricht auf. Langſam, immer langſam. Die ſchleppfüßigen Kühe mit den milchſchweren Eutern gehen ernſt und bedächtig ihren gewohnten Schritt. Sie habens gut. Hie und da iſt ein ſaftiges Kleefeld, davon ſie ein paar kräftige Mäuler voll erhaſchen können, und am Abend im Dörfchen Retſch erlaubt ihnen ein zurückgebliebener ermländiſcher Bauer, auf weicher Wieſe ſich zu lagern. Aber wo bleiben die Menſchen zur Nacht? — Der Bauer öffnet ihnen die leere Tenne und zuckt auf die Frage nach Stroh die Achſeln. Da — auf dem Hof liegt ein Häuflein Stroh, von Hühnern beſchmutzt, voll Ungeziefer.

Die Pfarrfamilie und die Familie Gramberg teilen ſich das ekelhafte Stroh. In der Scheune iſt ein furchbarer Luftzug. Es war die ſchlimmſte Nacht auf der Flucht. Als der Morgen dämmert, ſtehen ſie auf, ohne geſchlafen zu haben, und reiſen weiter.

In Frauendorf ſind Ruſſen, die ſich über die anrückende Karawane von Poſſeſſern ſehr freuen — und die Menſchen auf ihren Wagen mit freundlichem Kopfnicken hindurch laſſen: „Paſcholl, paſcholl!“ — aber als nun die 12 Treiber mit der prächtigen Viehherde vorüberziehen, heißt es: „Stoj, ſtoi!“ — Großer Jubel bei den Ruſſen. Welche herrliche Beute! 200 Stück Vieh zum Schlachten und 12 Treiber als Gefangene. Jammern, Weinen, Wehklagen bei den Flüchtlingen. Der Verluſt der Herde im Werte von 150000 bis 200000 Mark iſt ſehr ſchmerzlich. Aber noch ſchmerzlicher der Verluſt der 12 Treiber, die alle Familienväter ſind. Dort auf den Wagen ſitzen die Frauen und Kinder und heben ſchreiend ihre Hände gen Himmel. Der Pfarrer tröſtet ſie: „Wir haben einen Gott, der da hilft, einen Herrn, der vom Tode errettet.“ Und Gott half. Abends kommen die Treiber wieder. Sie ſind den Ruſſen entwiſcht. Und die Viehräuber haben auch ihren Lohn empfangen. Unſere Soldaten ſind gekommen und haben die über ihre Viehbeute erfreuten Ruſſen teils niedergeſchoſſen, teils in alle Winde zerſtreut.

Nun gilt es, die verlorene Herde zu ſuchen. Am nächſten Morgen 4 Uhr machen ſich Pfarrer Haugwitz und Guts-

besitzer Gramberg mit den 12 Treibern auf die Entdeckungsreise auf. Es geht zunächst nach Mehlsack. Dort hat man zwar von einer den Russen in die Hände gefallenen Viehherde gehört, weiß aber nichts Weiters davon. Pfarrer Haugwitz bittet den Stadtkommandanten um eine Patrouille zum Schutz und Beistand gegen die überall umherschweifenden Kosaken. Dieser jedoch weist darauf hin, daß gerade die Patrouille zum Verderben für die Zivilpersonen werden könne. Nun gingen die Suchenden zu der Stelle zurück, wo die Russen das Vieh fortgenommen hatten. Welch lieblicher Anblick! Da in der Nähe rechts und links des Drewenzflusses weiden sie alle, die lieben Geschöpfe, und brüllen ihren Herren einen freundlichen Morgengruß zu. Man will sofort die Zerstreuten zusammentreiben als ein Treiber ruft: „Herr Pfarrer, die Russen!“ — Richtig, etwa 30 Schritt entfernt reiten verschiedene Trupps vorbei, doch ohne sich umzuschauen und um die Herde zu kümmern.

Nun beschlossen die beiden Herren, dasselbe hier an der Drewenz zu tun, was vor 4000 Jahren der Erzvater Jakob am Jordan getan hatte: „Da fürchtete sich Jakob sehr und ihm ward bange; und teilte das Volk, das bei ihm war, und die Schafe und die Rinder und die Kamele in zwei Heere und sprach: So Esau kommt auf das eine Heer und schlägt es, so wird das andere entrinnen“ 1. Mos. 32, 8 u. 9.

Das eine Rinderheer übernahm der Pfarrer, nämlich mit 8 Treibern und 125 Rindern, das andere Rinderheer jenseits der Drewenz mit 4 Treibern und 75 Rindern übernahm Gramberg. Der Pfarrer rückte mit seinem Heer auf Frauendorf. Da kam ihm in der Nähe des Dorfes ein Mann in größter Aufregung entgegengestürzt und meldete ihm: „In Frauendorf liegen 4 Schwadronen Russen. Mich, den flüchtigen Oberinspektor aus B. bei Rastenburg, haben sie beraubt, mir mein Pferd, meine Sporen, Uhr und Geld fortgenommen und mich dann laufen lassen.“

Da ließ der Pfarrer seine Rinder und Treiber sofort von der Chaussee in ein Seitental abbiegen, um sie vor den Blicken der Feinde zu bergen. Er selbst wollte auf einen Berg steigen, um nach den Feinden Umschau zu halten. Doch siehe, ehe er den Gipfel des Berges erreichte, waren

auch ſchon mehrere Ruſſen oben, die Umſchau nach den Preußen halten wollten. Da machte er ſchnell kehrt und ſchlug ſich ſeitwärts in die Büſche. Herrn Gramberg war es noch übler ergangen. Ihm hatten zwei Ruſſen ihre Lanzen ſchon auf die Bruſt geſetzt, aber auf den Wink eines in der Nähe befindlichen Offiziers von ſeiner Ermordung abgelaſſen. Bald fanden ſich beide wieder auf der Chauſſee zuſammen und berieten, wie aus dem hölliſchen Keſſel inmitten der Feinde herauszukommen ſei. Sie gingen zu einem Bauern, der im Begriff zu fliehen war, und baten um eine Taſſe Kaffee; denn es war 4 Uhr Nachmittag und ſie hatten noch nichts genoſſen. Beim Kaffeetrinken ſehen ſie einen Reiter auf der Chauſſee, ſtürzen vom Kaffee fort auf den Weg, um ihn über die Ruſſen auszufragen. Da hören ſie zu ihrer höchſten Freude, daß ſämtliche Ruſſen aus der ganzen Umgegend über Wormditt fluchtartig fortgezogen ſind. (Es war dies die Folge der Tannenberger Schlacht. Sie haben wohl den Anſchluß an das vernichtete Hauptheer nicht mehr erreicht.)

Gott Lob! Jetzt konnte das Vieh ohne Furcht vor feindlichem Überfall weitergetrieben werden, bis es ſchließlich im Kreiſe Pr. Holland auf dem Gute Copienen in Sicherheit war.

Dann machte der Pfarrer mit ſeinem Freunde ſich auf, ihre Familien und die Familien der Inſtleute, die ſeit dem Viehraub ihnen aus den Augen gekommen waren, zu ſuchen. Sie fuhren nach Göttkendorf, wo ſie die Ihrigen vermuteten, fanden aber das ganze Dorf leer. Es war 11 Uhr nachts. Es wurde im Stall bei den Pferden genächtigt. Am nächſten Morgen trennten ſich beide. Gramberg fuhr der Viehherde entgegen, der Pfarrer wanderte zu Fuß die Seinen ſuchen. Endlich holte er ſie vor Pr. Holland ein. Es war ein unbeſchreiblich glückliches Wiederſehen. Wie hatten ſich die Familien um ihre Häupter geängſtigt. Nun war alles gut. Der Herr hatte alles wohlgemacht.

So hatten ſie denn alle in den 10 Tagen ihrer Flucht dasſelbe Los geteilt und dieſelben Schrecken durchlebt: der Pfarrer und ſeine Familie, die Inſtleute und ihre Familien,

die Pferde, die Rinder und ihre Kälber. Mensch und Kreatur — dem gleichen Jammer unterworfen und geängstigt von demselben Feinde.

Jedes Gut, jedes Dorf bildete eine solche Karawane. Jede hatte ähnliche abenteuerliche Erlebnisse wie die von Possessern. Aber nicht immer gelang die Rettung der geängstigten Kreatur wie dem Pfarrer und dem Amtsvorsteher von Possessern. Pfarrer Zollenkopf aus Langheim erzählt: „Am 23. um 4 Uhr morgens trieb ich mein erst vor wenigen Wochen gekauftes Vieh mit dem mehrerer Besitzer zusammen. Es ist leider alles verloren gegangen, da die Treiber die Herde verließen, um schneller fliehen zu können."

Auch der Staat brachte seine kostbaren Gestüte durch die Flucht in Sicherheit. Das Remontedepot Sperling (Kr. Angerburg) ließ seine Remonten frühzeitig schon am 20. August über Angerburg, Stobben, Rastenburg jenseits der Weichsel führen. 300 Trakehner Hengste, die Krone der berühmten ostpreußischen Pferdezucht, fliehen über die Allee; am 23. August nachmittags spielen und tänzeln diese Edelsten ihres Geschlechts auf der großen Wiese vor dem Pfarrhause in Allenburg. Ein entzückendes Bild natürlicher Schönheit und Kraft. Erstaunlich deuchts mir, daß diese Trakehner, die ein Kapital von mindestens 3 Millionen darstellen, so spät zur Flucht gebracht sind, da Trakehnen nicht weit von der Grenze liegt. Es ist dies ein Zeichen, wie felsenfest die Überzeugung war, daß keine Kosakenlaus über unsere Grenze kriechen werde.

Mensch und Kreatur — Reiter und Roß — siehe sie dort in dem großen, grausigen Haufen auf dem Schlachtfelde von Königsfelde am Abend des 20. August. Es sind die beiden Batterien des 17. Korps, die treu bis zum Tod der gewaltigsten Übermacht der russischen Artillerie standgehalten haben, ein blutiger Knäuel von Pferden, Menschen, Kanonen.

Nach Erlösung dürstet der Mensch, nach Erlösung dürstet die Kreatur.

◇◇◇◇◇
◇◇◇
◇

10. In der Feinde Gewalt.

ald sind sie hier, vielleicht schon in der nächsten Stunde, die wilden, grimmen Feinde, die kein Erbarmen kennen. Dann bin ich völlig in ihrer Gewalt. In ihren Augen weniger als ein Sklave, weniger als ein Hund. Den Hund, den Sklaven erschießt man nicht, solange sie noch in dieser Welt nützlich sind. Mich aber kann jeder Russe niederschießen. Sie können mit mir machen, was sie wollen: blutig schlagen, mit Füßen zerstampfen, zerstechen, zerhauen. Ein leises Zucken eines Kosakenfingers an seinem Mordgewehr — und ich liege da in meinem Blute. Wie schrecklich doch, das schwarze Tor des Todes vor sich zu sehen!"

Das waren die Gedanken, mit welchen die wenigen Zurückgebliebenen der Stadt Angerburg, die Krüppel der Anstalt und einige Frauen und Bürger, am Sonntag den 23. August zur Kirche gingen.

Der einzige Geistliche in weitem Umkreise, ja, der einzige Beamte, der in der Stadt zurückgeblieben war, Pfarrer lic. theol. Erich Braun, hält den Gottesdienst. „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" singt die Gemeinde ohne Orgel — Kantor, Glöckner, Kirchendiener sind längst fort.

Der Geistliche beginnt mit Ps. 9: „Herr sei mir gnädig, siehe an mein Elend unter den Feinden, der du mich erhebest aus den Toren des Todes." Da stürzt alles auf die Kniee, und es beginnt Wimmern, Schluchzen, Weinen. Die Seelen — fühlen sich an die Pforten der Ewigkeit gerückt. Der ganze Gottesdienst besteht aus Gebet und Tränen.

Der Geistliche hält Beichte und heiliges Abendmahl. Alle ohne Ausnahme — es sind etwa 700 — nehmen daran teil. Da versiegen die Tränen, und das Schluchzen verstummt. Ins Allerheiligste sind die Seelen gehüllt. Auf allen Gesichtern liegt der verklärende Schein himmlischen Friedens. Der dräuende Tod hat seine Macht verloren.

Nach dem Gottesdienst ladet der Geistliche die zurückgebliebenen Bürger zu einer Versammlung in die Kirche um 5 Uhr ein, denn es ist nötig, einen Bürgermeister zu wählen und für Polizeischutz zu sorgen, weil während des Gottesdienstes verlassene Kaufläden von einigen Pöbelmenschen geplündert sind.

Am Nachmittage wälzen sich, soweit man sehen kann, vom Walde her auf der Darkehmer Chaussee dunkle Staubwolken heran. Das sind sie! Ein unermeßliches Heer! Von Schrecken gepackt jagen Flüchtlingswagen querfeldein. Windmühle und Gehöft vor der Littauer Brücke gehen in Flammen auf. Ha — das ist der Russen Eintrittsgruß!

Und an der Brücke — unglaublich! — stehen viele Neugierige zum Empfang. Und — noch unglaublicher — dort unten an der Krüppellehranstalt wartet die Hausmutter mit einem Teller Salz und weht mit einem weißen Tüchlein zum Gruß. Zwei Buben aber von 14 und 15 Jahren haben sich eine extrafeine Begrüßung der Russen erdacht. Ihnen zu Ehren schießen sie an der Brücke mit Pistolen, die sie aus einem Laden geraubt haben.

Das war was für die Russen. Sie stürzen sich mit Säbeln und Lanzen auf die Menge, die schreiend auseinander stiebt. Das erste große Haus der Stadt ist das Kinderkrüppelheim mit anliegenden Anstaltshäusern. Darüber weht das rote Kreuz. Dort beten die Schwestern mit ihren elenden Kindlein. Die Fensterscheiben zersplittern. Die Schüsse gehen über die Köpfe weg und dringen in die Wände. Dort am Ende des Krüppelheimgartens geht ein Seitengäßchen nach den Siechenhäusern. Dahin sprengen einige Reiter, um laufende Flüchtlinge zu verfolgen.

Auf dem Hofe der Siechenhäuser steht ein altes, taubstummes Frauchen, die Hühnerwärterin, und streut ihren gefiederten Pfleglingen Futter. „Do — do — do —

do!" — das ſind die einzigen Laute, die ſie von ſich zu geben vermag; was ſie mit ihrem Do — do — do — do meint, verſteht man im einzelnen Falle aus ihren lebhaften Handbewegungen und Gebärden. Zwei Koſaken ſchreien ihr etwas zu. Sie antwortet: „Do — do — do do!" — Der Schuß eines Koſaken ſtreckt ſie nieder und macht ſie ganz ſtumm.

Auf der Bank vor dem Siechenſtall ſitzt der hinkende Viehfütterer mit zwei anderen alten Siechen, friedlich ihr Pfeifchen von Kirſchblättern oder Klee rauchend, denn echter „Toback" iſt für einen armen Siechen zu teuer, und man kann ſichs nur an hohen Feſttagen „bezähmen". „Brauder, göw mi noch e bätke von dienem Klöwer to roke. Dat ſchmeckt ſchön. Weiſt du? öck glöw nich, dat de Ruß ſo ſchlömm iß" — ſagt einer dem andern. Da knallts. Die Hühnerfütterin liegt in ihrem Blut. Und nun ſpringen die drei auf und ſuchen zitternd, hinkend in ihre Stube zu entrinnen. Ach, die Armſten erreichen die Tür nicht mehr. Schüſſe knallen. Da liegen ſie als Leichen am Boden.

In der Nähe des Pfarrhauſes liegt die neue Krüppelklinik. Von hier laufen Menſchen in wilder Haſt nach dem Pfarrhauſe, ſich dort im Keller zu verſtecken. Schüſſe krachen hinter ihnen, und drei von ihnen fallen tot nieder.

Das Pfarrhaus füllt ſich immer mehr mit verfolgten Menſchen. Pfarrer Lic. Braun ſieht die ſchrecklichen Szenen von ſeinem Fenſter aus. Da kommen noch mehr ruſſiſche Reiter angeſprengt. Laufende, keuchende Menſchen vor ihnen. Schüſſe knallen wiederum. Er will nichts mehr ſehen. In der Diele ſitzt er mit den Seinen zuſammen. Sie wagen ſich kaum zu rühren. Nur im Flüſterton reden ſie. Noch immer ertönen Schüſſe. Der Pfarrer betet mit den Seinen. Da rüttelt jemand an der Tür. Zaghaft wird geöffnet: Fräulein Bürgereit aus der Anſtaltswäſcherei ſucht Zuflucht. Sie iſt dem Tode entronnen. Ein Reiter hatte auf ſie ſchon angelegt; aber da kam ihm ein laufender Mann in die Quer, den erſchoß er, und ſie war gerettet. — Der Haushund zwängt ſich durch die Tür und erhebt ein ſchreckliches Geheul: die geängſtigte Kreatur klagt die Menſchheit an. Im Keller des Pfarrhauſes wimmelts von Flüchtlingen.

Digitized by Google

Die Kinder derſelben weinen, ſchreien, heulen vor Angſt. Ihre Mütter ringen die Hände, weinen, ſchreien und heulen mit. — Die Pfarrfamilie ißt bei einem glimmenden Nachtlämpchen ihr Abendbrot. Der Biſſen bleibt im Halſe ſtecken. Sie beten zuſammen den 91. Pſalm und gehen zu Bett. Die Frauen in Kleidern. Doch kein Schlaf erquickt die Erſchreckten. — So ſtellten ſich die neuen Gäſte den Anſtalten vor.

In der Stadt ſelbſt gings ähnlicherweiſe. In der Kirchenſtraße ſtanden zwei Männer und mehrere Frauen auf der Steintreppe eines Hauſes, um ſich den Einzug der Ruſſen anzuſehen. Der eine von den Ruſſen rief: Nadol! d. h. herunter! Sie gehorchten und kamen die Stufen herab. Der zweite ſchrie: Stoj! (Steh!) und ſchoß die beiden Männer nieder. Der eine der Erſchoſſenen war der 80jährige jüdiſche Produktenhändler Schaul. Er hat im Krankenhauſe noch 24 Stunden gelebt. Der zweite war der 60jährige Arbeiter Sobottka. Dieſer war gleich tot. Ihm raubten die Ruſſen 50 Mark aus der Taſche. Am Littauer Tor wurde ein Unbekannter erſchoſſen; ganz nackt lag eine tote Frau nicht weit von der Neumannſchen Sägemühle. Auch zwei radfahrende Briefträger wurden von den einziehenden Ruſſen ermordet.

Die einberufene Bürgerverſammlung fand draußen auf dem Kirchenplatz in Gegenwart eines Generals ſtatt, der folgende Anſprache hielt: „Es iſt von der Bevölkerung auf uns geſchoſſen worden. Ich hätte das Recht, die ganze Stadt in Brand ſchießen zu laſſen, will aber noch Gnade vor Recht ergehen laſſen. Die Einwohner ſollen ſich ruhig verhalten. Nach 7 Uhr abends darf ſich niemand auf der Straße zeigen. Ich habe meinen Soldaten befohlen, der Bevölkerung kein Leid zu tun, auch nicht zu plündern. Ihr habt euch ein Oberhaupt zu wählen, weil Bürger und Landrat mit allen Behörden geflohen ſind. Wir führen gegen die preußiſchen Soldaten Krieg, aber wir ſehen ſie nicht. Ich weiß nicht, ob ſie ſo wenig tapfer ſind, daß ſie immer vor uns fortlaufen.“ —

Dann wählte die kleine Verſammlung den Kaufmann Tietz zum Landrat und Bürgermeiſter. Beim Nachhauſe-

gehen wurde dem Apotheker Rademacher von einem Russen die goldne Uhr mit Kette aus der Tasche gerissen.

General Rennenkampf erließ folgende Bekanntmachung, von welcher ein Exemplar am Granitsockel des Kaiser Wilhelm-Denkmals auf dem Kirchenplatz angeklebt wurde.

Bekanntmachung.

Seit dem 7. August haben die russischen Truppen die Grenze Ostpreußens überschritten und befindet sich die Provinz in unserer Gewalt und seid ihr Untertanen Sr. Majestät des russischen Kaisers dem Herrscher aller Reußen, welcher die Untertanen will schonen.

Infolge der mir allerhöchst anvertrauten Stellung mache folgendes bekannt;

1. Jeder von seiten der Einwohner dem russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos, ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters bestraft werden.
2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt wird, oder in denen den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.
3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindlichen Handlungen zu schulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und der Betreffende und sein ganzes Eigentum verschont und in Schutz genommen werden.

von Rennenkampf,
Kommandierende General.

Am nächsten Tage Vormittag begab sich Pfarrer Lic. Braun im schwarzen Rock und Zylinder zum russischen General, der, von einem Stabe von Offizieren umgeben, vor der Tür des Deutschen Hauses saß. Der Geistliche bat um Schutz für die Anstalten und berichtete von einem nächtlichen Überfall russischer Soldaten in der Anstaltsbäckerei, so daß die Schwestern und zwei Mägde sich den Gewalttätigkeiten nur durch die Flucht entziehen konnten. Seine Antwort lautete: „Das ist mir sehr bedauerlich zu

hören, mir noch mehr als Ihnen, denn ich kann nur mit gut disziplinierten Soldaten kämpfen. Zeigen Sie mir die Soldaten, so werden sie streng bestraft. Ihre Soldaten sind noch viel schlimmer als unsere. Ich bin in Ihre Dörfer gekommen, wo noch keine russischen Soldaten vorher gewesen sind. Die Häuser waren geplündert. Wer hats getan? Dann heißts: die russischen Soldaten. Nein, die deutschen Soldaten sinds gewesen." Der Geistliche wagte den Einwurf: „Nicht die deutschen Soldaten, sondern das Raubgesindel, das über die Grenze kam." Der General zuckte die Achseln: „Kann sein, kann nicht sein." Im übrigen versprach er den Anstalten seinen Schutz und fügte hinzu: „Sie können ungehindert Ihres geistlichen Amtes walten."

Am nächsten Tage hatte Pfarrer Braun die Leichen der von den Russen unschuldig Ermordeten zu bestatten. Die Toten wurden auf einspännigen Arbeitswagen zur Gruft gefahren. Die Angehörigen waren schwer zu trösten. Sie umklammerten zuletzt die Grabhügel und schrieen gen Himmel.

Abgesehen von dem beim Einzug verübten Blutbad benahmen sich diese ersten Russen sonst manierlich. Sie bezahlten sogar in den Läden alles bar. Aber schon am 24. August nachmittags rückte der General auf demselben Wege, den er gekommen war, mit seiner Garde-Kavallerie fort, und andere russische Truppen, Infanterie, Artillerie und Kosakenregimenter in buntem Wechsel kamen und gingen. Schon äußerlich stachen sie von den ersten Gardereitern unvorteilhaft ab. Schmutzig und zerlumpt zogen sie einher und führten geraubte Güter mit sich.

Nun wurden auch die von den Kaufleuten verlassenen Läden sowie Privatwohnungen geplündert. Am schlimmsten waren die Führer der Bagagewagen und die Sanitätskolonne, die sich in den Anstalten eingerichtet hatte. Sie plünderten die verlassene „Kinderhilfe" und raubten die Futtervorräte. In der Anstaltsbäckerei wurden die halbrohen Brote von den Soldaten aus dem Ofen gerissen und mit Säbeln zerhauen. Die Superintendentur wurde ausgeplündert und das Bureau völlig verwüstet. Ein großes Faß Kirchenwein, unzählige Flaschen Saft, Wein, Apollinaris

und alle Speisevorräte wurden die Beute der Plünderer. Pfarrer Lic. Braun und seine Frau retteten noch rechtzeitig die Kirchenbücher, Wäsche und Silbersachen. Doch war die Pfarrfamilie selbst trotz ihres Schutzbriefes vom Kommandanten vor Überfällen der Plünderer nicht sicher. Einmal drang ein betrunkener zerlumpter Kerl von der russischen Sanitätskolonne ins Pfarrhaus und bedrohte den Geistlichen mit der Faust. Er wurde durch Zigarren und Äpfel besänftigt. Laut schimpfend ging er davon und nahm zum Abschied einen Eichenstock aus dem Schirmständer. Als er dann wiederkam und mit Gewalt die Haustür erbrechen wollte, ging der Pfarrer zu dem deutsch-russischen Arzt, einem Pastorensohn aus Libau, und bat um Schutz. Da wurde die Sanitätskolonne in eine Reihe aufgestellt, und der Geistliche konnte beim Abschreiten der Front den Schuldigen sofort bezeichnen: „Dieser ists!" — Er kriegte 25 Knutenhiebe. Der Geistliche ging schnell fort, um nicht Zeuge des Strafvollzuges zu sein.

Während der alte pensionierte Kreisarzt Dr. Bremer russische Verwundete im Kreiskrankenhaus behandelte und heilte, plünderten und verwüsteten die Russen seine Privatwohnung. Der Kommandant, den Dr. Bremer in seine Wohnung führte, um ihm die schreckliche Verwüstung zu zeigen, war darüber so entrüstet, daß er die zufällig am Hause vorübergehenden Soldaten eigenhändig mit seiner Peitsche verprügelte — ganz unschuldige Leute. Gleichgültig — sie haben alle geplündert, wenn diese auch nicht gerade hier, und müssen dafür ihre Hiebe bekommen. Der Kommandant ist gerecht.

In der Wohnung unseres Tischlermeisters Spottka aus der Krüppellehranstalt drangen betrunkene Russen ein, um nach Frauenspersonen zu suchen, von denen sie hierhin bestellt waren. Als sie die Wohnung leer fanden und einsahen, daß sie von den Weibern gefoppt waren, schlugen sie alles kurz und klein und zündeten die Wohnung an, welche ganz ausbrannte. Da kam ein russischer Wachtposten, fand vor dem rauchenden Hause einen russischen Soldaten, nahm ihn fest, führte ihn zur Kommandantur und meldete, was vorgefallen war. Als der Stellvertreter des Komman-

danten, Kapitän Szymangow, die Anklage vernommen hatte und der Angeklagte frech leugnete, rief der Hauptmann: „Stryczek!“ (Strick) und machte mit der Hand die Bewegung des Aufhängens. Kurz darauf hing der Kerl in einem Stall auf dem Wittkoschen Hofe. Tischler Spottka, der zum Militär eingezogen war, hat so seine ganze Habe verloren.

Eine höchst merkwürdige Einrichtung war die russische geheime Raubmesse. In den Hinterstraßen, besonders in der Entenstraße und dem Flinsenwinkel, war ein zweites Leipzig eingerichtet. Da — eine Reihe polnischer Bauernwagen, mit Planen bespannt. An jedem steht ein jüdischer Handelsmann aus Rußland. Ihnen tragen die Soldaten die feinsten Waren zu: Seidenstoffe, Pelze, neue Anzüge,

Digitized by Google

Frauenkleider nach neueſter Mode, Schuhwaren — kurz alle Erzeugniſſe des Handels und der Kunſt aus den herrenloſen Läden und Privathäuſern. Und nicht zu vergeſſen: Die koſtbaren Uhren, goldene und ſilberne, auch Ketten, Ringe, unzählige Koſtbarkeiten. Dem tapferen Muſchik iſts eine Laſt, er muß ja kämpfen für Väterchen und kann ſolche eitlen Dinge nicht mit ſich ſchleppen. Auch der brave Koſak darf ſein Rößlein nicht zu ſehr mit Beute belaſten, denn er muß wie ein Sturmwind dahinſauſen, wenn der Pruſſak kommt. Die Händler prüfen die ihnen vorgelegten Waren und bieten einen Preis. Das Feilſchen beginnt. Endlich wirft der Soldat ungeduldig die geraubten Sachen auf den Wagen, empfängt ſeinen Rubel und läuft davon und holt mehr. Die Schatzkammern ſind unermeßlich. Wenn es dunkelt und alle Gemeinen auf ſtrengen Befehl im Lager ſein müſſen, ſchleicht ſich auch wohl ein Oberſt oder Hauptmann auf die geheime Meſſe. Sie bringen die aus den Uhrläden geraubten Goldſachen. Da müſſen die Händler ſchon tiefer in ihren Geldbeutel greifen. Kommt die Nacht, dann fahren die hochbeladenen geheimen Meſſewagen ins heilige Rußland, um leeren Wagen von jenſeits der Grenze im Flinſenwinkel Platz zu machen.

Nur mit den geraubten Fahrrädern ſind keine Geſchäfte zu machen. Die Jidden können ſie in Rußland nicht los werden. Der Ruß iſt ein „Tolpak“ und lernt ſchwer Rad. Doch die Muſchiks ſind gut. Sie ſchenken die geraubten Fahrräder unſeren Krüppellehrlingen, den lahmen und hinkenden, jedem zwei bis drei, dazu kleine Reſte von Seidenzeug und Tuchſtoffen, für die der Handelsmann nichts oder wenig geboten hat. Die Krüppel lachen und freuen ſich und danken ihren edlen Wohltätern. Der Muſchik lacht auch und fragt: „Habt Ihr Hunger?“ Sie nicken. „Kommt mit zur Regimentsſchlächterei!“ ſagt er und führt ſie hin, wo Rinder und Schweine geſchlachtet werden. Meine Krüppeljungen bekommen große Stücke — aber bringen ſie nicht zur Hausmutter in die Küche, ſondern ſpielen jetzt Robinſon. Sie bauen ſich auf einer verſteckten Wieſe einen feinen Kochherd, zünden Feuer an und bereiten ſich an Spießen den ſaftigſten Braten, lagern ſich auf das weiche Gras und

ſchmauſen. Ja der Ruß iſt gut. Er erbarmt ſich der Elenden. —

Wenn die Glocken am Sonntag zur Kirche läuten, kommen auch zahlreiche Ruſſen hinein. Mit Gewehren. Die Kirche iſt ſchön, auch den Ruſſen gefällt ſie ſehr. Sie verſtehen wohl von der Predigt wenig, aber ſo oft Pfarrer Lic. Braun den Namen Jeſu ausſpricht, neigen ſie ehrfurchtsvoll ihr Haupt. Auch wenn er ſonſt im Ornat durch die Stadt geht, grüßen ihn alle ruſſiſchen Soldaten. Er hats ſchwer. An manchem Tage hat er bis 14 Tote zu beerdigen. Auf dem Lande in der Nähe, wo überall ruſſiſche Truppen liegen, werden täglich Zivilperſonen erſchoſſen, oft Haufen von 10 bis 15 auf einmal. Einer, der Schuhmacher Bachert, ſtirbt ſogar vor Schreck am Herzſchlag, als ruſſiſche Soldaten in ſeine Werkſtatt eindringen. Auch ruſſiſche Leichen werden hier zur Ruhe gebettet. Das Begräbnis des ruſſiſchen Rittmeiſters Wladimir Makadenski, der bei einem Vorpoſtengefecht fiel, wurde pomphaft gefeiert. Die Leiche wurde im offenen Sarge durch die Straße gefahren, voran gingen Popen in prächtigen Ornaten, hinten Offiziere und Gemeine. Soldaten ſtiegen auf den Turm und läuteten die Glocken, auch den Leichenwagen der Anſtalt nahmen ſie ohne weiteres. Auf dem Rückwege vom Kirchhof raſten ſie ſo ſchnell zurück, daß von dem Wagen nur Trümmer blieben. Der Tod war hinter ihnen.

So prächtig die Popen auch in ihrer geſtickten Amtstracht ausſahen — ihre Wäſche, die ſie in die Anſtaltswäſcherei zum Waſchen brachten, war ſo dreckig und ſchwarz wie die eines Schornſteinfegers; und, wie alle ruſſiſche Wäſche, voll Läuſe. Beim Abholen der Wäſche feilſchten ſie um den Preis für das Waſchen ſtundenlang; als alles abgelaſſen war nach ihrem Wunſch, nahmen ſie ihre Wäſche und zahlten nichts. Ein doppeltes Vergnügen — einmal das Abhandeln — und zweitens das Gratis. Das Abhandeln iſt nämlich ein ſpezifiſch ruſſiſches und polniſches Geſchäftsvergnügen von höchſtem Reiz für beide Teile, die alle ihre Geiſteskräfte anſpannen, um den andern Teil zu beſiegen und zu betrügen. Beide ſiegen, der Käufer; denn er hat drei Viertel des Preiſes durch Abhandeln gewonnen,

und der Verkäufer ſiegt auch; denn ob er auch drei Viertel abläßt, hat er doch den Käufer betrogen.

In den drei Kaufläden Angerburgs, deren Inhaber hier geblieben waren, bei Tietz, Grün und Preuß, ſpielte ſich dieſes Geſchäftsvergnügen täglich ab. Die Ruſſen kauften Wein, Rum, Tabak, Zigarren, Käſe, Zucker u. dgl. m. Es wurde ſo kräftig gehandelt wie daheim. Das Vergnügen war groß, es wurde vom Preiſe immer mehr abgelaſſen. Das Hauptvergnügen kam zuletzt. Es wurden die geladenen Piſtolen gezogen und dräuend dem Kaufmann entgegengehalten. Da gabs die Ware gratis. Kaufmann Grün ſtellte ſich einmal gegen die Piſtolenſprache harthörig. Da warfen ihn zwei Ruſſen zu Boden und ſetzten ihm ihre Säbel auf die Bruſt. Jetzt verſtand er die ruſſiſche Geſchäftsſprache. Und als dann der Herr Oberſt mit ſeinem Burſchen kam und ſich die feinſten Havanna ſamt einem Korb der köſtlichſten Weine von ihm holte, hatte Kaufmann Grün ſchon ſoviel Ruſſiſch gelernt, daß er auf die Frage nach dem Preiſe mit tiefer Verbeugung die Antwort gab: „Nitſcho (nichts), Ew. Exzellenz! — iſt mir eine ſehr große Ehre!“

Auch dem Kaufmann Tietz fiel das Ruſſiſche ſehr ſchwer. Es war am 9. September, als eine Bande ruſſiſcher Soldaten Wudki ſtürmiſch forderten. Er fühlte ſich aber als der vom Ruſſengeneral eingeſetzte Landrat ſo mächtig, daß er ſich auf den Schnapshandel nicht einlaſſen wollte. Da ſchoſſen ſie in die Fenſter des oberen Stockwerks und meldeten ihren Offizieren, daß aus dem Hauſe des Tietz auf ſie geſchoſſen ſei. Wahrhaftig. Das Schießen hatte man gehört und die durchgeſchoſſenen Fenſter bewieſen es. Tietz wird ins Gefängnis abgeführt und oben im alten Seminargebäude eingeſperrt. Auch wird vom Kommandanten der Befehl gegeben, daß am 10. September alle männlichen Perſonen totzuſchießen und die ganze Stadt anzuzünden iſt.

Gott hatte es aber in ſeinem Rat anders beſchloſſen. Das Gebet der weinenden Gemeinde am Sonntag den 23. Auguſt:

„Herr, ſei mir gnädig,
ſiehe an mein Elend unter meinen Feinden!“

ſollte jetzt erhört werden.

Und der gottvertrauende Pfarrer, sein tapferes Frauchen, die beiden niedlichen Kindlein Susi und Klara, die seelengute Frau Walter aus Herrenhut, Fräulein Klipphahn aus Oletzko, der alte treue Kantor Passarge, kurz alle, die im Pfarrhause während der Russenzeit zusammengewohnt und im Gebet ein Herz und eine Seele gewesen — sie sollen nicht vergeblich gebetet, gefleht, mit Angst gerungen haben. So hats der Allmächtige im Himmel bestimmt.

Schon seit dem 7. September war Kanonendonner zu hören gewesen, den die getreuen Dulder mit Freuden begrüßten. Pfarrer Lic. Braun fragt den russischen Arzt: „Was bedeutet der Geschützdonner?“ —

„Herr Pastor, das bedeutet das Ende der Festung Lötzens, seine letzten Tage.“ —

Noch konnten die Russen scherzen und spotten. Auf dem einsamen Miramschen Hofe bei Thiergarten steht ein älterer Viehfütterer, als hinter ihm ein kräftiges „Guten Morgen“ ertönt. Schnell kehrt er sich um und erblickt 13 forsche Reiter. Er erschrickt. Da ruft ihm ein Reiter zu: „Fürchte dich nicht! Weißt du nicht, wer wir sind? Wir sind Österreicher und kommen euch zu Hilfe. Hörst Du den Kanonendonner? Das ist euer Kronprinz, der kommt von Westen, und Kluck, der kommt von Norden; da werden wir die Russen gründlich zusammenhauen. Verkündige diese Freudenbotschaft weiter!“ —

Da läuft der Mann ins Dorf und ruft: „Hurra! Die Österreicher sind da. Der Kronprinz und Kluck sind da!“ Lehrer Wasgindt belehrt ihn: „Die Russen haben mit Dir Spott getrieben.“ — Er glaubt aber bis auf den heutigen Tag, daß es Österreicher gewesen sind.

Spottet nur immerhin, ihr großmächtigsten Feinde! Da — 100 Verwundete von euch trägt man eben in unsere Krüppelhäuser. Und am nächsten Tage kommen noch mehr. Euch wird das Lachen bald vergehen!

Es kommt der 10. September, der den Untergang Angerburgs und den Tod aller Männer bringen soll. Entsetzlicher Schlachtendonner im Westen und Süden. Mit einem Male bebt das Pfarrhaus und alle Fenster klirren. Die Eisenbahnbrücke ist gesprengt. Und dann an ver-

ſchiedenen Stellen der Stadt mächtige ſchwarze Rauchwolken. Der große Wolffſche Speicher brennt. Auf dem Bahnhof brennts. Die Anſtaltsſcheunen brennen. Gewehre knattern. — So geht denn Angerburg unter? — Nein, nein! Der Allerbarmer wills nicht! Seht, ſeht, wie die Ruſſen laufen in wilder Flucht! Todesſchrecken hat ſie gepackt. Die Brandſtiftungen ſind ihre letzten Taten. Und das Gewehrfeuer? — Acht deutſche Jünglinge vom Lande, noch im Knabenalter, gebunden an eine Mauer geſtellt, werden von ihnen erſchoſſen. Das iſt ihr Abſchiedsgruß vor der Flucht. Und der Kaufmann Tietz, der gefangen im Dachkämmerlein des Seminars ſitzt — iſt er auch unter den Erſchoſſenen? — Er hört an dieſem Morgen jemand die Treppe heraufkommen. Das wird der Henker ſein, der ihn holt. Er bebt. Da zerſchmettert eine Axt die verſchloſſene Tür, und vor ihm ſteht Apotheker Rademacher, ſein Lebensretter.

Mit Weinen und Schluchzen der betenden Gemeinde begann jener Sonntag, als die Feinde ihren Einzug hielten. Mit Weinen und Schluchzen endete der Tag, an dem ſie abzogen. Aber es war jetzt das Weinen und Schluchzen ſeligſter Freude. Auf den Straßen fielen ſich die Menſchen in die Arme und helle Tränen rollten über ihre Wangen. Im Pfarrhauſe ſitzt das Häuflein der Getreuen beiſammen und ſingt:

Nun danket alle Gott,
mit Herzen, Mund und Händen.

11. Ostpreußisches Märtyrertum.

as von den Greueln erzählt ist, welche die Russen in Angerburg verübt haben, ist von dem ganzen schauerlichen Gemälde, das jetzt vor meiner Seele steht, nur ein geringes Stückchen. Grauen ergreift mich. Mir ist, als stünde ich mit dem apokalyptischen Seher vor dem verschlossenen Buch der Weltgeschichte beim Eröffnen des fünften Siegels (Offenbarung 6, 9 und 10): Ha! da — „sehe ich unter dem Altar die Seelen derer, die erwürget waren. Und sie schrieen mit großer Stimme und sprachen: Herr, Du Heiliger und Wahrhaftiger, wielange richtest du nicht und rächest unser Blut an denen, die auf Erden wohnen?“ — — — —

An ostpreußisches Märtyrertum erinnert der Name Santoppen.

In der Nähe von Bischdorf, einer Station der Bahn Insterburg-Thorn, liegt in lieblichem Tal Santoppen,

ein katholisches Kirchdorf mit 600 Seelen. Dort waltete Pfarrer Werner als treuer Seelsorger seines Amtes. Bald nach dem ersten Russeneinfall kamen als Flüchtlinge ins Pfarrhaus Professor Kallweit aus Rössel mit seinen beiden Schwestern und einer alten Tante. Sie hofften in der stillen Pfarre am sichersten geborgen zu sein.

Am 28. August in der Frühe waren die Russen gerade im Begriff fortzuziehen; es war dies nämlich Rennenkampfs Vorhut, die mit der Südarmee Samsonows Fühlung suchte und jetzt während der Tannenberger Schlacht abzog. Einige Abteilungen der Reiter hatten schon aufgesessen und das Dorf verlassen. Da kommt zum Pfarrer eine Frau aus der Gemeinde, meldet den Tod ihres Mannes und bittet um das übliche Sterbegeläute. Der Geistliche schlägt es ab: wegen der Nähe des Feindes dürfe nicht geläutet werden. Die Frau war betrübt, ging weinend fort und bat unterwegs einen Tischler, der ihr begegnete, er möchte auf den Turm steigen und die Glocken läuten, ihr Mann sei eben verschieden. Der tats. Die Russen horchten auf. Sie glaubten, das Geläute sei ein Zeichen für die deutschen Truppen zum Überfall, kehrten um und stiegen von ihren Pferden herunter. Laute Kommandorufe erschallten. Großer Lärm auf der Straße. Da laufen Pfarrer Werner, Professor Kallwit, dessen Schwestern und die alte Tante sowie andere Personen aus dem Pfarrhaus in die Kirche, um hier Schutz zu suchen; denn sie ahnen sofort das kommende Unheil. Auch eine Flüchtlingsfamilie aus Warpuhnen, Besitzer Compa mit Frau und Sohn laufen in die Kirche. Hinter sich schlossen sie alle Türen von innen zu, und jeder versteckte sich. Doch schon wurde draußen an der Türe gerüttelt. Kolbenstöße schlugen dröhnend an das Holz. Die Tür sprang splitternd auf. Russische Soldaten stürmten unter Führung eines Offiziers ins Gotteshaus. Zunächst ging es in den Glockenturm.

Dort hatte sich bebend das eine Fräulein Kallweit in einem großen Schrank versteckt. Die Türfüllung wurde eingeschlagen. Als Fräulein Kallweit sich entdeckt sah, fiel sie auf ihre Kniee und flehte um ihr Leben. Ihre mit dem Rosenkranz umschlungenen Hände hielt sie in die Höhe und

beteuerte: „Ich bin unschuldig, ich habe nicht geläutet, weiß auch nicht, wer geläutet hat!“

Der Offizier antwortet: Ich glaube es. Stehen Sie auf! Ihnen soll kein Leid geschehen. Sehen Sie, auch ich bin katholisch.“ Dabei holte er einen Rosenkranz aus der Tasche.

Dann wurden der Pfarrer und alle anderen Personen in der Kirche aus ihren Verstecken geholt. Der Pfarrer hatte sich auf dem Orgelchor verborgen. Er beteuerte seine Unschuld, das Läuten sei wider seinen Willen und seinem Verbot zum Trotz von jemand beim Verscheiden eines Gemeindemitgliedes bewirkt. Fast schien es anfangs, als wollte der Offizier diesen Worten Glauben schenken, aber dann sagte er: „Der Pfarrer haftet für seine Gemeinde und ist daher nach dem Kriegsrecht zu erschießen.“ Kosaken banden ihn und die übrigen Männer und führten die Unglücklichen hinaus. Inzwischen hatten die anderen Russen sämtliche Häuser durchsucht und die Männer gebunden fortgeführt. Noch einmal wurde von einem anderen russischen Offizier ein kurzes Verhör angestellt. Der Pfarrer beteuerte nochmals seine Unschuld und bat um sein und seiner Gemeindeglieder Leben. Vergeblich. — Nun wurden alle 18 Personen an die Kirchhofsmauer nicht weit vom Gasthaus des Kaufmanns Käse gestellt. Pfarrer Werner stand aufrecht inmitten seiner Pfarrkinder. Wiederholt bekreuzte er sich und segnete seine Leidensgenossen. Ihm zur Seite war Professor Kallweit. Seine Hände hielten den Rosenkranz umschlungen. Dann krachten die Schüsse. Alle starben gefaßt und in Gottes Willen ergeben. Nur einer von den durch die Kugel Getroffenen blieb am Leben, der Besitzer Kompa aus Warpuhnen. Die Kugel hatte ihn nur am Halse getroffen. Die Leichen wurden von den Russen notdürftig bescharrt. Drei Stunden lang lag Kompa unter den Leichen, die über ihn gefallen waren. Dann wachte er auf und floh mit seinem ältesten Sohne, der sich rechtzeitig versteckt hatte und am Leben geblieben war, nach Rössel, wo er verbunden wurde. Die alte Tante des Professors Kallweit starb vor Schrecken.

Schon in den ältesten heidnischen Zeiten waren Tempel die sicherste Freistätte der Verfolgten. Die Heiden ver-

schonten aus tiefster Scheu vor der Gottheit ihre Todfeinde, die sich in einen Tempel geflüchtet hatten. Die Russen nennen sich Christen und morden des Gotteshauses Flüchtlinge.

Von ostpreußischem Märtyrertum erzählen uns Abschwangen und Almenhausen, zwei alte Kirchlein hinter Domnau, links und rechts von der Bahnstrecke Friedland-Königsberg; Abschwangen, die Tochterkirche aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts mit einem hölzernen Turm, Almenhausen, die Mutterkirche aus dem 13. Jahrhundert mit einem massiven Turm.

Dienstag abend den 25. August schlossen sich die Almenhauser und Abschwanger den in unabsehbaren Zügen dahinziehenden Flüchtlingskarawanen an. Ihr Pfarrer Grabowski geleitete sie. Ins Städtchen Creuzburg ließ man sie nicht hinein. Gendarmen hielten den Zug auf, denn sie hatten die telegraphische Anweisung, alle Flüchtlinge aus den Kreisen Friedland und Eylau nach Hause zu schicken, weil hier die Gefahr eines feindlichen Einfalles nicht vorliege. Also fröhlich ging es wieder nach Hause! Herrlich, herrlich! Die Pferdchen laufen jetzt von selbst Trab. Die Leute lachen. Sie konnten nach der nächtlichen Flucht jetzt wieder daheim schlafen. Pfarrer Grabowski mit den Seinen konnte sie nicht einholen. Als es dämmerte, sah er schon die Spitzen seiner beiden Kirchtürme. Da kommt auf der Chaussee ein deutscher Soldat ohne Helm mit zerrissener Uniform auf schäumendem Kosakenpferd angestürmt. Man ruft ihm zu. Er stürmt weiter, ohne sich umzusehen. Die Pfarrfamilie spricht bei Bekannten auf dem Gut Wisdehnen an. Hier hält man sie zurück. Nur ja nicht nach Almenhausen ins Pfarrhaus! Die Feinde würden, wenn sie nicht schon dort seien, in der Nacht oder früh morgens anrücken. Niemand legte sich zu Bett. Man blieb wach. Um Mitternacht entstand auf dem Hof große Unruhe. Es kamen Leute, die bereits Russen gesehen haben wollten. Da flohen Pfarrers mit ihren Bekannten noch einmal. Es geht über Schrombehnen, Tharau auf Feldwegen nach Königsberg. Die Sonne geht auf. Da, horch! Rauschen in den Lüften!

Über den Häuptern der Flüchtlinge zieht stolz dahin hoch in den Lüften ein Zeppelin! — Aber hu! aus dem Walde sprengen Kosakenpatrouillen und jagen in die Richtung des nahen Königsberg. Gott sei Dank! Die Flüchtlinge können noch entrinnen.

Und die anderen Almenhäuser und Abschwanger? — Sie legen sich daheim ruhig schlafen. Doch schon am nächsten Morgen um 5 Uhr früh sind die Russen da — Gardekavallerie, stramme Elite-Regimenter. Fast alle Offiziere können deutsch. Die Einwohner tun alles, die Feinde zufrieden zu stellen und aufs beste zu bewirten. Das leere Pfarrhaus zu Almenhausen nehmen Offiziere mit Beschlag, erbrechen die Schränke, verstreuen Papier und Wäsche und schreiben dann bei ihrem Abzug auf einen Zettel: „Herr Pastor! Warum sind sie vortgegangen? Wir sind gutte Leute und werden ihnen nichts schlechtes machen. Danke sehr für Gastfreundschaft und verceigen sie uns für Unruhe bitte. Russische Offizieren.“ —

In Abschwangen lagen der Oberst und mehrere Offiziere beim Gemeindevorsteher Graap im Quartier, einige bewirtete der Kantor Hochwald. Da war ein lustiges Leben. Die Offiziere spielten Klavier, sangen, tanzten, tranken und aßen die köstlichsten Braten. „Wir sind Garderegimenter und setzen unsere Ehre darein, in Feindesland den Einwohnern kein Leid zu tun. Aber nach uns werden andere Truppen kommen, Kosaken und Infanterie. Hüten Sie sich besonders vor den Kosaken, das sind die schlimmsten. Wenn die kommen, dann flüchten Sie in die Kirche! Vor dem Gotteshause hat die Bande noch den meisten Respekt.“ — So redeten die Gardeoffiziere und hinterließen dem Schulz Graap ein Empfehlungs- und Dankesschreiben für gute Verpflegung.

Andere Truppen in endlosen Kolonnen kamen. Auch diese zogen am Sonnabend den 29. August in aller Frühe fort. Alle Einwohner atmeten erleichtert auf und hofften für eine Zeitlang Ruhe zu haben. Da, um 7 Uhr morgens sausten mehrere russische Autos von Bönkeim durchs Dorf.

Plötzlich ertönen Schüsse. Die Einwohner laufen aus den Häusern vor die Tür und rufen einander zu: „Unsere Soldaten sind da und werden die Russen verjagen!“ Große

Freude. Man hat eine deutsche Patrouille, zwei Kürassiere, gesehen. Die waren durch die feindlichen Truppen durchgebrochen und hatten sich auf dem Grundstück des Müllers von Abschwangen versteckt. Von dort feuerten sie auf die vorbeifahrenden Autos. Ein Schuß traf einen hohen russischen Offizier, den 20jährigen Sohn des Fürsten Trubetzki. Auch sein Chauffeur wurde verwundet. Die beiden Kürassiere waren dann spurlos verschwunden. Kein Russe hatte sie gesehen. Sofort hieß es bei den Russen: Das haben die Einwohner des Dorfes getan. Das Auto mit der Leiche fuhr weiter und bog nach Almenhausen ab.

Nur eine halbe Stunde verging, da rückte eine größere Kosakenabteilung ins Dorf. Sie hatten den Befehl, alle männlichen Einwohner des Dorfes zu erschießen und sämtliche Gebäude anzuzünden. Noch ahnten die Bewohner kein Unheil und standen gruppenweise vor den Häusern und auf den Straßen. Bei dem wilden Ansprengen der Kosaken laufen einige fort, sie werden niedergeschossen. Dann werden alle Bewohner, auch die aus den Häusern, auf einen Haufen zusammengetrieben. Schon flammen die Häuser auf. Ein russischer Offizier spricht zu der zitternden Menge: „Es ist von Einwohnern auf russische Autos geschossen und ein hoher General, ein Fürstensohn, erschossen, um den ganz Rußland trauert und acht Tage lang alle Glocken dort geläutet werden. Daher sind alle Männer zu erschießen und alle Häuser niederzubrennen."

Lautes Schreien und Wehklagen war die Antwort. Frauen und Kinder knieen nieder und flehen um Erbarmen. Die Männer rufen: „Das ist nicht wahr! Niemand von uns hat geschossen." Und der Amtsvorsteher tritt vor, hebt seine Hand empor zum Schwur und ruft: „So wahr Gott im Himmel lebt, wir sind unschuldig." Vergeblich. Die 80 Männer werden in zwei Haufen geteilt, zu je 40. Die eine Hälfte wird ans eine Ende des Dorfes, wo es nach Domnau geht, getrieben. Frauen und Kinder müssen mit, um das Sterben ihrer Männer, Väter, Brüder mitanzusehen. Sie werden auf die eine Seite des Weges getrieben, die Männer auf die andere Seite. Die Frauen und Kinder schreien, heulen, wehklagen, weinen, brechen ihre Hände.

Schüsse krachen. 40 Menschenleben sind vernichtet, darunter ein 80jähriger Greis, der 50 Jahre lang dem Gemeindevorsteher treu gedient hat.

Ein besseres Los war der zweiten Hälfte beschieden. Unter ihnen war der Gemeindevorsteher Graap, zu seiner Seite sein 15jähriger Sohn. Alle Männer haben ihre Seele Gott befohlen und sind zum Sterben bereit. Schon sind die Russen im Begriff zu schießen, da erhebt Graap seine Stimme und schwört hoch und teuer, daß nicht Zivilpersonen, sondern eine deutsche Patrouille auf das Auto geschossen hat. Vergeblich. Da kommt ein höherer Offizier geritten, hört, was der Schulz sagt, lacht höhnisch und weidet sich an dem Angstgeschrei der Frauen und Kinder. Nun zeigt der Schulz das Empfehlungsschreiben des russischen Oberst, der bei ihm in Quartier gewesen ist. Die Offiziere lesen es, besprechen es, und dann heißt es: „Ihr könnt gehen!" Die Freude der Geretteten läßt sich nicht beschreiben.

Wohl das schrecklichste Ende hat Kantor Hochwald gehabt, ein Mann in den besten Jahren, glücklich verheiratet, Vater von 6 Kindern. Als das Schießen im Dorfe begann und die Gebäude aufflammten, erinnerte er sich an den guten Rat, vor den Kosaken in die Kirche zu fliehen. Das war sein Verderben. Er lief den Seinen zur Kirche voraus, sie hinter ihm. Da kracht ein Schuß. Er fällt, schleppt sich aber noch bis zur Sakristei. Schon hält er den Drücker in der Hand, da packt ihn ein baumlanger Russe am Genick, reißt ihn von der Tür zurück und schleppt ihn bis ans andere Ende des Dorfes. Dort stellt der Russe sein Todesopfer auf und schießt zweimal. Kantor Hochwald ist noch immer nicht tot, sondern wimmert: „O meine liebe Frau! O meine armen Kinder!" Seine 16jährige Tochter Else ist nachgelaufen, kniet vor dem blutüberströmten Vater, der am Gartenzaun gelehnt ist. „Else" — haucht der Schwerverwundete. Sie besorgt schnell einen Wagen mit Stroh. Frau Kantor und die anderen Kinder kommen auch hinzu und weinen herzzerreißend. Selbst russische Soldaten scheinen davon ergriffen zu sein, sie helfen den Schwerverwundeten auf den Wagen legen, damit er zum Arzt nach Uderwangen gebracht werde. Doch unterwegs stirbt er.

Einem Besitzer in Abschwangen war ein Schwein zum Lebensretter. Er hatte sich auf den Kirchhof geflüchtet und zwischen eine Gräberreihe hingelegt. Leicht konnte er hier entdeckt werden, aber da kam ein großes fettes Schwein, wohl selbst durch das fortwährende Schießen zu Tode erschreckt und legte sich neben ihn. Viele russische Soldaten liefen vorüber, guckten über den niedrigen Kirchhofszaun und erblickten nur das Schwein, das ihnen tot zu sein schien.

Ein anderer rettete sich dadurch, daß er in einen Brunnen stieg, wo ihm das Wasser bis an den Hals reichte, und dort wartete, bis die Feinde fort waren.

Auch in Almenhausen verübten die Russen ein großes Blutbad und zündeten die Häuser an. Weshalb? — Es war doch ins Auto vor Abschwangen von der Windmühle aus geschossen? Was hatte damit das weit entfernte Almenhausen zu tun? Und hatten nicht die Almenhäuser ihre feindlichen Gäste so liebreich bewirtet und gepflegt? — Seht! dort stehen der Schulz Prang und der Gemeindeschöffe Stadie mitten unter den russischen Offizieren, die am Sonnabend morgens mit ihrer Truppe abrücken wollen. Seht, wie sie einander die Hände schütteln, wie die Russen sich für die herrliche Aufnahme bedanken, für das köstliche Obst, den Honig, den Wein, den schmackhaften Braten! Nie, nie würden sie die guten Leute von Almenhausen vergessen. Doch — o wehe! Im letzten Augenblick kommt ein Auto von Abschwangen herangesaust. Wer ist darin? — Eine fürstliche Leiche und ein verwundeter Chauffeur! Die Leiche soll an der Kirche in Almenhausen bestattet werden. Nun geht das Morden los. Was? Unschuldige? Freundliche Gastgeber? — Ja, ja! Da gibts kein Erbarmen. Die Männer von Almenhausen sind als standhafte Märtyrer gefallen. Ihr Blut hat wie das von Abschwangen gen Himmel geschrieen. Abschwangen und Almenhausen sind Trümmerhaufen worden. Von 104 Gebäuden in Abschwangen sind nur 26, von 84 in Almenhausen nur noch 11 stehen geblieben. Es sollte nach dem Willen der Mordbrenner kein Haus bleiben, aber es brannte nicht überall, und an manchen Stellen ging das Feuer aus. Im Pfarrhaus brannten nur

die Dielen in der Küche. Da saßen dann auf den rauchenden Schutthaufen die Frauen und Kinder der Ermordeten, weinten und klagten mit dem Propheten Jeremias: „Wenn man unsern Jammer wägen und unsere Leiden auf eine Wage legen wollte, so wäre es schwerer denn der Sand am Meere."

Für die blutigen Greuel in Santoppen, Abschwangen und Almenhausen hatten die Russen wenigstens Scheingründe, doch in vielen Fällen fehlten auch diese.

In Borzymmen bei Lyck hatten die verängstigten Männer, Frauen und Kinder in Kellern und verschlossenen Stuben Schutz gesucht und saßen darinnen bebend beisammen.

Da hinein schießen die Russen ohne Erbarmen. Der Amtsdiener Tiedemann, ein einhändiger Invalide, wird von ihnen der einen Hand, die er noch hat, durch einen Schwerthieb beraubt und dann erstochen. Den beiden elf- und zwölfjährigen Kindern des Maurers Sostat werden vor dem Angesicht ihres Vaters zuerst die Augen ausgestochen und dann werden sie niedergehauen. Ganz Borzymmen wird umzingelt, damit niemand entfliehen könne, dann werden die Häuser ausgeplündert und in Brand gesteckt. Auch Pfarrhaus und Kirchschule werden ein Raub der Flammen.

Warum? Auf ihrem Rückzug am 9. und 10. September über Borzymmen nach Rußland hatte ein deutsches Flugzeug Bomben auf russische Truppen abgeworfen. Eine rein kriegerische Tat. Dafür wird ein unschuldiges Dorf mit grausamem Morden und Brennen bestraft.

In Heinrichswalde, dem großen Kreisort der littauischen Niederung, werden am 9. September $3^1/_2$ Uhr nachmittags alle Männer, Frauen und Kinder, soweit sie nicht geflüchtet sind, 645 Personen mit ihrem Pfarrer Mertens an der Spitze, an den Ausgang des Dorfes zusammengetrieben. Die Häuser sollen angezündet, die Menschen getötet werden. Weshalb? — Keiner weiß es. Sie müssen alle niederknieen und ihr Haupt entblößen. Neben den

Knieenden brennen zwei Wohnhäuser und mehrere Wirtschaftsgebäude. Die Hitze ist schrecklich. Ob sie in die Flammen hineingetrieben werden sollen oder auf eine barmherzige Kugel zu warten haben, wissen die Unglücklichen nicht. Nur daß sie alle sterben sollen, ist ihnen gesagt.

Das Knieen dauert sehr lange. Die Kniee werden wund. „Pastor!“ — ruft plötzlich der Anführer. Pfarrer Mertens springt auf und folgt dem Ruf des Offiziers. Dieser legt nun seine Pistole auf den Geistlichen an. Die knieende Gemeinde beginnt um ihren Seelsorger zu weinen und zu heulen. Der Russe schießt nicht. Er will sich nur an der Angst seiner Opfer weiden. Der Pfarrer muß abtreten und weiter knieen. Wieder ertönt die Stimme des Gewaltigen: „Pastor vor!“ — Dasselbe „Katz und Mausspiel“ wie vorhin. Dieses grausige Spiel wiederholt sich immer aufs neue. Der leibhaftige Satan könnte es nicht besser machen. Zuletzt schießt er wirklich, aber nicht auf den Pfarrer, sondern einen Hund, der zwischen den Knieenden läuft. — Und die Knieenden müssen wie die leblosen Steinbilder regungslos bleiben. Bewegt sich einer etwas, dann regnet es Knutenhiebe auf Kopf und Rücken. Einige Frauen vertiefen sich in ihr mitgebrachtes Gebetbuch, betend wollen sie sterben.

Endlich kommt ein junger Dolmetscher, durch den der Anführer mit dem Pfarrer verhandeln will. Er ist Sohn des evangelischen Pastors W. aus Riga und spricht fertig deutsch. Er teilt mit, daß der russische Kommandant in Tilsit befohlen habe, alle Einwohner von Heinrichswalde zu töten, weil am Ortseingang gestern abends auf russische Soldaten geschossen sei. Der Pfarrer erwidert: „Das ist ein Irrtum, eine falsche Meldung. Niemand von uns hat einen Schuß gehört. Alle Bewohner sind den Russen freundlich begegnet. Am schwarzen Brett an der Dorfstraße hat der Schulz auf Beschluß der Gemeinde aufs strengste vor jeder feindlichen Handlung gegen russische Soldaten gewarnt. Gewehre, Revolver sind am Orte von der Polizei vernichtet.“ —

Dann flüstert er dem Dolmetscher zu: „Bitte retten Sie uns!“ Dieser antwortet: „Glauben Sie mir, mein Herz blutet mir. Ich kann aber nichts für Sie tun.“

Doch die wiederholten Beteuerungen des Pfarrers machten Eindruck auf den Rittmeister. Er befahl, daß der Pfarrer mit allen Frauen und Kindern am Leben bleiben und fortgehen sollte, nur die Männer seien zu erschießen. Doch der Pfarrer ließ nicht nach. Nach weiteren Verhandlungen sollte nur der sechste Mann erschossen werden. Zuletzt wurde auch dieses Urteil gemildert. Es wurden 31 Männer im Alter von 14 bis 45 Jahren mit Peitschung bestraft. Ein gräßliches Schauspiel. Mit entblößtem Gesäß mußten sich diese alle nacheinander auf die Erde legen. Zwei Soldaten schlugen mit Knuten, diesen furchtbaren Marterwerkzeugen, so lange ein, bis der Rittmeister das Zeichen zum Aufhören gab. Alle bluteten furchtbar und schleppten sich oder krochen nach der Marter mühsam davon. Sie sollten nach Rußland mitgenommen werden. Aber auch davon wurde zuletzt Abstand genommen.

Der Rittmeister ließ dann in allen Häusern nach einer Harfe oder Gitarre suchen, um, wie einst König Saul, den bösen Geist durch lustige Lieder sich zu verscheuchen. Da aber keine zu finden war, verprügelte er einen seiner Soldaten auf der Dorfstraße.

In Mehlauken Kr. Labiau war dem Pfarrer Penschuck von einem Mädchen aus der Gemeinde ein in russischer Sprache gedrucktes Flugblatt gebracht, das auf dem Felde gelegen hatte. Angeblich war es von Fliegern herabgeworfen. Der Pfarrer konnte es nicht lesen und übergab es einem russischen Soldaten, den er tagszuvor auf dem Kirchenplatz kennen gelernt hatte. Kaum haben die andern Russen es gesehen, als sie ihre Revolver auf den Pfarrer richten, ihn ausplündern, festnehmen und zu einem Offizier führen. Mit erhobenen Händen lärmend und in russischer Sprache schreiend, beschuldigen sie ihn, solche aufrührerischen Flugblätter noch an andere Soldaten verteilt zu haben. Wütend erhebt der Offizier seine Knute und schlägt dem Geistlichen einen Schlag über Schulter und Rücken. Dann wird Pfarrer Penschuck eingesperrt, um als Spion nach Rußland geschleppt zu werden. Da lag der Unglückliche in

der engen Kammer einer Schneidemühle, von zwei mit Ungeziefer stark behafteten Soldaten bewacht und bebte des Nachts vor Frost, da er nur mit einem leichten Sommerrock bekleidet war. Er blieb ohne Schlaf. Morgens wurde ihm ein Stück Fleisch zugeworfen. Er aß es nicht. Er wurde weiter zur Grenze geführt. Auch die nächste Nacht schlief er nicht, denn er sollte auf einem Transportwagen zwischen russischen Soldaten schlafen. Er zog es vor, die Nacht am Wagen stehend und frierend zuzubringen.

Am nächsten Morgen kommt das Verhör: Der Divisionsadjutant hält ihm das verhängnisvolle Flugblatt vor und fragt: „Was haben Sie getan?“ Der Pfarrer antwortet: „Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“ — Da schlägt ihm der Offizier mit der Faust ins Gesicht, daß der Pfarrer zu Boden stürzt und ohnmächtig hinausgetragen werden muß.

Dann gings mit dem Pfarrer über die Schlachtfelder von Gumbinnen und Stallupönen. Das 1. deutsche Armeekorps stand bereits an der Grenze, um der russischen Division, die den Pfarrer mit sich schleppte, den Rückzug zu verlegen. Der Pfarrer muß 200 bis 300 Kilometer in diesen Tagen marschieren, seine Speise war Kommißbrot und Wasser, ja selbst dies mußte er manchmal entbehren. Als er einen Offizier um Wasser bat, sagte dieser höhnisch: „Champagner sollen Sie haben.“ — In Dopönen bei Stallupönen bekamen die Russen von drei Seiten deutsches Artilleriefeuer. Es entstand eine wilde Flucht. Die Offiziere voran. Der Pfarrer wurde von seinen beiden Schergen gezerrt und mit Kolben in den Rücken gestoßen. Vor Schmerzen schrie er laut. Er konnte nicht weiter und warf sich zu Boden. Der Vordermann ließ von ihm ab und floh weiter. Der Hintermann setzte sein Bajonett zu einem Stoß gegen den Pfarrer an. Da — wie ein Blitz sprang dieser auf, faßte mit der Kraft eines Verzweifelten mit beiden Händen ans Gewehr und entriß es ihm. Der Russe ließ es fahren und entfloh. Jetzt folgten für den Geistlichen die bängsten Minuten; denn hinter ihm her kam noch eine fliehende Russenschar. Sie waren wie mit Blindheit geschlagen und sahen ihn nicht. Dann wälzte sich der Pfarrer in den nahen Chausseegraben. Er war gerettet. Bald zogen die deutschen Truppen

ins Dorf. Exzellenz v. Mackensen ließ sich den Pfarrer kommen und seine Martergeschichte erzählen. Da der Geistliche vor Frost und Nässe zitterte, mußte ihm der Unteroffizier eines vorbeigehenden russischen Gefangenentrupps seinen warmen Mantel abgeben. Auch seine Peiniger sollte der Geistliche zeigen, damit sie mit dem Tode bestraft würden, aber er konnte oder wollte sie unter den Gefangenen nicht finden. „Gewehr und Mantel behalten Sie, Herr Pfarrer!" sagte Mackensen und schickte ihn mit einem Auto des Generalstabs heim. Das war eine andere Reise wie die Hinreise als gefangener Spion unter den Russen!

In Soldau, wo unser 1. Korps als rechter Flügel der Hindenburgschen Armee am 28. August die Russen angriff und zur Flucht trieb, waren nur meist alte Leute, die nicht fliehen konnten, zurückgeblieben. Die alten Hospitaliten waren vom Krachen der Kanonen so erschreckt, daß sie nicht in ihren einzelnen Zimmern blieben, sondern im Hausflur geduckt zusammensaßen, wie ein Haufe geängstigter Schafe. Bei einem besonders heftigen Kanonenschlag kreischen die alten Weiblein, und vorüberflüchtende Russen hören das Angstgeschrei. Was tun sie? — Sie schießen in die Fenster des Hospitals hinein, und dann reißen sie die Tür auf, sehen dort den beisammen kauernden Haufen der Alten und stechen dann wie toll hinein bis ein großer blutiger Leichenhaufen entsteht. Als bald darauf ein preußischer Offizier diese Stätte betrat, soll er geäußert haben, so etwas Grausiges habe er selbst auf den Schlachtfeldern nicht geschaut. — Auch in einem Keller der Fischereistraße drangen flüchtende Russen ein und ermordeten dort mehrere ältere Leute. — Auf der Domäne Amalienhof bei Soldau flüchtete eine Konfirmandin in den Roßgarten. Ein russischer Reiter setzte ihr nach und gab dem Mädchen zwei Lanzenstiche, einen in den Kopf, einen in die Seiten. — In Kischienen fand man drei Männer im Kartoffelacker von Säbelhieben zerhackt. — Als das Gefecht anfing, holte ein russischer Unteroffizier die auf einem Ausbau zurückgebliebenen Leute und stellte sie vor die russische Schützenlinie als Kugelfang auf.

Erst als er sich entfernt hatte, erbarmte sich ein anderer Soldat und schickte die Unglücklichen fort.

Bei Allenburg liegt das herrliche Rittergut Trimmau. Seine Besitzer, die Gebrüder Krause, konnten sich nicht entschließen, zu fliehen und wurden vor der Freitreppe ihres Landhauses niedergemetzelt. Fünf Tage lang mußten auf russischen Befehl die zerfetzten Leichen an der Stätte der blutigen Tat unbegraben liegen bleiben. — Mit ihren sechs Knaben an der Hand war eine schwangere Mutter aus Dettmitten bei Allenburg auf die Flucht gegangen, mit vier kam sie zurück. Sie war nur bis Abschwangen gelangt und dort in ein leeres Haus eingekehrt, als die Kosaken kamen und das Haus anzündeten. Sie schleppten die Frau heraus, die vier älteren Kinder liefen mit, nur der dreijährige und der einjährige Knabe blieben zurück. Die Mutter schrie: „Zwei Kinder sind noch drin." Da lachten sie und stießen die Frau in den Graben. So mußte sie ansehen, wie ihre beiden jüngsten lebendig verbrannten.

Wollte man alle Mordtaten der Russen in Ostpreußen erzählen, so könnte man dicke Bücher schreiben und käme doch nicht zu Ende. Genug! genug!

Die Vergewaltigungen von Frauen jeden Alters bis zum Kinde herab sind auch so scheußlich, daß man nur sagen kann: das ist nicht menschlich, das ist teuflisch, tierisch, toll. Am liebsten möchte man den Schleier ewiger Nacht über diese Höllentaten breiten. Aber um das Bild ostpreußischen Märtyrertums vollständig zu machen, seien hier einige Beispiele angeführt.

Im Kreise Pillkallen meldeten sich 80 Frauen und Mädchen auf Aufforderung bei den Behörden, um sich über ihre Vergewaltigungen vernehmen zu lassen. In der Tat ist ihre Zahl weit größer, weil die meisten vom Schamgefühl zurückgehalten sind und mehrere dabei auch den Tod erduldet haben.

Superintendent Thiel kann nie das Schreien der beiden Mädchen vergessen, die noch Kinder, eine eben konfirmiert, mit ihren Eltern in herzzerreißenden Tönen die ihnen angetane Schande beweinten. In einem Dorfe waren es 15—17jährige Mädchen, die ein russischer Offizier durch Soldaten von Hause fortführen ließ, um jeden Tag von den Soldaten geschändet zu werden. Eine Wöchnerin hielt vergebens ihren erst wenige Wochen alten Säugling den eintretenden Soldaten entgegen. Auf den Knieen flehte ein 18jähriges Mädchen ihre Peiniger um Erbarmen und nahm ihren Verlobungsring vom Finger, um ihn zu schenken, wenn sie geschont würde. Die Teufel waren hart wie Stein. Das unglückliche Wesen wurde in Gegenwart ihrer Mutter, die Mutter in Gegenwart der Kinder geschändet. Eine 82jährige Großmutter will ihre Enkeltochter, die Mutter von fünf Kindern beschützen; dafür bekommt sie einen Kolbenschlag ins Gesicht, und der Mann der Geschändeten wird nach Sibirien geschleppt. Ein Vater, der seine Tochter schützen will, wird mit einem Pfahl totgeschlagen.

Um ihre Opfer wehrlos zu machen, haben die Russen im Dorfe U . . . . ., wo 14 Frauen und Mädchen vergewaltigt sind, ein Bett mit Nägeln ausgeschlagen. Eine Mutter in Pillkallen sprang aus dem ersten Stockwerk ihres Hauses, um der Vergewaltigung ihrer Töchter nicht zuschauen zu dürfen.

Wochenlang hielten sich Frauen und Mädchen versteckt auf Scheunenböden und zwischen den Gräbern der Friedhöfe, ertrugen Kälte und Hunger, um nicht den russischen Bestien in die Hände zu fallen. In Duden versteckten sich sieben Mädchen in einem Rauchschornstein und wollten lieber ersticken, wenn die Russen Feuer machten, als die Schande erdulden. In Uszpiaunen hatte eine Mutter zwei Mädchen in einer Ziegelei eingemauert, wohin sie ihnen täglich Essen brachte. Als aber die Mutter von den Russen fortgeschleppt war, standen die Mädchen in der Gefahr des Verhungerns, konnten auch sich selbst nicht befreien. Sie schrieen um Hilfe. Ein Russe befreite sie aus ihrem vermauerten Gefängnis, tat ihnen aber nichts zu Leide.

Das sind nur einige Exempel russischer Ruchlosigkeiten

aus einem einzigen Kreise. Man wolle diese Schattenrisse dreißigfach vervielfachen, dann hat man ungefähr das Gesamtbild des Märtyrertums der ostpreußischen Frauen und Mädchen. —

Es geht zur Schlacht bei Tannenberg. Das Infanterieregiment 18 zieht so wutentbrannt, mit einem so glühenden Grimm in den Kampf, daß kein Offizier, kein General die wütenden Leute zurückhalten, zähmen kann. Jeder von ihnen ist ein reißender Löwe. Sie schlagen und stechen alles nieder, was von Russen ihnen entgegentritt. Was hat denn ihre Wut so entflammt? — Sie hatten von Russen geschändete Frauenleichen gefunden. Da am Wegesrand liegt ein bildschönes Kind, ein Mädchen von etwa 14 Jahren, ganz nackend, zuerst geschändet, dann erstochen. Ha, diese teuflischen Lustmörder sollens büßen! Es brüllen die Kanonen. Es rasen die Deutschen hinein in die Schlacht. Heiliger und Gerechter im Himmel! Hilf uns die Teufel austilgen! —

Wir kommen zu den Verschleppungen. Auch ein tolles Stück. Warum sind denn so viele Ostpreußen zu Hause geblieben, als die Russen einbrachen? Sie setzten ihr festes Vertrauen darauf, daß die Russen Menschen, ja Christen und ein Kulturvolk sind. Das war Wahn. Sie sind es nicht. Und diesen Wahn müssen die guten Leute büßen. Seht dort eine große Menschenherde, vom 90jährigen Greis bis herab zum Säugling an der Mutterbrust, sie alle friedliche Bewohner eines Dorfes oder einer Stadt — vor ihnen und hinter ihnen Kosaken oder Infanteristen mit Bajonetten — so werden sie hineingetrieben in die Nacht, über die Grenze, in das öde, unheimliche Rußland. Immer weiter und weiter! Wer müde ist, bekommt Kolbenstöße und wer hungert, bekommt das Schwadderjux russischen Tees. So gehts über Stock und Stein, durch Urwälder und Sümpfe. Wochen und Wochen. Monate und Monate. Oder mit der Bahn in schmutzigen verlausten Wagen wie eingepökelte Heringe.

In Lyck läßt der russische General Scheidemann die angesehensten Männer des Ortes, Landrat, Bürgermeister,

Superintendent, Pfarrer, Justizrat, Kaufmann zusammentreiben, um sie als Geiseln nach Sibirien zu schicken. Plötzlich! Sie dürfen nicht einmal von Frau und Kind Abschied nehmen. Hört, wie sie dort im Pfarrhaus schreien, die 12 Kindlein, mit denen Gott das Haus gesegnet hat. „Vater, lieber Vater!“ schreien sie dem Scheidenden nach. Aus ihren Äuglein strömen die Tränen, daß sich Gott erbarm! Und ihre Mutter schluchzt und schreit. — —

Ein lutherischer Russe aus Riga fällte über sein Vaterland zu Pfarrer Migge in Pelleningken folgendes bezeichnende Urteil: „Für das Volk der Knute und Bestechung habe ich nichts übrig. Der Teufel hole die ganze russische Armee!“ Wer dieses Kapitel gelesen hat, stimmt in dieses Urteil von Herzen ein. Doch halt! Gibts nicht auch bei diesem verkommenen Volk Züge reiner Menschlichkeit und edler Gesinnung? — Ja, wir wollen gerecht sein und nicht verschweigen, was wir von schönen Beispielen wissen: In Lohpen bei Tapiau lag im Armenhause ein altes Paar, das bereits die goldene Hochzeit gefeiert, unfähig zu fliehen, in Gefahr zu verhungern, aber feindliche Kosaken haben ihnen täglich Milch und Eier, Mehl und Speck gebracht. — In Stradaunen bei Lyck reitet ein Rittmeister der Donkosaken am 19. August ins Dorf und spricht bei Pfarrer Klatt vor. 30 Mann, wild aussehende Mongolen begleiten ihn. Er fragt den Pfarrer nach dem Weg. Die Pfarrfrau kommt mit ihren Kindlein hinzu. Der Rittmeister will den ältesten Jungen auf sein Pferd setzen. Der sträubt sich aber. Nur Waldtraut, das Töchterlein, lacht den fremden Reiter an. Da nimmt er das Kind auf seinen Arm, küßt es auf Wange und Hand und gibt es schließlich der Mutter tränenden Auges zurück. Dann nimmt er aus seiner Brieftasche ein Bild und sagt: Ich habe auch Kinder daheim in Nowotscherkask.“ — Dann kehrt er abends mit 10 Mann im Pfarrhaus ein. Das waren des Hauses treueste Hüter. Der Pfarrer hat sechs Pferde in seinem Stall. Die Kosaken füttern und tränken Pferde und Vieh des Pfarrers. Nichts wird entwendet. Der Pfarrer massiert einem gemeinen Kosaken die verstauchte Hand und dieser weiß nicht genug Dankesworte dafür zu stammeln. — In Olschienen wird

der Lehrer von einem Russen ans Pferd gebunden, um nach Rußland verschleppt zu werden. Die 15jährige Tochter läuft nach, holt den Reiter ein, hängt sich an den Hals des Pferdes und läßt es nicht fort. Tränen stehen dem Russen in den Augen. Die Kindesliebe hat sein Herz erweicht. Er läßt den Vater frei.

— Ja, das höllenschwarze Bild, das wir geschaut, zeigt auch einige milde Lichtstrahlen. „Der Mensch ist eine Bestie" — sagte einst Friedrich der Große. Wo das Evangelium Jesu diese Bestie ergriffen hat, verwandelt sie sich in ein Lamm.

Gelobet sei Jesus Christus!

12. Das Gottesgericht von Tannenberg.

as Blut der unschuldig Ermordeten und das Wehklagen der geschändeten Frauen in Ostpreußen schrie gen Himmel. Der Heilige und Gerechte in den ewigen Höhen hats gehört und sandte einen Rächer — unseren Hindenburg. Zur rechten Zeit. Das bisherige Oberkommando wollte bereits Truppen über die Weichsel zurücknehmen, ehe sie im Kampf mit der Übermacht zwischen den beiden russischen Riesenheeren zerrieben wurden. Schon waren die Befehle ausgegangen, die Weichselbrücken zu sprengen und die Deiche der Elbinger Niederung zu durchstechen. Das war am 22. August. Am selbigen Tage nachmittags 3 Uhr empfängt der im Ruhestand zu Hannover lebende General von Hindenburg ein Telegramm von Seiner Majestät, unserem Kaiser, mit dem Befehl, eine hohe Kommandostelle zu übernehmen und um $7^1/_2$ Uhr ein zweites Telegramm, das ihn zum Führer der Ostarmee gegen die Russen ernennt. In der Nacht zum 23. August reist er ab und sein Generalstabschef von Ludendorff reist zugleich mit einem Sonderzuge von Namur aus Belgien ab. In derselben Nacht werden die Gegenbefehle gegeben, welche die Sprengung der Weichselbrücken und den Rückzug hinter die Weichsel aufheben.

Sonntag nachmittags den 23. August waren beide, Hindenburg und Ludendorff, schon im Schloß Marienburg, nachdem sie nachts auf der Fahrt über den Karten ge-

Digitized by Google

ſeſſen und die Pläne zur Wiederaufnahme der Offenſive entworfen hatten. Und ſofort, nachdem ſie angekommen, zuckt es durch alle Telegraphendrähte. Hindenburg ſendet ſeine Befehle aus. Da hat mancher alte Haudegen, wie der General von Morgen und der General von Mackenſen, die nur mit grimmiger Verbiſſenheit dem Befehl zum Rückzug gefolgt waren, aufgejubelt.

Eine furchtbar ſchwierige Lage. Es ſtand damals um unſer Oſtpreußen in Wirklichkeit weit ſchlimmer als wir alle ahnten. Das ſchwache Preußenheer von wenigen Korps wie ein Küchlein zwiſchen zwei Aasgeiern, ein Lamm zwiſchen zwei Wölfen. Hatte das frühere Oberkommando Prittwitz nicht das einzig Richtige getroffen: zurück hinter die Weichſel? — Nur ein Wunder Gottes konnte uns retten. Hindenburg, der fromme Chriſt, hats vollbracht. Er wußte: „Du biſt der Gott, der Wunder tut. Du haſt deine Macht offenbart unter den Völkern.“ David hat einen Goliath erſchlagen. Hindenburg hatte zwei vor ſich. Im Namen des Herrn zuerſt heran an den einen! Samſonow, der mit 250000 Mann, der Narew-Armee, am 24. Auguſt die Linie Soldau-Willenberg erreicht hatte, mußte zunächſt nicht nur abgewehrt, nein, er mußte vernichtet werden. Er war dahin zu locken, wo er mit ſchmaler Front und in großer Tiefe, alſo leicht verletzlichen Flanken zu kämpfen hatte. Zu dieſem Zweck befahl Hindenburg ſeinem XX. Korps, das im Zentrum ſtand, vor den Ruſſen ſoweit ſcheinbar kämpfend zurückzuweichen, daß ſie nach Hohenſtein und Allenſtein gelangten. Auf unſerem äußerſten linken Flügel ſtand Mackenſen mit dem XVII. Armeekorps in der Gegend von Biſchofsburg, mit der Aufgabe, die Ruſſen von links zu umflügeln, aber unter der furchtbaren Gefahr, in ſeinem Rücken von Rennenkampf aus Nordoſt her angegriffen zu werden. Das war ja ſo leicht möglich; waren doch Rennenkampfs Vorhuten ſchon von Angerburg aus bis Rößel, Raſtenburg und Biſchofsſtein gedrungen. Sie mußten mit Blindheit geſchlagen ſein, wenn ſie Mackenſen nicht in den Rücken fielen. —

Und auf unſere rechte Flanke ſtellte Hindenburg das I. Armeekorps. Das hatte den weiteſten Weg: es mußte

nach der Gumbinner Schlacht mit der Eisenbahn von Insterburg nach Deutsch-Eylau herangebracht, und die einzelnen Abteilungen nacheinander, wie sie eintrafen, in Marsch gesetzt werden, um ihre Stellung am rechten Flügel der Schlachtordnung einzunehmen.

Nun wiederholte sich das, was man zuweilen beim Kampf von zwei Ringkämpfern gesehen hat. Ein schwerfälliger, von Kraft strotzender Ringer geht in gewaltigem Ansturm auf seinen schwachen Gegner los, um ihn zu zermalmen. Dieser weicht zurück, entzieht seine Brust dem vernichtenden Schlag, holt tief Atem, springt dann blitzschnell empor, umklammert mit seinen dünnen langen Armen den dicken Starken, wirft ihn zu Boden und kniet siegreich auf seiner Brust.

So vollzog sich vom 26. bis 30. August 1914 die größte Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte. —

Dem russischen Feldherrn sprang zuerst sein Herz vor Freude. Sein rechter Flügel konnte ungehindert über Ortelsburg und Passenheim vorschreiten, ohne einen Feind zu sehen. Sein linker Flügel, der gegen Thorn vorzurücken hatte, wurde nicht belästigt. Sein Zentrum sah nur vor sich die Nachhuten des XX. deutschen Korps, das immer weiter zurückwich. Das alles versprach doch einen herrlichen leichten Sieg. Sein Zentrum war mächtig, wuchtig, drei Armeekorps stark, nur das Gelände sehr schwierig: ein Labyrinth von unzähligen größeren und kleineren Seen, Flüssen, Sümpfen. „Diese dummen Deutschen! Hier hätten sie doch wenigstens stillstehen und uns Russen aufhalten können. Aber nein, sie haben Angst und fliehen" — so etwa dachte Samsonow. Aber das sumpfige Gelände ist bald im Rücken und der ostpreußische Höhenzug erreicht. Da liegt das wunderschöne Allenstein. Es wird von Samsanow am 27. August besetzt. Die Stadt, in der das deutsche Generalkommando des XX. Armeekorps seinen Sitz hat, wird wohl für längere Zeit Residenz des russischen Oberkommandos werden. Die russischen Offiziere schwärmen für Allenstein, es sei sogar herrlicher als Moskau. Und weil die Russen in ihrem schnellen Siegeslauf hinter den Preußen her zwei Tage lang unterwegs nichts zu essen bekommen

hatten, soll die Stadt in 24 Stunden 120000 kg Brot, 6000 kg Zucker, 5000 kg Salz, 3000 kg Tee, 150000 kg Grütze und Reis, 300 kg Pfeffer den Siegern liefern. Das will Samsonow erst verzehren, ehe er seinen Einzug in Berlin hält. Seht, wie eifrig der Oberbürgermeister, der Superintendent, der Erzpriester auf Befehl der Sieger laufen, um die ungeheuren Massen schnell aufzubringen. Es wird alles zusammengeschleppt und selbst der Pfeffer ist nicht vergessen. Aber was ist denn da los? Was, ihr Russen nehmt nicht, was für euch gesammelt ist? Ihr rückt ohne Abschied aus? Die Allensteiner Buben schreien den Fliehenden nach: „He, ihr Berliner, lauft nicht so schnell!" — Und als am Abend einige Gefangene eingebracht sind, werden sie von den Jungen begrüßt: „Seht, da kommen die Berliner."

Ja, der Hindenburg hat Samsonow auf den Leim gelockt und ihm eine recht verpfefferte Mahlzeit bereitet. Das erkennt Samsonow erst am 28. August, als es schon zu spät und die Katastrophe nicht mehr abzuwenden ist. Das XX. deutsche Korps im Zentrum hat am 26. und 27. August zwischen Gilgenburg und Hohenstein festen Fuß gefaßt, es weicht nicht mehr, wie vorhin, seine schwere Artillerie ist in vortrefflicher Stellung. Hier gilt es nicht etwa, den Feind in die Flucht zu schlagen, nein, nur festhalten, bis ihm unsere beiden Flügel zur Vernichtung in Seite und Rücken gekommen sind. Unser XX. Korps hat am 28. August bei Usdau, Mühlen und Tannenberg zwischen Wäldern und Seen ein heißes Ringen, es hält den wütenden Anläufen der Russen stand. Die erbittersten Kämpfe entbrennen um Hohenstein, wo russische Artillerie das Städtchen in Trümmer schießt. — Unser linker Flügel unter Mackensen hat schon am 26. August in der Nähe von Bischofstein bei Lautern den rechten russischen Flügel zurückgedrängt. Aber es ist nicht genug, dem russischen Bären die rechte Tatze zurückzudrücken, sie muß ihm auch abgeschnitten werden. Auch das gelang. Das VI. russische Korps, der ganze rechte Flügel, wird vom Hauptheer abgetrennt und auf Willenberg zurückgeworfen. Doch Mackensen schickt nur einzelne schwache Kräfte zur Verfolgung nach, mit seinem übrigen

Korps fällt er dem russischen Hauptheer in die Seite und in den Rücken. Unser rechter Flügel, das I. Korps unter General François, macht es ähnlich bei Soldau und Neidenburg mit dem linken russischen Flügel, der deshalb immer schwächer wurde, weil Samsonow für sein bedrängtes Zentrum noch Kräfte von seinem linken Flügel herbeizog. Samsonow erneuerte seine Durchbruchsversuche im Zentrum bei Hohenstein unaufhörlich. Es gelang ihm nicht. Am 29. August kam auch sein Zentrum ins Wanken. Also zurück, zurück! Aber im Rücken Sümpfe und Seen. An der Grenze das XX. und I. Korps. In die Teiche und Seen gedrängt, versanken die fliehenden Batterien samt der Bespannung. Ehrliebende Offiziere schossen sich in die Schläfe. Samsonow selbst fiel, man weiß nicht, ob von eigener Hand oder durch eine deutsche Kugel. Über 40000 Tote lagen auf den Schlachtfeldern, 92000 Mann gerieten in Gefangenschaft. Die gesamte Artillerie und der ganze Troß fielen den Siegern in die Hände. Das war das Gottesgericht von Tannenberg.

13. Die Septemberschlacht an den Masurischen Seen.

Während Samsonow mit seiner Narewarmee bei Tannenberg den Todeskampf kämpfte, hörten die Vorhuten der Rennenkampfschen Armee den Schlachtendonner von Lautern. Lagen sie doch ganz in der Nähe bei Rössel, Santoppen, Bischofsstein, Heilsberg, Wormditt. Nur ein Ritt, ein Marsch von wenigen Stunden — und sie waren unserm Mackensen im Rücken.

War denn Rennenkampf ganz kaltherzig gegen das furchtbare Schicksal seines Kollegen? — Man erzählt, daß zwischen beiden Eifersucht gewesen. Diese jedoch konnte unmöglich von gegenseitiger Hilfeleistung abhalten. Rennenkampf war klug genug zu wissen, daß der Untergang der Narewarmee ihn selbst in die gefährlichste Lage brachte.

Wo war denn Rennenkampf? Eine Nacht vom 23. zum 24. August hatte er in Angerburg geschlafen, am 24. nachmittags seinen Generalstab nach Insterburg verlegt. In dem dortigen Gasthaus „Dessauer Hof" war sein Quartier. Ihm gefiel es hier sehr gut. Essen und Trinken ausgezeichnet. Nur in den oberen Gemächern war nicht ausreichend Wasser. Er befahl, daß die Wasserleitung mehr Wasser schaffen müsse. Unter Aufsicht russischer Mannschaften wird ein neuer Motor im Wasserwerk in Betrieb gesetzt. Durch ein unaufgeklärtes Versehen zerspringt die Maschine, das Gebäude fängt Feuer, sieben deutsche Arbeiter und die dabei beschäftigten russischen Soldaten werden getötet, auch der die Aufsicht führende russische Rittmeister liegt schwer verwundet am Boden. Rennenkampf wird wütend. Er droht, nicht nur Insterburg einzuäschern, sondern auch ganz Deutschland in einen

Digitized by Google

Trümmerhaufen zu verwandeln, falls der Rittmeister sterben sollte. Doch der Rittmeister blieb am Leben. Und Rennenkampf beruhigte sich. Ist auch das Wasser im „Dessauer Hof" knapp, desto reichlicher ist Wein vorhanden. Im Weinkeller lagert der köstlichste Sekt. Bald findet sich auch der Generalissimus Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ein, und auch ihm mundet der Champagner im „Dessauer Hof" vorzüglich. Die Sage geht, daß beide nur deshalb dem Samsonow nicht Hilfe gebracht haben, weil sie sich von dem schönen Wein nicht trennen konnten. Die Sache klärt sich einfacher auf.

Samsonow war selbst noch bis zum 28. August in dem Wahn, daß es sich für ihn nur um einen Spaziergang nach Berlin handle, von seiner Einkreisung hatte er keine Ahnung. Rennenkampfs Hilfe schien somit überflüssig, ja sie mußte den Argwohn erwecken, als ob er den Kollegen um dessen Lorbeeren beneidete. Und er hatte seine besondere Aufgabe: die große Festung Königsberg, die preußische Krönungsstadt, zu berennen, einzunehmen und so als Bezwinger Ostpreußens unverwelklichen Ruhm zu ernten.

Dieses herrliche Ziel schwand Rennenkampf in nebliche Ferne mit dem Augenblick, als er von Samsonows Untergang hörte. Da galts nicht mehr einnehmen, erobern, sondern sich verteidigen! Zu diesem Zweck ließ er sich aus Rußland große Verstärkungen kommen, zog auch die Grodnoer Kampftruppen heran und hatte dann 6 Korps, 6 Reservedivisionen, 2 Schützenbrigaden und das Gardekavalleriekorps. Wer mochte solche gewaltige Massen überwältigen? Und dann die Stellungen, die er wählte — wie stark wurden sie in aller Eile befestigt, wie furchtbar zahlreich war seine Artillerie! Sein Zentrum war Nordenburg-Allenburg, mit dem Angelpunkt Gerdauen — am kleinen See. Dahin warf er die Hauptkräfte. Der rechte russische Flügel reichte hinauf bis zur Deime und dem kurischen Haff. Dieses große Wasserbecken machte also eine Umzinglung von rechts ganz unmöglich. Fürwahr, Samsonows Schicksal konnte ihn nimmer treffen. Und dann der große linke Flügel von Nordenburg nach Angerburg und weiter herunter bis nach Lyck, geschützt durch den langgestreckten Mauersee und die

anderen großen masurischen Seen — ganz unbezwingbar! Laß sie nur anrennen gegen diese 150 Kilometer lange starke Front — diese elenden Deutschen! „Wir sind über euch wie die Sintflut gekommen, da ist kein Entrinnen" — sagte der russische Oberstleutnant Busch zu Superintendent Leidreiter in Insterburg — „wir kommen nach Gumbinnen und denken Befestigungen zu finden. Es ist nichts da. Wir kommen nach Insterburg und erwarten Hindernisse. Es ist nichts da." —

In der Tat waren die Russen uns im schnellen Aufwerfen von Verschanzungen und Befestigungen weit überlegen. —

O Hindenburg, wie wirds dir gehen? — In Rennenkampf, dem durch seine Heldentaten im japanischen Kriege weltberühmten Feldherrn, hast du einen dir ebenbürtigen Schlachtenmeister gefunden.

Ein anderer außer Hindenburg hätte gemeint: die Russen aus Ostpreußen durch eine Schlacht hinauswerfen wollen, ist in diesem Falle ein wahnwitziges Unternehmen. Uns bleibt nur übrig, sie bald hier, bald dort zu quetschen, zu beunruhigen, die Flanken zu bedrohen und so aus Ostpreußen hinauszumanövrieren. Aber Hindenburgs Plan ging höher hinaus: völlige Besiegung und Hinaustreibung in wilde Flucht — durch Umfassung wie bei Tannenberg.

Denn, ließ sich auch der rechte russische Flügel, der sich an das Kurische Haff lehnte, nicht umfassen, was machts? Der linke russische Flügel aber kann umfaßt und aufgerollt werden, und wir wollen den Russen nicht von vorne, sondern im Rücken den Todesstoß geben. Dazu aber waren weit mehr Truppen nötig als Hindenburg bei Tannenberg gehabt. Das I. und VII. Korps hatte schon bei Gumbinnen gekämpft und dann mit dem XX. Korps bei Tannenberg. Diese mußten, nachdem die Riesenbeute von Tannenberg kaum geborgen war, in Eilmärschen heran an den neuen Feind. Sie reichten bei weitem nicht aus, um einen Angriff zu wagen. Ach, es blieb nichts übrig, als sich aus dem Westen schleunigst noch das XI. Korps, das Gardereservekorps und die 8. Kavalleriedivision kommen zu lassen. Ohne diese wäre Hindenburg gar nicht in der Lage gewesen, den

Angriffsfeldzug fortzusetzen. Diese Korps haben an der Marne gefehlt und in Ostpreußen die Entscheidung gebracht. Hindenburg holte auch sonst noch den letzten Mann heran: das I. Reservekorps, die 3. Reservedivision, die Landwehrdivision v. d. Goltz, die Königsberger Besatzungstruppen. Und dann ließ er sie in breiter Front aufmarschieren. Auf unserem äußersten rechten Flügel das I. Korps, von Süden nach Norden angesetzt, mit dem Ziel, über Arys nach Goldap in den Rücken der Russen zu fallen. Daran schloß sich das XVII. Korps unter Mackensen links an, mit dem Ziel über Lötzen nach Possessern östlich vom Mauersee vorzudringen. Das XX. Korps hatte über Rastenburg nach Drengfurt links vom Mauersee vorzudringen und bekam das Ziel Angerburg.

Neben ihm schritt das XI. Korps auf Korschen gegen Nordenburg vor. Es hatten also vier deutsche Korps dem linken russischen Flügel in Flanke, Front und Rücken zu stoßen. Das war die Hauptaufgabe dieser Schlacht. Anders war ein vernichtender Sieg nicht möglich als durch solche Umkreisung der Russen im Seengebiet. Die übrigen deutschen Korps hatten die Aufgabe, das russische Zentrum auf der Linie Gerdauen—Allenburg und die russische Rechte auf der Linie Wehlau—Labiau wuchtig anzugreifen. Da kam es zunächst nicht darauf an, die Russen zu schlagen, sondern nur soviel feindliche Kräfte als möglich anzuziehen, festzuhalten, bis die Unsrigen über Goldap in den Rücken kamen.

Die neue Schlacht entbrannte auf den Flügeln. Am 6. September kämpfte die Königsberger Landwehr zwischen Labiau und Tapiau; am 7. September griff die 3. Reservedivision bei Bialla auf der äußersten Rechten an, am 8. September begannen die Kanonen um den Mauersee herum an zu donnern. Und Rennenkampf zerbrach sich vergeblich den Kopf über die Frage: „Was plant Hindenburg? Wo will er durchstoßen?“ —

Zunächst hatte die 3. Reservedivision des General v. Morgen bei Bialla die große grundlegende Aufgabe, die Grodnoer Truppen abzuwehren, damit nicht unsere Truppen, die über Goldap den Russen in den Rücken fallen

sollten, selber im Rücken gefaßt würden. Drei Tage lang führten die Russen immer neue Massen aus Grodno heran und griffen zwischen Bialla, Arys und dem Lyckersee wütend an. Diese feindliche Flut wurde, Gott sei Dank, zurückgedämmt. Und so konnte denn mit freiem Rücken das I. Korps unter François über Arys, Großgablik vorrücken. Am 9. September wurde unter schweren Kämpfen Gr. Gablik, Kruglinnen, Freudental genommen. Am 10. September war die Umfassung schon bis Pillacken, Kutten, östlich von Angerburg und Goldap durchgeführt. Die deutschen Reiter streiften bereits durch die Rominter Heide und hatten dem Feinde die Wege über die Grenze von Marggrabowa bis Mehlkehmen schon verlegt. Rennenkampfs linker Flügel war zermalmt. Mit Schrecken sieht Rennenkampf die Deutschen in seinem Rücken. Da war es ihm und dem Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch im Dessauer Hof zu Insterburg nicht mehr gemütlich. Diese bösen Deutschen! Es sind die größten Unruhestifter, nicht einmal solch schönen Sekt lassen sie einen ungestört trinken. Was tun? — Und der schieläugige Nikolai, großmächtigster Generalissimus, ist derselben Ansicht. Beide fassen jetzt einmütig den Plan, sich selbst zunächst schleunigst in Sicherheit zu bringen, und zwar ganz unauffällig, in bürgerlichem Kleide zu verschwinden, um keine Unruhe zu machen und dann dem Heere den Befehl zur treuen Nachfolge zu geben, damit von der großen Armee soviel wie möglich noch gerettet werde. Der böse Hindenburg soll nicht die Freude eines zweiten Tannenberg erleben. Höchste Zeit! Schon am 10. September marschiert die 1. Division des 1. Korps von Goldap nach Stallupönen, um die beiden Ausreißer aus dem Dessauer Hof zu begrüßen. Leider hatten diese eine andere Fluchtstraße weiter nördlich sich ersehen.

Links vom I. Korps war unser Mackensen mit seinem 17. Korps am 8. und 9. September aus Lötzen vorgebrochen, hatte Kruglanken und Possessern genommen und die Russen durch die Borker Forst getrieben. Als während des deutschen Artilleriefeuers die wenigen zurückgebliebenen Bewohner des Dorfes Soltmahnen (bei Kruglanken) mit ihrem Schulz Blank Zuflucht im großen Dorfsbackofen ge-

funden, weil dieser mit Rasen bedeckt und bombensicher schien, wurden sie aus ihrem Versteck von russischen Offizieren vertrieben. Der Schulz wollte nicht weichen, weil er ein besserers Besitzrecht habe. Die Russen griffen nach ihren Revolvern. Blank und die Seinen mußten der Gewalt weichen. Die russischen Offiziere krochen hinein, holten sich aber noch aus dem nahen Gasthaus des Wirtes Kappas Sekt und zechten, unbekümmert um die Schlacht, in guter Sicherheit. Schulz Blank holte deutsche Soldaten, welche die zechende Bande gefangen nehmen.

Sehr schwer und blutig war der Kampf bei Willudden und um Possessern. Hier hatten die Russen sich besonders in der Nähe der Kirche verschanzt und mehrere Batterien aufgestellt. Auf dem Turm saß ein Oberst, um die Schlacht zu beobachten und Befehle auszuteilen. Der mußte erst heruntergeschossen werden, so daß Turm und Kirche schwer gelitten haben. Das Pfarrhaus, in dem sich Russen verschanzt hatten, wurde durch deutsche Granaten völlig zerstört. Die Schlacht bei Possessern dauerte 26 Stunden. Am hartnäckigsten verteidigten sich die Russen am Bahnhof. Als das Feuer der Unsrigen immer heftiger wurde, verkrochen sie sich in Kellern. Ein Offizier mit 20 Mann kommt in den Keller der Frau Bäckermeister Krause, wo diese bereits mit ihren Kindern Unterschlupf gesucht hat. „Hier ist nur Platz für mich und meine Kinder. Fort mit Euch!" sagt die energische Frau. — „Bitte, bitte, auch noch Platz für arme Russen", sagt der Offizier. „Kinder kommt!" sagt Frau Krause, läßt die Russen hinein, schließt die Kellertür zu und holt dann deutsche Soldaten, welche die Gefangenen herausholen.

Nach der Einnahme von Possessern rückte das XVII. Korps zur Verfolgung der Fliehenden nach Ogonken und erreichte schon am 10. September die Linie Angerburg-Goldap.

Das XX. Korps griff am 8. September bei Rosental nördlich von Rastenburg an und warf die Russen auf Drengfurt-Angerburg zurück. Bei Drengfurt erhebt sich der ostpreußische Landrücken in den Fürstenauer Bergen bis zu der beträchtlichen Höhe von 154 Meter; die höchste Spitze

ist der „Teufelsberg", so genannt, weil nach einer alten Sage der Teufel den Heiland dort hinaufgeführt und gesagt haben soll: „Dies alles will ich dir geben, nur das schöne Städtchen Drengfurt behalte ich für mich." Da aber der Herr Christus Drengfurt dem Teufel nicht lassen wollte, sagte er: „Hebe dich weg, Satan!" Jetzt waren die Russen als Satans eifrige Nachfolger in den Besitz des Städtchens und des Berges gekommen, die Deutschen kamen im Namen des Herrn Christus, sie zu vertreiben. Die Russen gingen zurück und verschanzten sich auf dem Fuchsberg, einem 150 Meter hohen Kegel auf dem Engelsteiner Pfarracker. Dieser Berg beherrscht die ganze Umgegend: Rechts der Engelsteiner See, links die Mauersee-Ecke von Pristanien, wo die Drahtverhaue quer über die Straße weit, weit ins Wasser hinein gelegt waren. Dahinter eine große Ziegelei. In der Tat war dieser Fuchsberg das stärkste Bollwerk, das man sich denken kann. Die Deutschen nahmen diese Russenfeste in ihre Zange, von vorne und von der Seite. Denn das 18. Regiment war über das brennende Kirchdorf Rosengarten und Taberlack hinaus in den Mauerwald gedrungen mit dem Ziel Mauersee-Ecke bis Fuchsberg. Unter heftigem Granatenfeuer von der Ziegelei aus war dieses tapfere Regiment abends den 9. September bis an die See-Ecke in den großen Eisenbahntunnel gedrungen und übernächtigte dort. Als der Morgen graute, feuerten deutsche Gewehre den Russen auf dem Fuchsberge in den Rücken. Da flohen die Russen. Der Fuchsberg ward unser. Aber auf dem hochgelegenen Stawker Friedhof lagen sie noch stark verschanzt. Als unsere Soldaten vorrücken, erheben die Russen schon von weitem ihre Hände, um sich gefangen zu geben. Als die Unsrigen näher herankommen, springen sie in ihre Schützengräben herab und feuern mit Maschinengewehren. Diese teuflische Heimtücke erfüllte die Deutschen mit Wut. Es wurde gestürmt und alle Russen werden niedergemacht. 300 Leichen lagen dort als Opfer ihrer Bosheit.

Nur bis Tiergarten, westlich von Angerburg, leisteten die Russen dem vordringenden XX. Armeekorps Widerstand. Dann stürzten sie sich in jähe Flucht. Was hatte doch der Russengeneral, welcher beim Lehrer Wasgindt in

Tiergarten heißhungrig zu Mittag gespeist und die Überreste eines gebratenen Huhnes auf bereits benutztem unsauberem Teller mit 10 Rubel bezahlt hatte, kurz vor der Schlacht dem Lehrer gesagt? — „Im japanischen Kriege sind alle gewichen. Ich allein nicht. Ich weiche auch hier nicht. Ich sterbe auf dieser Erde. Ich bin der General, der bei Bischofsstein an der Spitze meiner Reiter acht deutsche Geschütze nahm, meinen Namen wird Ihnen die Weltgeschichte sagen." Dieser Flunkerer! Als die Schlacht kam, war er einer der ersten Ausreißer.

Bei Szabienen versuchten die Russen am 11. September in einer Ausdehnung von 12 Kilometern feste Stellungen einzunehmen und ihren Verfolgern Trutz zu bieten: Vier Schützengräben hintereinander, dahinter Maschinengewehre und 80 Geschütze. Schon um $4^1/_2$ Uhr früh kamen die ersten deutschen Truppen aus der Skalischer Forst hervor — und sofort zischten ihnen die russischen Granaten entgegen. Kirche, Pfarrhaus und Schulhaus wurden getroffen. Der Pfarrer und seine Frau banden ihr Vieh im Stall los und flüchteten in den Gartenkeller, wo noch 92 Leute aus dem Ort Schutz suchten. Als Nachmittag die deutsche Feldartillerie eintraf, war der Widerstand gebrochen und die Russen flohen nach Darkehnen. Zwei Stolper Husaren nahmen an der Skalischer Forst 89 Russen und ihren Hauptmann mit Waffen in der Hand gefangen. Der Pfarrer bat, ihm die Gefangenen zur Beerdigung der in der Nähe des Pfarrhauses Gefallenen zu überlassen. Als nun der Sergeant, der die Gefangenen führte, kommandierte: „Spaten nehmen, Grab graben! — da erschraken sie und glaubten, sie müßten sich ihr eigenes Grab schaufeln und fingen an zu jammern. Der Pfarrer beruhigte sie: „Ihr sollt nur die Toten zur Ruhe bestatten!" Da freuten sie sich, daß Deutsche nicht so grausam wie die Russen sind. —

Das XI. Armeekorps war von Korschen am 9. September gegen die Linie Nordenburg-Gerdauen vorgerückt, hatte zuerst Sechserben, dann Fritzendorf, Moltheinen und Assaunen von den Feinden befreit und trieb sie am 10. September über Karpowen und Bajohren in der Richtung auf Gumbinnen zurück. In Tarputschen hatten die Russen noch

am 12. September versucht Widerstand zu leisten, waren aber über den Haufen geworfen.

So hatten das I., XVII., XX. und XI. Korps den linken starken, etwa 80 Kilometer langen Armeeflügel der Russen so gründlich zertrümmert, daß nur kümmerliche Reste über die Grenze entrinnen konnten.

Die Mitte der russischen Armee zwischen Gardauen bis Allenburg wurde vom 1. Reservekorps und Gardereservekorps am 8. und 9. September mit aller Wucht angegriffen. Hier hatte Rennenkampf seine Hauptkräfte hinter Alle und Omet verschanzt. Was jenseits dieser Linie von russischen Truppen in Domnau, Abschwangen, Uderwangen gewesen, ja, was sogar bis Tharau in die Nähe der Königsberger Forts geschweift hatte, war schon seit dem 4. September eiligst zurückgenommen, wobei die schrecklichsten Greueltaten verübt waren. So hatten die Russen beim Abzug alle in Domnau zurückgebliebenen alten Männer und Frauen, etwa 40, nackend in ein brennendes Haus hineingetrieben, aber auf das entsetzliche Jammergeschrei herausgelassen. Selbst der Bäckermeister Schink, der die ganze Zeit hindurch für die Russen Brot gebacken hatte, wurde getötet. Er machte morgens die Türe auf und sagte den draußen stehenden Kosaken, das Brot sei schon fertig; da fallen diese wie wilde Bestien über ihn und schießen ihn nieder. Dann zündeten sie die ganze Stadt an. So hatten die Mordbrenner am 4. September in jenen Gegenden ihren Blut- und Flammenabschied genommen, um sich hinter die befestigte Linie zu verkriechen.

Am 8. September tobte der Artilleriekampf um Gerdauen. In der Stadt und ringsumher lagen gewaltige Heeresmassen der Feinde. Im Schloß bei Freiherrn von Janson, der mit seiner Familie zurückgeblieben war, lagen russische Offiziere im Quartier, die sich immer anständig benommen hatten. Aber ehe es in die Schlacht ging, hatten sie das brennende Verlangen, ihren Kampfesmut durch einen kräftigen Rausch zu entflammen, weshalb sie eine Brechstange nahmen, um den verschlossenen Weinkeller zu öffnen. Dabei ertappt, baten sie, dem Kommandierenden General davon nichts mitzuteilen; der wohnte nicht im Schloß, weil

dieses sehr hoch liegt und von Bomben eher als das niedrige Schulhaus, das er vorzog, getroffen werden konnte. Um die Russen zu verjagen, mußten deutsche Granaten die Stadt in Brand stecken, auch der Kirchturm, auf dem sich ein russischer Beobachtungsoffizier befand, mußte beschossen werden: gleich die erste Granate traf und tötete den Offizier. Während des Bombardements saß Freiherr von Janson mit seiner Familie nachmittags beim Kaffee, als ein russischer Offizier herbeistürzt und erregt fragt: „Was machen Sie hier?“ — „Wir trinken Kaffee“ antwortet ruhig der Schloßherr. „Das ist unverantwortlich; jeden Augenblick kann eine Bombe einschlagen, fliehen Sie!“ — „Ich habe doch wohl das Recht, mich unter den Trümmern meines Hauses begraben zu lassen?“ spricht der Schloßherr. Erst als wirklich einige Granaten einschlagen, flüchtet er mit den Seinen in die Kellerräume. Am 10. September flohen die Russen aus Gerdauen. Das russische Zentrum war zerbrochen. Nach zwei Tagen stand unser 1. Reservekorps, das bei der Verfolgung heftig nachdrängte, schon nordöstlich von Gumbinnen; am 13. September schlug General von Below sein Hauptquartier in Willuhnen bei Schirwindt auf.

Der rechte russische Armeeflügel wurde nur von den schwachen Kräften der Königsberger Hauptreserve bei Tapiau und Labiau angegriffen. Am 10. September zogen auch hier die Russen in der Richtung auf Tilsit ab und vereinigten sich mit der dortigen Besatzung, um gegen Norden Front zu machen, wo man bestimmt vom Haff aus einen Flankenangriff erwartete. Da, am 12. September, erscheint plötzlich die Königsberger Hauptreserve im Rücken und packt die Russen. Alles, was nicht die Waffen streckt, flüchtet über Hals und Kopf.

So war die Rennenkampfsche Armee abgetan. Die Beute aus diesen Schlachten waren 30000 Gefangene und 150 Geschütze. 40000 Feinde lagen als Leichen auf den Feldern. Ostpreußen war von der Russenpest gesäubert.

14. Lötzen, die Unbezwingliche.

Die Feste Boyen, gewöhnlich „Lötzen“ genannt, galt vor dem Kriege wegen seiner Kleinheit immer und überall als bedeutungslos. Sie könne ein gegen Königsberg marschierendes feindliches Heer kaum eine Stunde aufhalten, der Feind werde überhaupt daran achtungslos vorbeiziehen. Die Feste selbst könne sich gegen ein Belagerungsheer kaum 24 Stunden halten. Mit dieser falschen Auffassung hat der Krieg aufgeräumt und der Feste zwischen Mauer- und Löwentinsee unverwelklichen Ruhm gebracht. Sie heißt mit Recht „die Unbezwingliche“. Ihr Kommandant, Oberst Busse, jetzt Generalmajor, hat verstanden, seiner Festung eine Bedeutung und Glorie zu schaffen, wie sie in der Weltgeschichte nur die berühmtesten und größten Bollwerke des Krieges erlangt haben.

Die Vorbereitungen zur Armierung seiner Festung traf er mit rastlosem Eifer und einer bis ins Kleinste sich erstreckenden Vorsorge. Es wurde Tag und Nacht gearbeitet; galt es doch, die Feste nicht nur zur Abwehr, sondern auch als Ausfallstor zum Angriff bereit zu machen. 47 Fahrräder in der Stadt werden mit Beschlag belegt und eine besondere Radfahrabteilung unter Leutnant Reichert und Vizefeldwebel Kamnitzer gebildet. Acht Autos werden gerüstet und bemannt. Eine Fliegerabteilung unter Hauptmann v. d. Goltz bekommt die Aufgabe, den Feind bei seinem Anrücken auszuspähen. Fünf Dampfer werden aus-

gerüstet. Der Glaciswald wird niedergelegt. Alle Gebäude, die das freie Schußfeld hindern, werden niedergerissen: so die Ställe, die Reitbahn, die Artilleriekaserne, das Proviantamt, leider auch ein großer Teil der Stadt Lötzen selbst. Eigentlich sollte auf Befehl des General v. Morgen die ganze Stadt bis zur Kirche niedergelegt werden, aber auf dringendste Vorstellung des Oberst Busse wurden nur alle Häuser bis zum Landratsamt einschließlich gesprengt. Rauch, Staub, Qualm hüllte Stadt und Festung ein. Am Stadtwald werden vom Landwehrbataillon Schanzen aufgeworfen. Und zu dieser erdrückenden Fülle von Arbeit kommt noch die Fürsorge für die unzähligen Flüchtlinge, die alle den Oberst um Schutz und Hilfe anflehen. Auch die vielen der Spionage Verdächtigen, die täglich eingeliefert werden, machen Sorge.

Alle Soldaten brennen auf den Kampf. Kühne Streifzüge werden unternommen. Die Radfahrer werden nach Lyck und Marggrabowa geschickt, um dort Kosaken abzuschießen. 500 Mann werden am 12. August unter Major Kittel nach Marggrabowa geführt und kämpfen dort tapfer gegen eine ganze russische Division, bringen sogar als Beute ein Gewehr, zwei Säbel, einen Revolver und wichtige, in einem Auto erbeutete Papiere zurück. Am 20. August verläßt die 3. Reservedivision unter General v. Morgen die Festung, um die Russen bei Goldap anzugreifen. Da bleibt Oberst Busse mit seiner kleinen Besatzung zurück, ein Häuflein zur Abwehr der russischen Sintflut. Auch noch eine Batterie 10 cm Kanonen und die mühsam ausgebildeten Radfahrer müssen mit.

Wie wirds nun werden? — Die Russen werden sehnsüchtig erwartet. Wenn sie doch nur kämen! Oberst Busse hat in den Tagen seiner rastlosen Vorbereitung 7 Pfund an Körpergewicht trotz bester Pflege durch die Köchin Therese abgenommen, aber sein Mut hat um das Siebenfache zugenommen. Als am 20. August vom Aussichtsturm im Stadtwald die Meldung kommt: „Kanonendonner in Richtung Goldap. Feind im Anmarsch von Widminnen“ — da fühlen sich der Kommandant und seine Besatzung wie elektrisiert. „Also nur drei bis vier Stunden ist die Schwefel-

bande von uns entfernt. Hurra!“ Doch in der folgenden Nacht um 12 Uhr klingelt das Armee-Oberkommando aus Marienburg in Lötzen an: „Der Division Morgen bei Goldap ist der Befehl zu überbringen, sofort umzukehren!“ Sofort werden drei Autos ausgerüstet, die nach verschiedenen Richtungen jagen müssen, um die Division zu suchen. Der alte Haudegen soll nicht schlecht gewettert haben.

Am 23. August sind die Russen da. Kurz vorher, etwa um 11 Uhr vormittags wird noch der Aussichtsturm mit einem furchbaren Knall in die Luft gesprengt. Nach einem aufgefangenen russischen Funkenspruch hat das 2. russische Korps die Aufgabe, die Stadt Lyck gegen Lötzen zu decken.

Ein ganzes Armeekorps Feinde also wird von der kleinen Feste beschäftigt! Von allen Seiten wird die Festung eingeschlossen. Aber noch bis zum 25. August hat sie telephonische Verbindung. Es war ein hochdramatischer Augenblick, als es an dem Abend dieses Tages zum letztenmal am Telephon läutet. Wer ists? — Das neue Armee-Oberkommando, Hindenburg in Marienburg ists. Hindenburg „hofft und erwartet, daß sich die Feste mindestens sechs bis acht Wochen halten wird. Dann wird sie wieder herausgehauen werden!“ — „Ja, das soll geschehen!“ — Es war die letzte Stimme, die der Kommandant von der Außenwelt vernimmt. Fortan dringt kein Laut, kein Ton, keine Nachricht mehr in die von furchtbarer Feindesmacht umklammerte Feste. Sie ist jetzt eine Welt für sich. Oberst Busse schreibt: „Es beginnt die schönste Zeit meines Lebens.“

Täglich werden Vorstöße und kühne Ausfälle gemacht, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite. Dem Feind soll bange gemacht werden als hätte er es mit einer riesig starken Besatzung zu tun. Zuerst gehts in zwei Kolonnen in Richtung Kruglanken. Dort zogen die Russen in einem großen Bogen über 16 Kilometer von Lötzen entfernt um die Festung herum nach Ogonken. Sie ließen sich nicht recht fassen. Nur Radfahrer, bewaffnete Kraftwagen und Reiterpatrouillen hatten das Glück, hie und da zum Schuß zu kommen. Bei dieser Gelegenheit erbeuteten Kriegsfreiwillige der 11. Dragoner zwei beladene Proviantwagen, zwei Pferde,

einen Russen. Der Proviant war wertvoll, denn es begann in der Stadt an manchem zu mangeln. Das frische Fleisch ist ausgegangen, nur Geflügel noch vorhanden, das scharenweise beigetrieben wird.

Am 26. August abends 10 Uhr will der Kommandant totmüde zur Ruhe gehen — da ertönt vom Krankenhause Bethanien, also von der Ostseite, lebhaftes Gewehrfeuer. Sofort wird alarmiert, und Oberleutnant v. Nauteville mit Auto nach der Angriffsstelle geschickt. An der Kanalbrücke sausen dutzendweise Geschosse in die Drahthindernisse herein. Sofort antworten vom Festungswall die Kanonen im Licht der Scheinwerfer. Die Angreifer ziehen sich zurück.

Am 27. August morgens 7 Uhr kommt zum Schloß des Kommandanten ein höchst merkwürdiger Transport. Zwei verwundete russische Offiziere sinds, Major Bulabasch, Leutnant Grünberg und Trompeter Konratjenko. Als Parlamentäre waren sie vom russischen General zum Festungskommandanten geschickt, wobei der Trompeter den Fehler gemacht hatte, die weiße Flagge vorher fallen zu lassen. Da wurden alle drei von den deutschen Posten angeschossen und leicht verwundet, dann in ein Auto gesetzt und vors Schloß gebracht. Major Bulabasch überreichte dem Kommandanten seinen Säbel und bedauert sehr, daß er gegen uns fechten müsse, nachdem 150 Jahre lang Rußland und Deutschland in Freundschaft miteinander gelebt hätten, ihm sei es besonders schmerzlich, weil seine Frau eine Deutsche aus Wilna sei. Dann überreicht er einen Brief des russischen Generals, der also lautet:

„An Herrn Kommandant von der Feste Lötzen. Lötzen ist schon von den Truppen der Russischen Kaiserlichen Armee ganz eingeschlossen. Unnützlich ist eine weitere Verteidigung der Feste. Mir ist befohlen, Sie zu beauftragen die Festung freiwillig uns zu übergeben — damit kann man vermeiden unnützlichen Verluste. Sie haben zu Ihrer Verfügung vier Stunden, um die unsere Bedingung zu überlegen. Wenn Sie nicht wollen mit dieser Bedingung zufrieden sein, so

wird man mit offener Kraft die Festung nehmen und in diesem Falle dort kein Stein auf'm Steine nicht gelassen wird.

Chef der Kolonne

Rondpameh."

Der Kommandant der Feste Lötzen antwortet um 9 Uhr vormittags durch folgendes Schreiben:

„Euer Excellenz bringe ich mein lebhaftes Bedauern zum Ausdruck, daß die von Eurer Excellenz vorgeschickten Parlamentäre

1 Major, 1 Adjutant, 1 Trompeter

von meinen Truppen angeschossen sind. Ein vorgeschobener Posten hat sie von der Seite bzw. vom Rücken aus gesehen und will die Parlamentärflagge nicht gesehen haben.

Ich werde den Vorfall peinlich untersuchen und stelle strenge Bestrafung in Aussicht.

Die Verwundeten sind in das Lazarett aufgenommen; sie erhalten dort die beste Pflege und werden nicht als Gefangene behandelt. Sobald es deren Zustand erlaubt, werden diese ausgeliefert werden.

Was Ihre Aufforderung anbetrifft, die Feste zu übergeben, so weise ich dieselbe für mich und meine tapfere Besatzung als im höchsten Grade beleidigend zurück. Die Feste Boyen wird nur als Trümmerhaufen übergeben.

Der Kommandant der Feste Boyen

Busse."

Dann wird aus einem Bettlaken eine weiße Fahne gemacht. Oberleutnant Gruber besteigt mit einem Hornisten und dem Sergeanten Missikald als Dolmetscher ein Auto, um das Antwortschreiben den Russen zu bringen. Diese achten aber nicht darauf, daß während der vierstündigen Bedenkzeit nach dem Völkerrecht Waffenruhe sein muß,

Generalmajor Buſſe.

Digitized by Google

sondern knallen mit ihren Gewehren weiter. Da läßt ihnen unser Kommandant durch einige Granaten Ruhe gebieten. Das wirkt.

Als der russische General das deutsche Schreiben las, rief er „Bravo!“ und bestellte Grüße an den Oberst Busse. Die russischen Offiziere waren sehr höflich und boten den deutschen Parlamentären einen Trank an, den diese jedoch ablehnten. Ihnen wurden wieder die Augen verbunden, und sie fuhren unter Begleitung russischer Soldaten zurück, bis auf das Auto aus nächster Nähe geschossen wurde. Da reißt Oberleutnant Gruber seine Binde von den Augen und ruft: „Was soll das?“ — Die russischen Begleiter verbieten ihren Kameraden das Schießen und in demselben Augenblick fliegt schon eine Granate von der Festung auf die Schießer. Da stieben sie auseinander, und auch die russischen Begleiter verlassen angstvoll das Auto.

Am 28. August geriet der Kommandant in die Gefahr, unbewaffnet von einer großen Kosakenschar bei Schöneberg, also etwa 2 Kilometer von der Festung, gefangen genommen zu werden, als er auf einem Auto seine Vorpostenabteilung bei Kamionken besuchen wollte. Diese unerhörte Frechheit der Kosaken, längs des Mauersees von Seefeld her so nahe an die Festung heranzuschleichen! O, wenn sies gewußt hätten, daß einige hundert Schritte vor ihnen der Festungskommandant eben aus dem Auto gesprungen ist und dort auf der Anhöhe hinter einem Gebüsch steht, neben ihm Hauptmann Schlesinger und der Kraftwagenführer, alle drei nur mit einem einzigen Gewehr bewaffnet! Da machen sie plötzlich Halt und kehren um. Die Nähe der Festungskanonen schien ihnen nicht geheuer. Der Kommandant war gerettet.

Am 29. August macht der Kommandant einen siegreichen Vorstoß nach Kruglanken und erbeutet dort 42 wohlbespannte und beladene Militärfuhrwerke nebst einer Anzahl von Stücken Rindvieh und 79 Pferden. Das war ein Jubel bei den Einwohnern der Stadt als der Kommandant mit dieser großen Beute heimkehrte! Nun war wieder frisches Fleisch da. Und die schönen Andenken, die sich die Soldaten aus den verlassenen Schützengräben der Russen mitgebracht

hatten! Tuchstoffe, Spazierstöcke, Sofakissen, Poesiealbums, Weckeruhren — alles, was begehrliche Russenhände aus deutschen Häusern geraubt und mitgeschleppt hatten. Der Sieg bei Kruglanken hatte der Besatzung nur zwei Tode und sechs Verwundete gekostet.

So ging es täglich. Den Russen wurde keine Ruhe gegönnt. Sie wagten sich gar nicht in die Nähe der Festung, sondern blieben immer in respektvoller Entfernung von 10 bis 15 Kilometern. Der Mut der Besatzung wurde noch gesteigert, als deutsche Flieger die Nachricht von dem gewaltigen Sieg bei Tannenberg brachten.

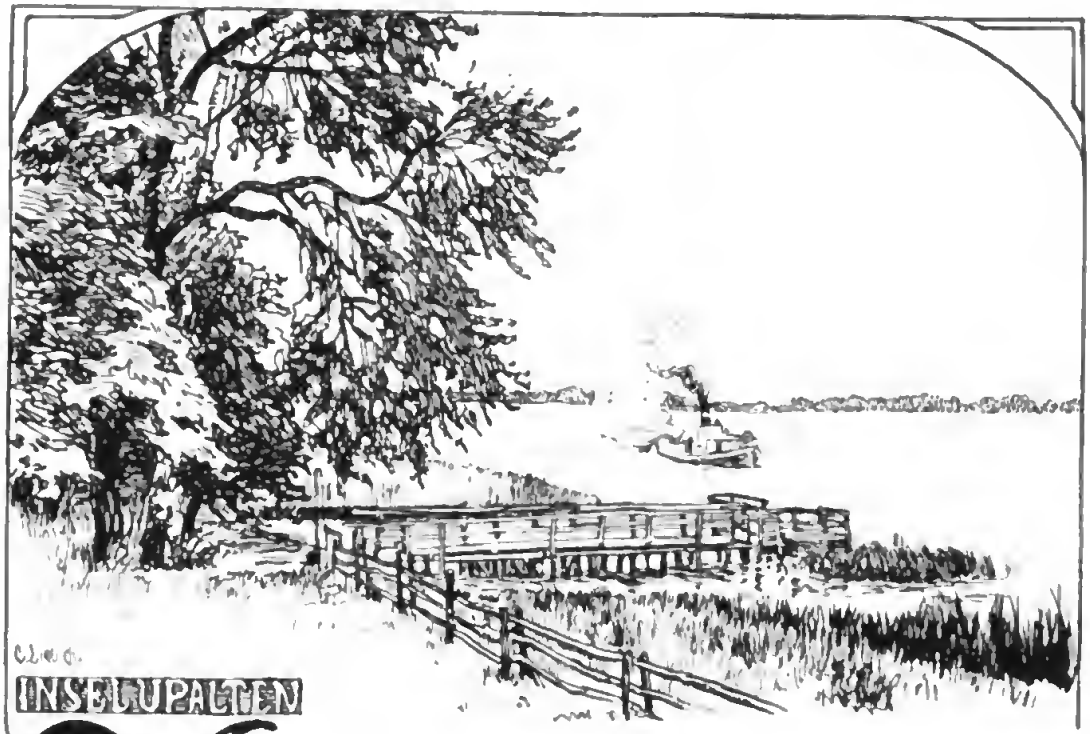
Am 6. September rückt Mackensen mit dem XVII. Armeekorps in die Festung ein. Die Befreiung ist früher gekommen, als man zu hoffen gewagt hat. Was hatte doch unser Hindenburg am 25. August dem Oberst Busse versprochen? Sechs bis acht Wochen müsse sich die Festung halten, dann würde er sie heraushauen. Und nun hatte Hindenburg schon nach 12 Tagen sein Versprechen eingelöst. Mackensen wurde in Lötzen mit unbeschreiblicher Begeisterung empfangen. Oberst Busse bat, mit seiner Besatzung an der nun folgenden großen Schlacht teilnehmen zu dürfen. Es wurde ihm gewährt. Besonders willkommen war dem Oberfeldherrn die Beteiligung der Lötzener Batterien am Kampf. Der Stab lag während der Schlacht in der Außenschule von Possessern, etwa zwei Kilometer vor dem Dorf. Von dort aus hatte Oberst Busse den herrlichen Anblick, wie das 128. Regiment unter Oberst von Tresko in vollem Lauf das Dorf stürmte und die vor dem Dorfe aufgestellte russische Batterie eroberte. Die Russen ließen es auf ein Handgemenge nicht ankommen, sondern flohen nordwärts in der Richtung von Ogonken-Angerburg in wilder Hast.

So endete die 14tägige Belagerung Lötzens mit dem großen herrlichen Sieg an den Masurischen Seen. 14 Tage abgeschieden von aller Welt, auf die eigene Kraft angewiesen, hatte diese kleine Feste nicht nur 50000 Feinde von sich abgewehrt, sondern sogar auf allen Seiten angegriffen und große Beute errungen. Und doch — höchst merkwürdigerweise — war Lötzens Kommandantur im Mobilmachungsplan vergessen. Mackensen begrüßte daher den Oberst Busse

nach der Schlacht von Poſſeſſern mit den ſcherzenden Worten: „Da kommt der Kommandant, der das Eiſerne Kreuz hat, aber noch nicht mobil iſt.“ — In dieſer Weiſe wurde ihm dieſe höchſte Auszeichnung im Kriege bekannt gegeben.

Die Ruſſen haben Oberſt Buſſe verwünſcht. In Lyck ſollen ſie geflucht haben: „In Lötzen iſt der Teufel! Der hole das Lötzenſche Rackerzeug! — Ende des 18. Jahrhunderts (1789) war aus Petersburg der oſtpreußiſche Theologe Horn, der dort bei der Preußiſchen Geſandtſchaft die Geſchäfte eines Sekretärs verwaltet hatte, nach Lötzen gekommen, um ſich um die leer gewordene Rektorſtelle zu bewerben. Als Rektor hatte er auch in Vertretung der Geiſtlichen zu predigen und hielt nun ſeine Probepredigt über das Thema: „Das löſende Rad der Zeit“. Es war nämlich in jener Aufklärungszeit Sitte, ſehr bilderreich zu ſprechen, und er brauchte nun auch das Bild von einem Rad der Zeit, das ſich immerfort im Kreiſe dreht, aber zugleich alle Schmerzen, Sorgen, Bande löſt. Das „löſende Rad der Zeit“ machte aber auf die Zuhörer einen empörenden Eindruck. Da er einen langen Schnurrbart trug, war ſeine Ausſprache undeutlich und die Zuhörer verſtanden nicht „das löſende Rad der Zeit“ — ſondern „das Lötzenſche Rackerzeug“. Da er das Thema ſehr häufig in der Predigt wiederholte, hörte die Gemeinde immerfort mit Entſetzen die Beſchimpfung „das Lötzenſche Rackerzeug“. Das war genug, um ihn nicht zu wählen.

Jetzt ſchimpften die von Lötzen fliehenden Ruſſen: der Teufel hole das Lötzenſche Rackerzeug. Aber in Wirklichkeit war es das löſende Rad der Zeit. Nur 14mal hatte ſich das Rad der Tageszeit gedreht und dadurch Lötzen aus der ruſſiſchen Umklammerung gelöſt. —



15. Der Masurische Seekrieg.

Im nördlichen Teil des Mauersees liegt die Insel Upalten, $1^1/_2$ Kilometer lang und 500 bis 600 Meter breit, dem Grafen Lehndorff von Steinort gehörend, ein reizendes Stücklein Erde mit uralten Rieseneichen und lauschigen Tannenhecken, das Ziel der Ruhe und Vergnügen suchenden Städter aus Angerburg und Lötzen. Dort steht einsam ein Wirtshaus, das den einkehrenden Gästen Speise und Trank gewährt. Vor etwa 25 Jahren, am Nachmittag eines Himmelfahrtsfestes, machte ein kleiner Raddampfer seine erste Fahrt von Angerburg nach Upalten und weiter nach Steinort und Lötzen. Seitdem entstand ein regelmäßiger Reiseverkehr mit mehreren Dampfern über die großen masurischen Seen zwischen Angerburg, Lötzen und Rudziany. Beim Ausbruch des Krieges hörte der Reiseverkehr plötzlich auf. Die Dampfer selbst wurden von Oberst Busse in den Kriegsdienst gestellt.

Die masurische Kriegsflotte bestand aus fünf Dampfern, unter welchen sich besonders der kleine Dampfer „Ernst" durch seine Schnelligkeit auszeichnete und daher das Admiralschiff wurde. Wer sollte nun aber Admiral werden? — Es mußte ein kühner, schneidiger Kriegsmann sein, dabei von unerschütterlicher Seelenruhe, ähnlich jenen urgemütlichen, von Körperfülle und Kraft strotzenden Kapitänen, wie man sie so oft auf den großen Seedampfern findet. Die Wahl fiel auf Hauptmann Möllmann, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigte.

Am Dienstag, den 25. August dampfte Hauptmann Möllmann aus dem Lötzener Hafen mit seinem „Ernst" nach der Insel Upalten ab, um die Stellungen der Russen am Mauersee auszukundschaften. Bewaffnete Pioniere begleiten ihn. Es geht an Steinort vorbei, wo Russen bereits hausen, aber die Fahrt des kühnen Dampfers wegen des davor liegenden dunkelschattigen Schloßparkes nicht bemerken. — Ob auf der Insel Upalten sich noch Menschen aufhalten? Ob die Insel schon von Russen besetzt ist? Sie können ja so leicht auf Kähnen von Stobben oder Kehlen oder der Tiergartner Spitze herüber und werden dann die Seefahrer mit Kugeln begrüßen. Als diese sich der Insel nähern, vernehmen sie ein entsetzliches Hundegekläff. Da müssen Menschen darauf wohnen, doch Russen können es nicht sein. Richtig: 25 Flüchtlinge haben dort ihre Zuflucht gesucht. Es ist Wank, der Förster des Mauerwaldes, die Lehrer Quednau aus Stobben, Feskorn aus Pristanien und noch andere Flüchtlinge von Angerburg und Umgebung. Die Frauen haben sich im Saal des Wirtshauses, die Männer auf einem kleinen Heuschuppen mit der Inschrift „Hotel Petersburg" einquartiert. Die Menschen leben einträchtig beieinander und nagen an Hühnerbeinen, die sie mitgebracht. Aber die Hunde zanken sich um die fortgeworfenen Knochen. Wanks Hühnerhund will alles haben, ein Flüchtlingshund macht ihm seine Rechte streitig. Die Hundeschlacht tobt so greulich, daß die Russen am Festlande es hören müssen. Diplomatische Aussöhnungsversuche sind vergeblich. Einer der Köter muß erschossen werden. Die Pioniere zielen nach dem Flüchtlingshund, der macht aber in seinem Kampfes-

eifer soviel Sprünge und Windungen, daß reichlich viel Patronen verknallt werden, ehe er tot ist. Das Echo der Schüsse schallt vom Tiergarter- und Mauerwald zurück. Auf dem Mauersee sieht man in der Ferne Kähne mit russischen Offizieren, die auf Taucher Jagd machen. Das Schießen auf der Insel haben sie gehört, denn sie fahren eiligst davon. Auch auf dem Festlandsufer fangen sich die Russen zu regen an. Hauptmann Möllmann verspricht den Inselbewohnern, soweit in seinen Kräften steht, Schutz und Hilfe und fährt dieses Mal unbehelligt heim.

Am nächsten Tage schien es, als ob sich die Russen zu einem Angriff auf die Insel rüsteten, denn sie zogen viel Militär aus Angerburg in die Nähe der Insel. Als der Dampfer Ernst am 27. August vor der Insel wieder landete, rieten die Inselbewohner zur schleunigen Umkehr, zumal aus dem Wagengerassel im Mauerwald zu schließen war, daß Artillerie herannahe. Hauptmann Möllmann hörte auf diesen Rat und fuhr zurück. Wenige Minuten später — der Dampfer war knapp bis hinter die Pyramideninsel gekommen — kam eine russische Batterie in vollem Galopp aus dem Mauerwald gefahren, hielt auf dem Wege zwischen Mauerwald und Stobben und schoß vier Lagen von Granaten nach dem fliehenden Dampfer hin. Nur ein Schrapnell traf den Dampfer, durchschlug ein Kajütenfenster und zertrümmerte die dahinterstehenden Teller und Schüsseln. Dann fuhr ein Geschütz ans Ufer und machte gegen die Insel Upalten Front. Die Protze fuhr neben das Geschütz, die Pferde wurden fortgebracht, aber im letzten Augenblick wurde doch nicht geschossen, weil — von der Insel nicht geschossen wurde.

Die zerbrochenen Teller und das zersplitterte Kajütenfenster erforderten Rache. Der Dampfer wurde in Lötzen grün angestrichen, in „Barbara“ umgetauft und mit einem Feldgeschütz ausgerüstet. Allnächtlich oder auch am Tage bei Nebel patrouillierte die Barbara den Mauersee ab, holte Nachrichten ein und donnerte auch zuweilen in die Russen hinein. Als Hauptmann Möllmann von den Flüchtlingen erfuhr, daß der Strohberg bei Stobben ein russisches Wachtkommando beherberge, ließ er sein Geschütz hinein-

feuern mit einem Erfolg von acht Toten. Am nächsten Morgen war außer dem Posten auf der Chaussee kein Russe sonst zu sehen. Die Russen wußten nicht einmal, woher die geheimnisvollen Schüsse gekommen seien und nahmen an, es sei aus Stobben geschossen. Sie durchsuchten in selbiger Nacht alle Häuser: „Ihr habbt versteckt Pruski Soldat! Wo ist Pruski Soldat?“ — schrieen sie die aus dem Schlaf aufgeschreckten Instfamilien an. Jedes Bett wurde genau untersucht. Vergeblich.

Einmal ließ Hauptmann Möllmann bei Steinort halten, nachdem er sich zuvor als Landwirtschaftsinspektor verkleidet hatte. Er nahm aus dem gräflichen Stall zwei Pferde, spannte sie an und fuhr durch die Russen hindurch, um Erkundigungen einzuziehen. Das tollkühne Unternehmen gelang.

An der großen Schlacht am 9. und 10. September hat das Lötzener Kriegsschiff besonders kräftigen Anteil genommen. Am 9. September um 1 Uhr fuhr die Barbara an die Nordwestspitze der Insel und beschoß die Bristornschen und Beyerschen Abbauten von Tiergarten, die von russischer Infanterie stark befestigt waren. Da flohen die Russen aus diesen Bauernhöfen, aber zündeten sie noch schleunigst an.

Am Donnerstag den 10. September früh um 2 Uhr kam noch ein zweiter Dampfer, die Ilse, und brachte zwei 15 cm Haubitzen nebst Protzen, Munition und Bedienungsmannschaften auf die Insel. Ganz geräuschlos wurden die schweren Geschütze gelandet; in $1^1/_2$ Stunden waren sie in der Mitte der Nordseite der Insel in Stellung gebracht, ganz nahe am Ufer. Schon um 5 Uhr 58 Minuten donnerte auf Upalten der erste Haubitzenschuß. Zunächst wurde der Fuchsberg beschossen, der nachts von den Russen zurückerobert war. Um 8 Uhr 40 Minuten war dieser wichtige Berg wieder in unserem Besitz.

Während der Schlacht versuchten zwei Menschen auf einem kahnähnlichen Fahrzeug von Pristanien her gegen den leichten Ostwind nach der Tiergartenspitze zu rudern. Die Barbara fuhr mit Volldampf auf sie zu, um zu sehen, wer sie wären und was sie wollten. Es waren zwei Mann

vom 18. Infanterieregiment, die auf einem wasserdichten Strohsack dorthin rudern wollten, um zu sehen, ob da noch Russen wären. Denn kurz vorher hatte man dort auf steilem Höhenufer russische Infanterie bemerkt und ihnen drei Granaten zugeschickt. Die Barbara nahm die tollkühnen Strohsackfahrer auf und fuhr auf die Tiergartenspitze los, erhielt aber auf 100 Meter Entfernung aus dem Ufergebüsch Infanteriefeuer. Bedächtig drehte sie um, denn sie hatte das Geschütz achtern, und dann gabs Schrapnell auf Schrapnell. Da liefen die Russen mit Affengeschwindigkeit in den nahen Wald. — Dann fuhr die Barbara nach Kittlitz und konnte dort starke Kosakenschwärme aus dem Gehöft ausräuchern. Der masurische Seekrieg brachte uns wenig Verlust, außer dem Dutzend Tellern nur die Verwundung eines Feldwebels, der neben dem Hauptmann Möllmann stand. Die Barbara kehrte aus der Schlacht wohlerhalten und ruhmgekrönt heim.

16. Was die Feinde zu uns sprachen, und was Gott zu ihnen sprach.

Wenn man seltene Gäste bei sich beherbergt hat, dann denkt man noch lange an sie zurück und prägt sich auch alles ins Gedächtnis, was sie gesprochen haben. So wollen wir auch dessen, was die Russen zu uns sprachen, als sie wider unseren Willen bei uns Gäste waren, nicht vergessen. Man kann das Verschiedenartigste, was wir aus ihrem Munde hörten, in die Worte des Psalmisten zusammenfassen (Ps. 71, 11): „Gott hat ihn verlassen, jaget nach und ergreift ihn, denn da ist kein Erretter." —

Zuerst hören wir die Großen, die Feldherren und hohen Offiziere der Russen, sprechen:

Am Granitsockel des Kaiser Wilhelmdenkmals auf dem Kirchenplatz in Angerburg ließ Rennenkampf am 24. August 1917 folgende Bekanntmachung ankleben:

Bekanntmachung.

Seit dem 7. August haben die russischen Truppen die Grenze Ostpreußen überschritten und befindet sich die Provinz in unserer Gewalt und seid ihr Untertanen Seiner Majestät des russischen Kaisers dem Herrscher aller Reußen, welcher die Untertanen will schonen.

Infolge der mir allerhöchst anvertrauten Stellung mache folgendes bekannt:

1. Jeder von seiten der Einwohner dem russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters bestraft werden.
2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt wird, oder in denen den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.
3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindlichen Handlungen zu schulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und der Betreffende und sein ganzes Eigentum verschont und in Schutz genommen werden.

von Rennenkampf,
Kommandierende General.

Was der gewaltige Rennenkampf hier gesprochen, ist erwiesenermaßen eine lügenhafte Rede. Wie der russische Kaiser Ostpreußen verschont hat, erkennen wir aus folgenden Zahlen: Getötet sind 1620 Zivilpersonen in Ostpreußen, verwundet 433. Einige Tausend Frauen und Mädchen vom kleinen Kind bis zur 80jährigen Greisin vergewaltigt — die Zahl läßt sich nicht genau feststellen. Nach Rußland verschleppt in die Gefangenschaft sind 10702 Personen, nämlich 5396 Männer, 2587 Frauen, 2719 Kinder. Zerstört sind 24 Städte, 502 Dörfer, 236 Güter; zerstört sind 33553 Häuser und der Haushalt in 100000 Wohnungen vollständig und in ebensoviel anderen teilweise geraubt und vernichtet.

Wie ferner „der kleinste dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt ist", erhellt aus folgenden Beispielen: Vom Kämmerer Reck in Stobben kauften die Russen in Abwesenheit der Gutsherrschaft 100 Zentner Hafer und zahlten dafür 5 Rubel, also etwa 5 Pfennig für einen Scheffel, und als Zugabe bei diesem Haferhandel nahmen sie noch die 26 Pferde und 30 Stück Rindvieh.

Als ein russischer Offizier beim Schulzen Rehann in Engelstein die Hühner auf dem Hof sah, kaufte er zwei der größten Hühner und einen Hahn dazu für 25 Kopeken (1/2 Mark), bezahlte also das Huhn mit 16 Pfennig, warf sich in die Brust und sagte: „Der Kaiserlich-Russische Offizier verlangt nichts umsonst.“ Und dabei sah er ruhig zu, wie seine Reiter sich wie die Räuber auf alles stürzten, was ihnen gefiel und es fortnahmen: Hühner, Gänse, Enten, Butter, Eier. Alles hatte dieser Hauptmann mit 25 Kopeken bezahlt.

Kaufmann Grün in Angerburg weigerte sich, das neben seinem Laden liegende Wäsche- und Weißwarengeschäft einem russischen Oberst zu öffnen, weil es nicht ihm gehöre und der Besitzer geflohen sei. Der Oberst warf ihn zu Boden und befahl seinem Burschen: „Ubijaj sobake!“ (schlag tot den Hund!). Um sein Leben zu retten, führte der Kaufmann den Oberst in das fremde Geschäft. Der Oberst ließ sich eine Menge Wäsche reichen und fortschaffen, bezahlte aber nichts. Am nächsten Tage ließ er sich noch mehr Wäsche durch seinen Adjutanten holen und bezahlte für alles acht Rubel. Der Adjutant sprach: „Merke dir, wir kommen nicht stehlen, wir bezahlen alles.“

Da die Russen die Preise selbst mit der dräuenden Pistole in der Hand bestimmten, war der gewöhnliche Warenpreis nichts.

Ein anderer Aufruf an die Bevölkerung Ostpreußens von einem russischen General, in vielen Exemplaren zu Angerburg verbreitet, lautete also:

Aufruf!

An Euch Preußen wenden wir Representanten Rußlands uns als Herolde des vereinigten großen Slawentums mit Worten der Vernunft: „haltet ein Ihr Unverständigen bevor es nicht zu spät wird!“

Seht Euch um, die ganze Welt strotzt voller Waffen gegen Euch, die den Weltfrieden störten!

Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch herausgeforderten Belgier und sogar Japan

— alle erheben die Waffen gegen Euch, wie gegen wilde Hunnen, Zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euren Überfall!

Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch gewandt.

Schweres Leid schwebt über Euren Häuptern! Die slawische Lawine von Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier von Westen, umringen Euch durch eiserne Fesseln.

Die Deutsche Regierung, in blinden Eifer, betrügt sein eigen Volk, das bereits voll Todesfurcht sich umschaut.

Welche Siege sind Euer vor Lüttich?

Wo sind die erfochtenen Lorberen gegen Frankreich?

Wo die russische Revolution und Ausständigkeit?

Das alles sind Utopien!

In West und Ost verliert Ihr Kampf auf Kampf. Dieses alles wird Euch streng verheimlicht. Ganz Rußland erstand wie ein Mann für die allgemeine slawische Frage und wird sein Schwert nicht niederlegen bevor dieser Kampf bis zur Neige ausgekämpft ist.

Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur stillen, kulturellen und produktiven Arbeit — doch wirft die Waffen zur unnützen gegenwehr von Euch, vergießt nicht Ströme unnützen Blutes!

Der Russe ist großmütig und friedliebend und wir werden nicht Rache üben für Eure barbarischen Gemetzel in Kalisch und Czenstochau und Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landesbevölkerung.

Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk.

Die in Deutschland lebende Polen sind uns slawische Anverwandte.

Seid unbesorgt! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut sind für uns unantästbar.

Der friedlichen Bevölkerung schlagen wir vor, sich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derselben unsere Hand. Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euren Staat per Gewalt in die Hände gedruckt sind!

Digitized by Google

Gebt Euch gefangen! Die Russen nehmen sich der gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen conventionell milde. Ein gefangener ist für uns kein feind mehr. Verwundete werden von uns nicht niedergemetzelt.

Auch aus diesem Aufruf sprechen Größenwahn, Maulheldentum und Verlogenheit. Nicht einmal die Einnahme von Lüttich, die doch schon in den ersten Wochen in aller Welt bekannt war, wird als Wahrheit zugegeben. Von der friedlichen Bevölkerung wird verlangt, die Waffen niederzulegen, die jedem von der Regierung mit Gewalt in die Hände gedrückt sind. Kein Bürger weiß davon etwas, nur von $1^1/_2$ Millionen Freiwilligen wissen wir.

In einem dritten Aufruf werden die Flüchtlinge aufgefordert, nach Hause zurückzukehren.

„Ich wende mich an die Bevölkerung Ostpreußens. das von meinen Truppen besetzt ist, ermahne sie, in ihre Behausung zurückzukehren und die Wälder und Schlupfwinkel zu verlassen. Ich werde alles mögliche tun, um durch meine Soldaten Euer Eigentum zu schützen aber es ist sehr schwer dieses durchzusetzen, wenn die Bewohner nicht zu Hause sind.

Kommandierende General vom 2. Armeekorps.
General der Kavallerie
von Scheidemann.

Das, was hier verlangt wird, taten die Einwohner von Abschwangen und Almenhausen, worauf unter ihnen ein schreckliches Blutbad angerichtet wurde.

Das waren die schriftlichen Kundgebungen der russischen Generale. Ähnlich sind ihre mündlichen Äußerungen. Rennenkampf drohte in Insterburg, als das Unglück durch Explosion einer Maschine im Wasserturm geschehen war,

wenn der dabei verwundete Rittmeister sterben sollte: „Stirbt er, so wird der Gouverneur (Bürgermeister Brettschneider) erschossen und die Stadt eingeäschert, so verwandle ich ganz Deutschland in einen Trümmerhaufen."

Zum Pfarrer Penschuck-Mehlauken spricht am 25. August ein russischer Graf von der Gardekavallerie: „Sagen Sie Herr Pfarrer, warum laufen Ihre Soldaten vor uns, wie die Hasen? — Wir kommen von Insterburg. Ihre Zeitungen berichten, daß die Deutschen gesiegt haben. Nein, wir haben gesiegt; darum sind wir hier. Wir haben bei Eydtkuhnen und Gumbinnen 8000 Gefangene gemacht und 48 Geschütze erobert. Wie konnte nur Deutschland mit uns Krieg anfangen? Wir haben 12 Millionen Soldaten und stehen wie eine lebendige Mauer von Tilsit bis Warschau, wir gehen vor und niemand hält uns auf. Wir wollen nach Berlin. Deutschland hat große Fehler in der Politik gemacht. Ich kenne Ihren Kaiser Wilhelm, er ist ein Scharfmacher und Draufgänger, und wenn nicht seine Kanzler vieles wieder gut gemacht hätten, was er verdarb, so hätten wir diesen Krieg schon früher. In Rußland soll nach Ihren Zeitungen Mißernte und Hungersnot sein, ich habe auf meinen Gütern dreimal soviel geerntet als in den früheren Jahren."

Der General, der bei Lehrer Wasgindt in Tiergarten zu Mittag speiste, sagte zu diesem prahlerisch: „Was meinen Sie wohl, warum wir kämpfen, glauben Sie, es gelüstet uns nach Ihrem Lande? Was mühen Sie sich hier doch, um dem Boden Erträge abzugewinnen! Kommen Sie in meine Heimat, in das Gebiet der schwarzen Erde. Es wird da wenig für den Boden getan und doch bringt er die reichsten Erträge. Nein, Ihr Land reizt uns nicht. Oder meinen Sie, ich suchte Ehre? Ach, meine Brust hat nicht Raum für meine Orden. Ich bin durch die französische Armee gegangen. Mein Name ist durch meine militärischen Schriften bekannt und auch Ihr Kaiser kennt mich wohl. Ich bin ein Bewunderer Ihres Kaisers gewesen. Ich hielt ihn für ein Genie. Aber jetzt! Ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll." Zum Schluß drohte er dem Lehrer den Tod, wenn dieser das ihm im Vertrauen Gesagte weitererzählen sollte: „Ich habe 10000 Männer getötet. Auf einen mehr

oder weniger kommt es mir nicht an. Wird hier aus der Stellung etwas verraten, dann" — und er machte das Zeichen des Hängens. —

In allen Gesprächen, die ostpreußische Geistliche mit russischen Offizieren gehabt haben, wiederholt sich immer derselbe Gedanke: „Wir Russen sind am Krieg ganz unschuldig. Unser Zar ist auch ganz unschuldig. Euer Kaiser Wilhelm ist an allem schuld. Die deutschen Soldaten sind feige. Wir sind bald in Berlin und werden euren Kaiser Wilhelm bestrafen, absetzen, töten!" —

Zu Pfarrer Migge in Pelleningken sagt ein russischer Offizier: „Wie kommt Ihr Wilhelm dazu, uns den Krieg zu erklären? Ist es nicht Wahnsinn, gegen solche drei Mächte wie Rußland, Frankreich und England das Schwert zu ziehen? Aber es wird ihm schlecht gehen. Es ist nichts, was uns aufhalten kann. Die Deutschen schießen gutt, aber sie laufen auch gutt." — „Verzeihung, Herr Leutnant" — antwortet der Geistliche, „soweit ich orientiert bin, haben russische Truppen zuerst unsere Grenze überschritten und uns angegriffen, alsdann erfolgte die Kriegserklärung."

„Sie irren sich, das ist nicht warr" — sagte der Russe.

Die gemeinen russischen Soldaten waren in völliger Unwissenheit über die Ursachen des Krieges. Sie waren schon mehrere Monate vorher aus dem Innern des großen Rußland an die Grenze marschiert und belehrt, daß „Väterchen" den Frieden will, nur der böse Wilhelm will durchaus den Krieg. Ihre blinde Wut ließen sie überall an den Kaiserbildern aus, zerfetzten dieselben oder stachen die Augen oder die Herzstelle aus. Ihre gewöhnliche Redensart zu unseren Leuten war: „Ich Ruß, die Ruß, alle Russen". Ein Russe in Stobben veranschaulichte den Leuten den Unterschied zwischen dem großen Rußland und dem kleinen Deutschland, indem er auf einem Papier einen kleinen Kreis machte: „Das ist Deutschland!" Dann machte er in der Luft einen riesig großen Kreis: „Das ist Rußland." — Wo Berlin liegt, davon hatten sie keine Ahnung. Als eine Instfrau in Stobben auf ihre Frage, wieweit noch bis Berlin sei, die Antwort gab: „Drei Meilen hinter Rastenburg!" — Da jubelten sie und riefen: Churra! churrah!" —

Nur wenige Russen kannten und sprachen die Wahrheit. Ein Kosakenoffizier sagt zu Superintendent Danielowski-Mensguth: „Ich bin zwar Kosakenoffizier, aber meinen Leuten ist nicht zu trauen. Sollten Sie von meinen Kosaken irgendwie belästigt werden, so rufen Sie denselben nur meinen Namen entgegen, ich heiße Novossiltzoff.“ Bald darauf fand der Geistliche seinen Garten voller Kosaken, auch einen bereits damit beschäftigt, den Keller zu erbrechen. Als der Pfarrer kam, legte ein Kosak seinen Karabiner auf ihn an. Da rief der Geistliche: Was wollt Ihr hier? Wißt Ihr nicht, daß bei mir im Hause Euer Kommandeur Novossiltzoff sitzt?“ Kaum hatte er den Namen ausgesprochen, da stoben die Kosaken in wilder Flucht auseinander.

Als eine Bäuerin im Kirchspiel Scharnau die Russen, welche ihre mit Getreide angefüllten Scheunen anzünden wollen, kniefällig anfleht, ihr und ihren Kindern nicht das Brot zu nehmen, lassen sie sich erweichen, fügen aber hinzu: „Brennen müssen wir, denn es ist uns befohlen.“ Und dann zünden sie wenigstens das leere Wirtschaftsgebäude der Instleute an. Ja, sie hatten alle den Befehl zum Brennen und Sengen, jeder Soldat war mit dem nötigen Zündstoff versehen. Und doch sprachen die Generale zum Volk: „Euer Hab und Gut soll geschont werden.“

Auch ein evangelischer Deutschrusse aus dem Rigaer Bezirk sagte zu Pfarrer Migge-Pelleningken die Wahrheit: „Die Russen sind ein Räubervolk. Ich würde Gott danken, wenn alle mit ihrem Raub umgangen und gefangen genommen würden. Ich habe den Offizieren Vorhaltungen gemacht, daß sie das Brennen und Plündern gestatten. Die Soldaten haben, solange sie im Felde stehen, keine Löhnung erhalten. Gott weiß, wo in Rußland all das Geld bleibt. Das Soldatenbrot ist nicht durchgebacken, schimmlig, ungenießbar. Es gibt wenig Russen, die mit Freudigkeit in den Krieg gezogen sind. Ich habe für das Volk der Knute und Bestechung nichts übrig und sage nur: Der Teufel wolle die ganze russische Armee holen! Hoffentlich bietet sich mir noch die Gelegenheit, mich gefangen zu geben.“ —

So sprachen die Feinde zu unserem Volk: viel Lüge und Prahlerei, wenig Wahrheit. Was Gott zu ihnen sprach, stehet beim Propheten Ezechiel (28, 17) geschrieben: „Ich will ein Schauspiel aus dir machen" — d. h. ein Schauspiel zum Lachen für unser ostpreußisches Volk und ein Trauerspiel zum Weinen für Rußland.

Ein Schauspiel zum Lachen. Unter großem Jubel sahen die Ostpreußen ihre mächtigen großprahlerischen Zwingherren und Mordbrenner fliehen. Nicht wie Menschen liefen sie, sondern wie Hasen, wie Affen, wie Katzen. Sie warfen nicht nur ihre Gewehre, Helme, Degen, Tornister, sondern auch ihre Mäntel, Jacken, Stiefel von sich, um durch nichts in ihrem rasenden Lauf gehindert zu werden. Alle Felder und Wege waren mit russischen Waffen und Kleidungsstücken besät. Sie flohen zu Pferde, aber nicht wie sonst mit Lanze und Karabiner in den Händen, sondern waffenlos. Nicht ein Mann, sondern zwei bis drei saßen auf einem Pferde, das keuchend dahinstürzte, von Knutenhieben gepeitscht. Sie flohen nicht nur auf den breiten Straßen, sondern über umgestürzte Äcker und Wiesen, Gräben, Moore. Sie suchten sich Verstecke in den Wäldern, Sümpfen und Morästen, auf Heuböden, in Kellern, Schornsteinen, unter Brücken und Drummen. Ihr Schrecken war unbeschreiblich. Die stolzen gewaltigen Herren, die Deutschland zertrümmern wollten, zittern vor schwachen Frauen und Kindern und flehen knieend um Gnade und Rettung, zittern bei jedem Flintenschuß, bei jedem Peitschenknall. Der Wind im Hain, das Laub im Baum flößt ihnen Entsetzen ein. Sie haben alle ein böses Gewissen. Auch jener Offizier, der das aus der Kirche in Benkheim geraubte heilige Abendmahlsgerät mit sich schleppt — warum wirft ers nicht fort? Die Todesangst erweckt in ihm den Aberglauben, daß ihn das heilige Gerät schützen werde. Hu — wie er dahinrast, bis ihn eine deutsche Kugel niederstreckt!

„Ich will aus dir ein Schauspiel machen" — spricht der Ewige. Ein Schauspiel für uns zum Lachen.

Als Mackensen von dem eroberten Possessern aus am 9. September den nach Ogonken fliehenden Russen Granaten zum Abschiedsgruß nachschickte, war es ein Schauspiel zum

Lachen, als eine deutsche Granate durch das Dach in die Wohnstube des Besitzers Lappe einschlug, wo beide Eltern sich aufhielten und das Kindlein in der Wiege lag. Zuerst war das Entsetzen groß — aber nur die Wiege war mit den Gangeln umgeworfen, das Kindlein ganz wohl erhalten. Es lachte über den Spaß. Und den beiden Alten war auch nichts geschehen, nur von einem Ziegelstück war der Frau eine bläuliche Stelle am Gesicht unter dem Auge entstanden. Seht, die deutsche Granate wollte euch nur aus dem Zimmer hinaustreiben, damit ihr euch das lustige Schauspiel da draußen ansehen sollt, wie die Russen fliehen. Dort der Besitzer August Brozio machts auch so. Er sitzt zwar mit den Seinen im Keller, um sich gegen die deutschen Granaten zu schützen. Doch duldets ihn nicht lange darin. „Kinder, kommt heraus, wir müssen uns doch das ergötzliche Schauspiel ansehen, wie die Russen fliehen!" Und dann gingen sie heraus, sahen, lachten und jubelten.

Ein Schauspiel wars zum Lachen, als dieselben Russen, die aus Angerburg am 10. September geflohen waren, schon nach einigen Tagen abgefangen, als Gefangene zurückgebracht wurden. Welche Massen! An einem Tage waren es 3000, am nächsten Tage sogar 5000. Wie große Schafherden, bestäubt, mit zerfetzten Kleidern, einzelne ohne Kopfbedeckung und Stiefel, zogen sie ein. Stramme deutsche Landwehrmänner mit geladenem Gewehr schritten an ihrer Seite. Da lachten die Kinder auf der Straße und zeigten mit Fingern auf sie. Da lachten die armen Frauen und zeigten mir einen langen General, vor dessen Tür sie vordem vier Stunden in der brennenden Sonnenhitze hatten warten müssen, ehe sie unter russischen Flüchen den vorgeschriedenen Ausweis bekamen. Der ganze große neue Markt in Angerburg war mit Gefangenen bedeckt, die sich auf die Steine niederlegten, um das ihnen dargereichte Brot gierig zu essen.

„Ich will aus dir ein Schauspiel machen" — sprach der Ewige zu unseren Feinden: ein Trauerspiel zum Weinen für Rußland. 80000 Feindesleichen lagen zerstreut auf Ostpreußens Fluren. Dort in der Nähe des Fuchsberges wird ein Massengrab gegraben. Der deutsche Offizier ist

über die Bösewichter wutentbrannt, weil sie zuerst ihre Hände zum Zeichen der Ergebung erhoben hatten und dann, als die Unsrigen herangekommen waren, heimtückisch plötzlich mit Maschinengewehren geschossen hatten. Nicht mit Ehren sollen sie begraben werden, wie die anderen gefallenen Feinde, sondern wie das Vieh — entkleidet, nackt werden sie in die Grube gestoßen.

Und dort auf den Schlachtfeldern Tannenbergs — welch grausiges Bild! Alle Sümpfe und Seen, alle Felder und Wälder voll Leichen der Menschen und Tiere, ganze Batterien mit Menschen und Pferden große blutige Knäuel. Du großes, stolzes Rußland, verhülle dein Haupt, heule, laß Tränenströme fließen! „Ich will aus dir ein Schauspiel machen!“ sprach zu dir der Ewige.

17. Das Glück und der Dank der Geretteten.

Dieser Krieg hat nicht nur die furchtbarsten Schrecken, sondern auch die seligsten Stunden gebracht, die Menschen auf Erden erleben können. Das waren diejenigen, da sich Retter und Gerettete begegneten.

Dort ist ein Haufe Menschen, Weiber, Kinder, Greise, von ihren russischen Henkern zusammengetrieben und mit Knutenhieben und Gewehrkolben vorwärts im Laufschritt zur Grenze gejagt. Kein Vieh, kein Hund wird so geschlagen und gemißhandelt, wie diese armen, unschuldigen Menschen. Plötzlich tauchen deutsche Soldaten auf. Mit dem Schreckensruf: „Prussak! Prussak!“ stieben die russischen Teufel auseinander und lassen ihre Beute fahren. Und nun kommt das Freudengeschrei der Erlösten. Sie sehen in ihren Befreiern Gottes Boten, Engel vom Himmel. Wahrhaftig, danach benehmen sich jetzt unsere Soldaten. Sie heben und tragen die alten Mütterchen und schwachen Greise auf Wagen,

Digitized by Google

hüllen die Frierenden in warme Decken, speisen die Hungrigen und tränken die Durstigen. Ja sie werden alle behandelt wie liebe, wiedergefundene Familienmitglieder, und jeder Soldat denkt beim Anblick der Männer und Frauen an den eigenen Vater, die eigene Mutter mit dem Wunsche: „möchte auch ihnen, falls sie fortgeschleppt sein sollten, Gleiches widerfahren!“

Eine Bauersfrau aus Grodzisko, Luise Konopka, erzählt: „Als die deutschen Soldaten nach Grodzisko kamen und uns aus der Gewalt der Feinde retteten, das war so, als wenn wir mit einem Mal in den Himmel versetzt wurden. Da ich durch einen Schrapnellschuß an dem rechten Oberschenkel verletzt war, schickte mich der deutsche Hauptmann mit seinem Fuhrwerk $3^1/_2$ Meilen bis nach Angerburg zum Arzt. Auch sagte er zu mir: „Mutterche, bleiben Sie hier vor der Tür stehen, ich will Sie photographieren.“ Ist das nicht wunderbar? Die Russen trieben mich und die Meinen wie das Vieh fort, gaben uns unterwegs Knochen ohne Fleisch oder harte Sehnen zu essen, als wären wir Hunde und sagten: „Freßt!“ Dann kommt der deutsche Hauptmann und nennt mich alte Frau „Mutterche“, photographiert mich und läßt mich auf seinem feinen Wagen fahren als ob ich eine Gräfin wäre. Ist das nicht wunderbar? —

Ja, wunderbar und wunderselig, wonnevoll und entzückend waren jene Augenblicke, als sich die ersten deutschen Soldaten in den Orten zeigten, wo bisher die Russen gehaust hatten. Lassen wir solche, die diese denkwürdigen Momente erlebt haben, selbst erzählen.

Pfarrer Pilchowski in Jerutten, Kreis Ortelsburg, der eben drei Russen, die sich auf der Flucht in der Meierei versteckt hatten, aufgestöbert hat, erzählt: „Da höre ich auf der Dorfstraße Rossegetrampel und Wiehern. Hurra! Deutsche Kavallerie ist da. Ein Rittmeister mit dem Revolver im Anschlage fragt uns: „Ist die Schweinebande noch hier?“ Wir antworten: „Sie sind schon gestern eiligst in der Richtung Olschienen-Lipowitz nach der Grenze abgezogen; nur drei jüdische Russenhelden sind im Schweinestall der Meierei versteckt und eben festgenommen“. — Dann hebt ein un-

beschreiblicher Jubel aller Dorfbewohner an. Alles stürzt aus den Häusern und schreit Hurra, winkt mit den Taschentüchern und streut Blumen. Und der gestrenge Rittmeister lacht und spricht: „Seht, wie die Mädchen sich über uns alte Kerle freuen!“ —

Superintendent Leidreiter in Insterburg erzählt: „Die Russen waren am 11. September plötzlich verschwunden. Da hebt etwa um 5 Uhr nachmittags ein Rennen und Laufen auf dem Markt an. Was hat das zu bedeuten? Ein deutscher Gardeulan hält hoch zu Roß in der Nähe der Roten Apotheke und wird von Herandrängenden mit Fragen bestürmt. Andere raffen eilends Grünes zusammen und winden es zu Kränzen, und bald schwingen sich über die Straße von Haus zu Haus festliche Girlanden. Unter diesen Ehrenpforten hindurch, von Blumen überschüttet, halten unsere siegreichen Krieger Trupp für Trupp ihren Einzug. Das ist ein Jubel, wie ihn die Stadt noch nicht erlebt hat. Auf offener Straße stürzen die Jauchzenden einander in die Arme und niemand fragt: Bist du ein Vornehmer oder Geringer? Alle sind Brüder und Schwestern, eines Leids, nun aber auch einer Freude teilhaftig. — Dann werden die Fahnen zur Kirche herausgehängt und die Glocken läuten; die Kirchenpforten tun sich auf und herein strömt die dankbare Gemeinde. „Eine feste Burg ist unser Gott, Ein' gute Wehr und Waffen“ jubeln Orgelstimmen und Menschenherzen um die Wette. Hernach sind wir auf die Straße gegangen, um Gruß und Händedruck mit den Siegern zu tauschen und womöglich ihrer etliche als liebe Gäste ins Haus zu führen. — „Dürfte ich es wohl wagen, einige in mein Haus zu bitten?“ fragt mich ein schlichter Bürger. Ich mache ihm Mut und er trägt seine Bitte vor. Da klopft ihm der Hauptmann auf die Schulter und spricht: „Ich komme selbst in Ihr Haus, lieber Freund!“ Da war das Glück des Gastgebers groß.

Pfarrer Lic. Braun in Angerburg erzählt vom 10. September 1914:

Ein Tag des Schreckens und doch unbeschreiblicher Freude. Noch um $^1/_2$5 Uhr sahen wir einen Trupp russischer Soldaten längs der Bahnstrecke laufen. Um 5 Uhr hörten

wir auf der Straße Hurra schreien. So wie wir gingen und standen liefen wir in die Stadt. An der Podehlschen Ecke hielten zwei schwarze Husaren hoch zu Roß, die Karabiner gespannt. Wir jubelten ihnen zu, die Tränen schossen uns in die Augen. Dort stehen auch zwei Infanteristen, darunter ein Sergeant, von Menschen umringt. Wir drücken ihnen die Hände. Am liebsten möchten wir sie umarmen. Hurra! Hurra! unser stolzes Militär. Engel im Himmel können nicht freudiger begrüßt werden als diese unsere Retter in höchster Not. Wir fragen, wir rufen: „Kommt noch mehr Militär?“ „Ja, ja, Tausende!“ Nun danket alle Gott! Überall in den Straßen haben sich Gruppen von Menschen gebildet. Dort werden drei Russen gefangen genommen. Sie knien auf dem Straßenpflaster, die Hände flehend erhoben, zerbrochene Gewehre zu ihren Füßen. Man fällt sich in die Arme und beglückwünscht einander. Frauen und Männer schluchzen laut und schämen sich der Tränen nicht. Wir hören, daß noch kurz vor der Stadt, am Lötzner Tor, zwei Husaren von fliehenden Russen erschossen sind. Reiterpatrouillen durchstreifen die Stadt und suchen nach versteckten Russen. Wieder ertönen Schüsse. Es schreckt uns nicht mehr, denn es gilt ja unseren Folterknechten. Der Krieg macht hart und grausam. Laß sie sterben und auf der Straße verenden. Sie habens tausendmal verdient. Im Himmel lebt ein gerechter Gott.

Wir eilen nach Hause. Flaggen heraus. Mit fiebernden Händen wird die deutsche Fahne, an der schon gestern gearbeitet ist, fertiggestellt. Um $6^1/_2$ Uhr hisse ich sie an unserer Flaggenstange. Stolz bläht sie sich im Winde. Ein feierlicher Augenblick:

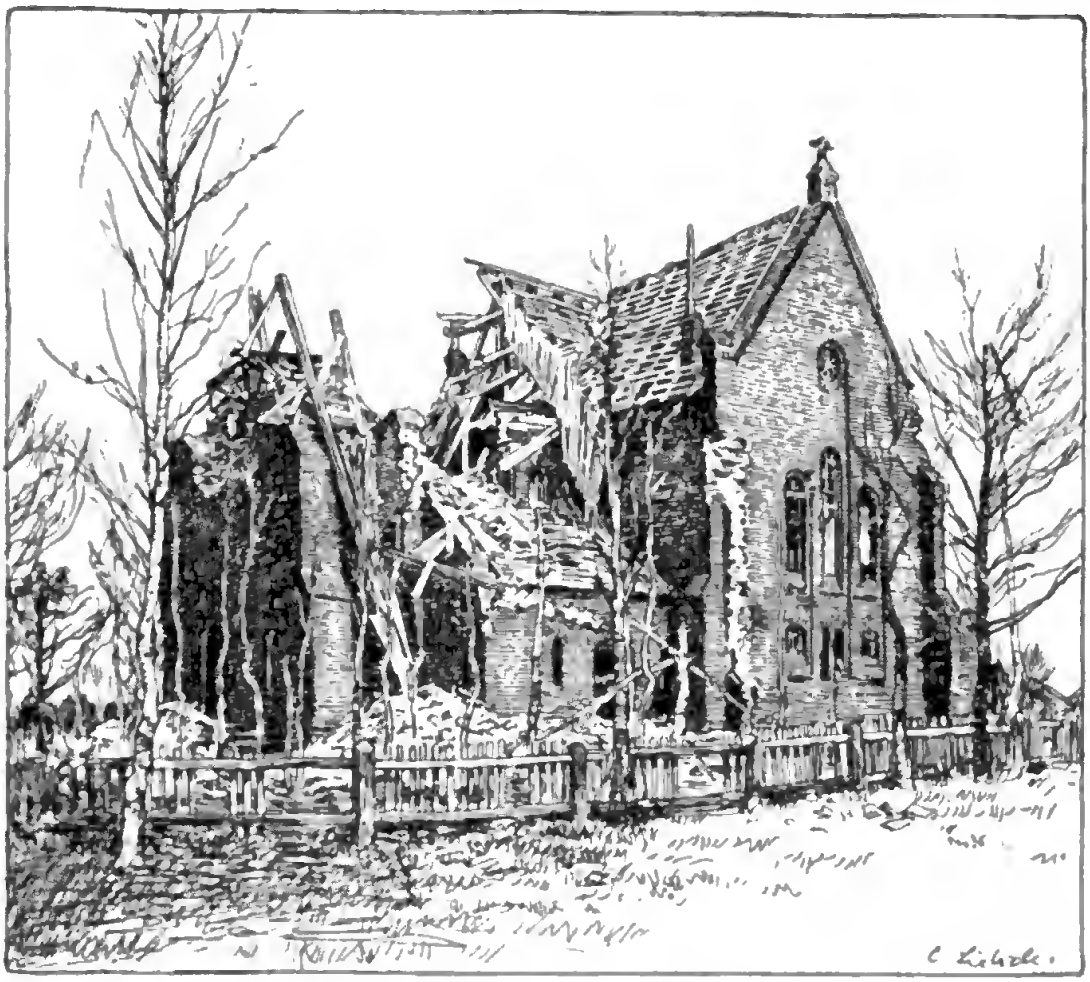
Horch! Horch! Pferdegetrappel dröhnt auf dem Steinpflaster. Hurrageschrei! Sie kommen, sie kommen. Ich nehme beide Kinder an der Hand und laufe, meine Frau hinten drein. Schon an der Straßenecke blitzen uns die ersten deutschen Bajonette entgegen. Hoch schlägt unser Herz. Welch stolzer Anblick! Wie frisch und fröhlich unsere Soldaten drein schauen, ganz anders als die russischen Strauchdiebe! Wie sauber ihre Uniform trotz tagelanger Märsche!

Wir stehen in der Bahnhofstraße vor dem Nickelschen Hause. Die Angerburger haben in hellen Haufen Spalier gebildet. Sie winken, sie rufen Hurra. Einige verteilen Liebesgaben, hier einer Zigarren, mit vollen Händen nimmt er sie aus Kisten. Junge Mädchen werfen Blumen zu. Frauen schneiden große Schnitten Brot an und teilen sie aus. Ein armes Frauchen hat ihr letztes Brot an die Soldaten gegeben. „Ich kann mit meinen Kindern auch Kartoffeln essen, wenn nur unsere lieben Soldaten Brot haben", sagt sie leuchtenden Auges. Susi und Crissa sitzen auf dem Arm, jauchzen und winken unermüdlich. Crissa erklärt: „Das sind die hübsen Soldaten, nich die bösen". Für die hübsen Soldaten betet sie jeden Abend: „Lieber Gott behüt auch die hübsen Soldaten!" — Und die ziehen vorüber endlos — endlos immer mehr immer mehr quillt die Straße herauf — Fußvolk, Kanonen, Reiter. — Scherzwort zwischen Soldaten und Zuschauern hin und her: „Na, lebt Ihr noch?" „Ja, Gottlob, noch ein bischen." Nun könnt Ihr ruhig schlafen." — „Wir werdens besorgen." — „Die Hunde haben wir ordentlich vertobakt." — „Das habt Ihr brav gemacht." — Ein Soldat schwenkt triumphierend eine russische Fahne, ein anderer zeigt schmunzelnd sein Pfeifchen mit Tabak und ruft: „Russisches Fabrikat!" Dort ein Offizier mit dem Eisernen Kreuz, in heißem Kampf erstritten. Ein dreimaliges Hurra dem tapferen Sieger! Ein junger Offizier hält dicht vor uns ein Weilchen sein Roß an: „Sie wissen wohl noch gar nichts davon. Vor zwei Wochen bei Tannenberg-Soldau großer Sieg, 92000 Russen gefangen?" — „Nein, nein, seit drei Wochen leben wir hier wie auf einer Insel. Gott sei gedankt! 92000 Russen gefangen!" — so pflanzt es sich von Mund zu Mund fort. Wir stehen und stehen. Der Arm wird müde vom Winken. Wir weichen nicht.

Wir hören auch manches Traurige: Ein Soldat erzählt, daß Possessern mit Kirche und Pfarrhaus ein Trümmerhaufen sei, von unseren eigenen Truppen beim Vertreiben der Russen zerstört. Die Bewohner hausten in Kellern. Nur ein krankes Mütterchen lag auf ihrem Bett im Dachstübchen. Wie durch ein Wunder ist gerade dies Haus ver-

ſchont geblieben. Rings um das Haus liegen Berge von Leichen und Pferdekadavern.

Die Pflicht ruft nach Hauſe. Aber vor der Gartenpforte ſtehen wir noch einmal ſtill. Alle übrigen Hausgenoſſen ſind dort verſammelt. Kantor Paſſarge hat ſeine



Die zerſchoſſene Kirche in Poſſeſſern.

und meine Zigarren verteilt. Meine Frau holt Speckſchnitte und Brotſcheiben.

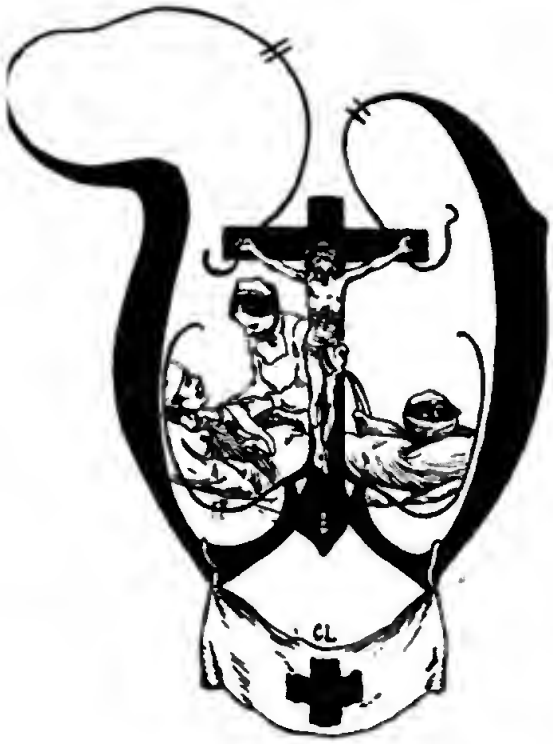
„Sie haben viel verſäumt“ ruft Kantor Paſſarge. „Ihr Neffe, Leutnant Gettwart, war hier und hat nach Ihnen gefragt und Grüße beſtellt.“ — Ein anderer Offizier hat im Vorübergehen gerufen: „Viele Grüße von Gebrüder Braun.“ Schade! Aber man kann nicht überall ſein. Ein

Soldat fragt scherzend auf die an meiner Hand auf einem Bein hüpfende Crissa deutend: „Wann kann man denn die Kleine zur Frau kriegen?“ Na, das fängt ja schon früh an mit den Schwiegersöhnen.

Der Magen knurrt und will sein Recht haben. Während wir am Abendbrottisch sitzen, ziehen immer noch Truppen an unseren Fenstern vorüber. Ein ganzes Armeekorps soll es sein. Bis in die sinkende Nacht hören wir Pferdetrappeln und Wagenrollen. Auf dem Markt singen Soldaten die Wacht am Rhein. Ja „lieb Vaterland magst ruhig sein.“ Die da singen, sind unsere Jäger zu Pferde, und wir singen bei unserer Abendandacht: „Nun danket alle Gott“.

Die Sieger, die hier nur auf der Verfolgung der Feinde hindurchgeeilt waren, kamen einige Tage später wieder durch unsere Stadt. Sie sollten jetzt in Polen kämpfen, aber zu Fuß mußten sie hinmarschieren, weil die Eisenbahngeleise von Bomben verbogen und die Brücken zerstört waren. — „Guten Tag, lieber Großvater!“ — so grüßt mich eines Morgens ein junger Offizier vom 18. Infanterieregiment. Es ist mein Enkelsohn. Er sieht frisch und wohl aus, obgleich er seit sechs Wochen in fortwährenden Kämpfen gestanden, auch die ganzen Schlachten bei Tannenberg und Angerburg mitgefochten hat. Das war eine herrliche Überraschung. Aber zum Ruhen und Weilen hat er keine Zeit, er muß seinem Regiment nacheilen; nur eine Flasche Rotwein möchte er gerne für seinen Hauptmann mitnehmen. — „Was? nur eine Flasche? — Allen Wein, den die Russen noch in der Stadt gelassen haben, sollst Du und Dein Regiment haben!“ Sofort eilte ich auf die Weinsuche. Bei Kaufmann Tietz fand ich endlich, was ich begehrte. Den Russen hatte er nur den schlechten, sauren Wein gegeben bis auf die letzte Flasche. Aber den besten Wein, den teuersten Champagner und die kostbarsten Sorten von Rot- und Rheinwein hatte er nachts heimlich im Hühnerstall versteckt. Der Hühnerstall war hoch gebaut, man mußte erst eine Leiter anlegen, um heraufzuklimmen. Diesen ganzen Vorrat habe ich eben gekauft und lasse mir die Flaschen in Kisten packen, da — erscheint ein Offizier von einem andern Regiment und bittet dringend um soviel Wein als vor-

handen sei. Was war da zu machen? Der Vorrat wurde geteilt. Ich bekam den Löwenanteil, etwa 30 Flaschen. Die Hühner waren treue Weinhüter gewesen. Dann zeigte mir der Kaufmann den Bergungsort für seine besten Zigarren. Es war in seinem Schlafzimmer, dessen Fenster die Russen zerschossen hatten, um dem Kommandanten sagen zu können, daß Kaufmann Tietz auf sie geschossen habe, weshalb er gefangen genommen wurde, um mit allen männlichen Bewohnern der Stadt erschossen zu werden. Dort zeigte mir der Kaufmann die Kugellöcher in der Wand über seinem Bett, und unter dem Bett hinter dem Stiefelknecht lagen, in alte Bettwäsche eingewickelt, die kostbarsten Havannakisten. Auch diese wurden mitgenommen. Zuletzt wurde noch eine Speckseite auf den Wagen geladen. Und dann fuhren wir, mein Enkel und ich, mit unseren Liebesgaben nach dem Gut Taberlack, wo das Regiment Rast hielt. Da konnten nun die Offiziere, nahe dem Schlachtfeld, wo sie vor mehreren Tagen in heißen Kämpfen gestanden hatten, ein frohes Siegesfest mit guten Weinen feiern. Es wurden auch Reden geschwungen, in welchen der jüngste Leutnant und sein Großvater ihr Lob ernteten.



18. Unsere Verwundeten.

Während der Septemberschlacht an den Masurischen Seen füllte sich das Angerburger Reservelazarett in den Krüppelanstalten zunächst mit verwundeten Russen. Wir haben unter ihnen keine Helden gefunden. Da hörte man lautes Stöhnen und Klagen. Vor dem Messer und der Zange des Arztes entsetzten sie sich und schrieen vor Angst. Grausam gegen schutzlose Zivilpersonen, zeigten sie sich feige im eigenen Schmerz. Es mag dies nicht allein im slavischen Charakter liegen, sondern auch in der Behandlung durch die russischen Ärzte und Krankenwärter. Unsere schönen sauberen Anstaltsräume starrten unter russischen Händen bald von Schmutz und Unordnung. Überall lagen in den Zimmern auf dem Boden Zigarettenstummel, Speisereste, Blutflecke, Papierstücke und Lumpen umher. Die Sanitätssoldaten wußten etwas Besseres zu tun, als Stuben säubern und Kranke pflegen, nämlich die verlassenen Läden ausrauben. Sie galten hier als die schlimmsten Plünderer. Und wie abgerissen und verschmutzt sie selbst aussahen! Die Ärzte machten wohl äußerlich einen anständigen Eindruck, aber ihre russische Gesinnung konnten sie doch nicht verleugnen und stahlen bei ihrem Fortgang die medizinischen Instrumente aus dem Operationszimmer der Anstalten. Einige der verwundeten Russen starben; doch kein Arzt und kein Krankenpfleger dachte daran, die Leichen in die Leichenhalle fortschaffen zu lassen, sie blieben unter den anderen Verwundeten liegen, bis unser Pfarrer, Lic. Braun, den Totengräber beauftragte, ein Grab für die Toten zu graben.

Digitized by Google

Dieſer ging auf den Friedhof und war gerade bei ſeiner Arbeit beſchäftigt, als ihn ruſſiſche Soldaten beſchoſſen; da ſprang er in die Grube, um ſein Leben zu retten. Es blieb nichts übrig, als durch die verkrüppelten Lehrlinge das Grab für acht tote Ruſſen im Anſtaltsgarten graben zu laſſen. Als die Ruſſen flohen, ließen ſie ihre 50 Verwundeten bei uns zurück. Da nahmen ſich die Krüppelſchweſtern ihrer an, und ſofort legte ſich Sonnenſchein auf ihr blaſſes Angeſicht. Wenn eine unſerer Schweſtern in das Krankenzimmer trat, erhoben ſich ſogar ſchwer verwundete, die ſich kaum bewegen konnten, und machten mit ihrem Oberkörper eine tiefe Verbeugung auf die Bettdecke; jede Handreichung wollten ſie durchaus mit einem Handkuß bedanken.

Es war in der Nacht vom 11. zum 12. September, als bei ſtrömendem Regen fünf lange Leiterwagen mit ſchwer Verwundeten beladen vor dem Hauſe des Anſtaltsgeiſtlichen, Pfarrers Lic. Braun, anhielten. Die Fuhrleute hatten den Auftrag, ſie in den Anſtalten abzuliefern. Die Pfarrleute wurden um 2 Uhr nachts aus dem Schlaf geweckt und ſchloſſen anfangs aus dem heftigen Poltern an der Tür, daß wieder die Ruſſen da ſeien. Nein! Gott ſei Dank! Deutſche Verwundete aus der Schlacht! Alſo ſolche, welche uns aus der Gewalt der Ruſſen errettet haben und nun Wunden und Schmerzen erdulden müſſen. O, ſie ſollen dafür bei uns den Dank durch die Tat empfangen, ſie ſollen es bei uns gut haben! — Alſo erſt Licht, um ſie in der ſtockfinſteren Nacht vom Wagen zu heben und auf ihr Lager zu betten. Aber woher Licht? — Alle Anſtaltshäuſer ſind dunkel, da die Ruſſen vor ihrer Flucht die Gasanſtalt zerſtört haben und die letzten Lichte ſind verbraucht. Doch da ſind noch einige Stümpfchen übrig, die Laterne iſt auch da. Wer aber ſoll die Verwundeten vom Wagen heben? — An der Front hat man geglaubt, daß in unſeren Anſtalten Krankenwärter und Ärzte ſind und hat daher keine mitgeſchickt. Nein, ſolche gibts hier nicht. Sie ſind ſchon ſeit dem 23. Auguſt auf Befehl des Sanitätsamts jenſeits der Weichſel. Da müſſen Pfarrer, Frau Pfarrer und Krüppelſchweſtern die mühevolle Arbeit übernehmen. Als der Morgen graut, iſt das Samariterwerk vollbracht.

In der nächsten Nacht kommt wieder ein neuer Transport von etwa 100 Verwundeten. Jedes Plätzchen wird belegt. Mit rührender Sorgfalt werden die Verwundeten gepflegt. Da auch die Wasserleitung von den Russen zerstört ist, wird es nicht leicht, den brennenden Durst der Verwundeten zu löschen. Es muß das Wasser aus dem Fluß geholt und erst durch Aufkochen bazillenfrei gemacht werden. Die Russen haben die meisten Lebensmittel den Anstalten fortgenommen. Da werden in der Not die letzten Hühner und eine Kuh geschlachtet. Die Polizei besorgt Mehl, indem sie das Haus eines Bäckermeisters, der geflohen ist, aufbricht und einige vor den Russen versteckten Säcke Mehl herbeischafft. Sobald erst die von den Feinden zerstörte Eisenbahn wieder nach etwa 14 Tagen in Betrieb gesetzt ist, reist Pfarrer Lic. Braun zum Landeshauptmann und erbittet sich von diesem einen Wagen Lebensmittel für die Verwundeten und Krüppel. Nach 10 Tagen kamen auch unser Anstaltsarzt Dr. Götz und ein Teil der Schwestern von ihrer Flucht zurück. Bis dahin behalfen wir uns ohne ärztliche Hilfe, in den dringendsten Fällen holten wir den pensionierten Medizinalrat Dr. Brehmer herbei.

Unsere lieben Verwundeten wurden unser Stolz und unsere Freude. Das waren eben deutsche Helden, die ohne Klagen ihre Schmerzen ertrugen, ohne Furcht, die erforderlichen Operationen mit sich vornehmen ließen. Und immer voll guter Laune und fröhlichen Humors, als ob sie noch im Schützengraben wären. In den ersten Tagen war ihr Hunger kaum zu stillen. Viele hatten vor ihrer Verwundung lange Eilmärsche durchgemacht oder mehrere Tage im Feuer der Schlachten ohne Essen und Trinken gestanden. Und auf dem Transport gabs auch nicht viel zu essen. Leicht Verwundete bekamen nun, wenns der Arzt gestattete, zwei Mittagsmahlzeiten, eine um 12, eine um 2 Uhr. Regierungsbaumeister Böttcher schenkte seinen ganzen großen Vorrat der köstlichsten Weine zur Pflege der Verwundeten. Schwestern und Geistliche wetteiferten miteinander, den Braven allerlei Näschereien, Schokolade, Kuchen, Biskuits, Zigarren zuzustecken. Daheim bei Vater und Mutter konnten sies nicht besser haben. Als sie dann genasen — und es war wunder-

bar, wie schnell auch Schwerverwundete gesund wurden — da gabs immer einen schweren Abschied. Sie gingen fast alle zur Front zurück, und von dort strömte dann täglich eine Flut von Dankesbriefen in unser Reservelazarett. Der eine schreibt: „Im Angerburger Reservelazarett habe ich die schönste Zeit im Kriege zugebracht.“ Der andere: „Ich wünschte, ich wäre noch in Angerburg, ich kanns nicht vergessen, wie herrlich es bei Ihnen war.“ Ein Dritter: Für mich war der Abschied sehr schwer. Nach dreimonatlichem Lager und guter Pflege, wofür ich Ihnen ewig dankbar bin, fühlte ich mich dort wie zu Hause.“ — Ein vierter aus dem Schützengraben fragt: „Ist mein Bett noch frei, Schwester? Ich glaube, es dauert nicht lange, so bin ich wieder da.“ Ein fünfter: „Sie glauben nicht, wie schwer mir der Abschied von dort geworden ist, in Worten kann ich es nicht ausdrücken, aber in meinem Herzen denke ich oft mit Liebe und Dankbarkeit an die unvergeßliche Zeit in Angerburg zurück. Einer schwingt sich sogar zu einem Gedicht auf, darin es heißt:

„Ich kam mit hartem Wundenweh, in deine sanfte Pflege.
Jetzt wandle ich an Gottes Hand die neuen Schlachtenwege.
Ihr Kameraden lebet wohl! Gott laß euch bald gesunden.
Dann schlagen wir mit blankem Schwert dem Feinde frische Wunden.“

So waren die unzähligen Briefe alle: überströmend von Dankbarkeit und Freudigkeit, aufs neue gegen den Feind kämpfen zu dürfen. Der Wunsch, nach seiner Genesung hier zu bleiben, wurde nur einem erfüllt, dem verwundeten Kurt Bechauf. Er war als Freiwilliger in den Krieg gegangen und in einer Schlacht durch 20 Bajonettstiche verwundet worden, am schwersten an der Hand. Alle Knochen schienen zersplittert zu sein, so daß man ihm im Feldlazarett die Hand abnehmen wollte. Er verstand aber so freundlich und unwiderstehlich zu bitten, daß man von der Operation Abstand nahm. In unserem Lazarett heilten alle 20 Stiche, auch die an der Hand, gut aus. Er wurde hier bald aller Liebling durch sein sonniges, allzeit zufriedenes Gemüt und durch seine Dienstfertigkeit und Hilfsbereitschaft gegen jedermann. Kindlicher Frohsinn strahlte aus seinen hellen Augen und sein köstlicher Humor ergötzte

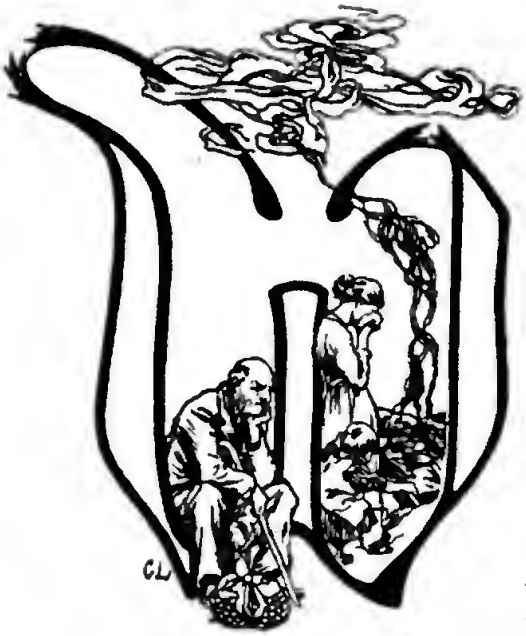
Kranke und Schwestern. Nach seiner Genesung sollte er in die Heimat entlassen werden, aber er bat so herzlich, bleiben zu dürfen, daß er als Krankenwärter angestellt wurde. Als der Chefarzt Dr. Jäger erkrankte, konnte er sich keinen treueren und zuverlässigeren Menschen als Pfleger wählen als Kurt Bechauf. Tag und Nacht wachte dieser am Krankenbett. Ob er sich bei dieser Pflege überanstrengt hat oder von seinen vielen Wunden den Todeskeim in sich hatte, weiß man nicht. Bald nachdem sein Vorgesetzter Dr. Jäger gestorben war, legte er sich voll Gram und Trauer um seinen Herrn zu Bett und starb auch.

Was gibt es doch bei unserem deutschen Militär oft für ein prächtiges Einvernehmen und pietätvolles Verhältnis zwischen den Offizieren und ihren Mannschaften! Als die ersten Verwundeten aus den Grenzgefechten in das Lazarett zu Goldap gebracht waren, war die erste Frage, welche die übel zugerichteten Musketiere, die sich selbst auf ihrem Krankenlager kaum regen konnten, an Arzt und Geistlichen richteten, wie sich ihr sehr schwer verwundeter Hauptmann befinde. Täglich fragten sie nach ihm mehrere Male; die größten Marter wollten sie ertragen, wenn nur der geliebte Hauptmann gesund würde. Als dann der Kompagniechef außer Lebensgefahr war und es mit ihm langsam zur Genesung ging, war großer Jubel unter ihnen.

Urban, der Bursche des Hauptmanns Dr. Kurt Braun, schaut im ersten Morgengrauen seinem Herrn, der zum Sturmangriff gegen den Feind geht, so lange nach, bis er ihn aus den Augen verliert. Er soll im Stall bei den Pferden bleiben, um diese mit Futter zu versorgen. Aber es duldet ihn nicht länger bei seiner Arbeit, es treibt ihn hinaus in den Kugelregen, seinem Herrn nach! Endlich findet er ihn schwer verwundet auf dem Schlachtfeld liegen. O weh, der geliebte Hauptmann hat einen Bauchschuß und einen Hüftschuß bekommen! Tief erschüttert schleppt der Bursche seinen Hauptmann zum Verbandplatz und führt ihn dann 18 Kilometer weit ins nächste Lazarett. Dort weicht er nicht, weder am Tage noch in der Nacht vom Bett seines Herrn. Er pflegt und tröstet ihn, liest aus der Bibel und dem Gesangbuch vor; beide beten miteinander. Sie sprechen

miteinander vom Heiland, von der Vergebung der Sünden, vom ewigen Leben, vom Wiederſehen im Himmel. Kurz vor dem Sterben nimmt der Hauptmann von ſeinem treuen Burſchen Abſchied. Dieſer beugt ſich über den Sterbenden und umſchlingt ihn mit ſeinen Armen, der Verſcheidende küßt ihn und ſpricht: „Auf Wiederſehen im Himmel, lieber Urban!“ — Und dann kniet der Burſche neben der Leiche und benetzt ſie mit ſeinen Tränen.

Deutſches Heldentum erträgt klaglos die ſchmerzvollſten Marter. Ein Gefreiter vom Jägerregiment zu Pferde reitet hinter Goldap unter Anführung eines Leutnants mit einem kleinen Trupp zum Vorſtoß gegen den Feind. Bald ſieht ſich das Häuflein von allen Seiten umzingelt. Der junge Offizier ſprengt, mit dem Säbel in der Hand dahinſtürmend, den feindlichen Ring und ſchlägt ſich mit den meiſten Reitern durch den großen Haufen der Feinde hindurch. Unſerem Gefreiten wird das Pferd erſchoſſen. Er ſtürzt zu Boden und ſtellt ſich tot. Da kommen Koſaken, um zu prüfen, ob er noch am Leben ſei und ſtechen ihn mit Lanzen ins Geſicht, in den Hals und in die Hände. Er erträgt alles, ohne ſich zu rühren. Als es dann dunkelt, erſpäht er ein herrenloſes Pferd, beſteigt es mit Mühe, jagt davon und iſt gerettet.



19. Frischauf nach Hause! — O weh, zu Hause!

er beschreibt die Freude der Flüchtlinge, als es nach der Verjagung der Russen hieß: „nach Hause!?" — Da kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, die sich nahe von Hause versteckt gehalten in Wäldern, Erdhöhlen, Heuschuppen, Gebüschen, Brüchen, auf einsamen Inseln, zwischen Gräbern der Friedhöfe, und hatten wochenlang, durch Hunger und Durst, Frost und Hitze Schweres erduldet. Auch die 20000, die unter dem Schutz der Feste Boyen geblieben und von Oberst Busse in unermüdlichem Eifer barmherziger Liebe mit Lebensmitteln versorgt waren, hatten nach Hause nicht weit und zerstreuten sich bald, ein jegliches in sein Heim. Diejenigen aber, die mit der Bahn in die Ferne geflohen waren und jenseits der Weichsel in Westpreußen oder Berlin Zuflucht gefunden hatten, mußten erst warten, bis die zerstörten Bahnen und Brücken wieder hergestellt waren. Früher gelang es denen, die zu Rad, Roß und Wagen dahingeeilt waren, ihre Heimat wieder zu erreichen. Es ging nicht wieder so langsam, wie auf der Fluchtreise, wo die unendlich langen Flüchtlingszüge nur schrittweise vorwärts gekommen waren. Das hatte damals so ausgesehen, als ob die ostpreußische Heimat in langem Leichenzuge zu Grabe geleitet würde. Jetzt sahen dieselben Fuhren aus wie Hochzeitszüge. Unterwegs war bei den meisten Rückwanderern hoffnungsfreudige Stimmung.

Aber diese Stimmung schlug sofort um, als man nach Hause kam und alles verwüstet fand. Da war viel Weinens und Klagens. Tausende und Tausende der Heimgekehrten standen vor dem Nichts: Haus, Hof, Habe — ein schwarzer

Aschenhaufen. „Wo wohnen? Wer nimmt uns auf?“ — War noch ein Teil des Hauses oder eines Stalles stehen geblieben, dann war die Wohnungsfrage schnell erledigt. Ein Plätzchen im zertrümmerten Hause, das Schutz gegen Wind und Regen hat, genügte der armen Familie. Manche kehrten um und reisten dahin zurück, wo sie während der Russenzeit Aufnahme gefunden hatten, besonders Hand-

RUSSENQUARTIER

werker und Arbeiter, die ihre Mietswohnung zerstört fanden. Unzerstörte Wohnungen fanden sich nur wenige. Fast überall fehlten Fenster und Türen. Und im Innern — o Schrecken — alles ein wüster Haufe. Zerschlagene Schränke, Tische, Spiegel, zerrissene Kleider, Wäsche, russische Kochgeschirre, zerbrochene Blechbüchsen, Lumpen, Papierfetzen, Stroh, Knochen, verfaulte Kartoffeln, Menschenkot, Speisereste — alles ein stinkender Haufe. Russische Andenken! — Die

Kaufläden in den Städten und großen Dörfern, welche zuvor mit großen Warenvorräten ausgestattet gewesen, waren völlig entleert. Alles fort. Kaufmann Radinowski in Angerburg, der zuvor mehrere Tausende von Stiefeln und Schuhen feinster Art auf Lager gehabt hatte, fand nur etwa ein Dutzend Lackstiefelchen vor, leider nur linksfüßige, und sonst nur leere Papierhüllen. Im Pfarrhause zu Buddern hatten die Russen eine Rindschlächterei eingerichtet. Da lagen blutige Ochsenköpfe und Gedärme, die in Fäulnis übergegangen waren und im ganzen Hause einen schrecklichen Gestank verbreiteten. — Rings um das zerstörte Pfarrhaus in Possessern lagen mehrere tote Schweine. —

Am grausigsten war der Anblick der unbeerdigten Menschenleichen, die man hie und da in Häusern oder Ställen oder in Hausgärten fand.

Die Frau des Bäckermeisters Schink in Domnau kommt von ihrer Flucht heim. Sie sieht die Straße bis zum Markt als Trümmerhaufen; alle die freundlichen alten Häuser sind niedergebrannt: noch schwelt die Glut, aus der man eben zwei Frauenleichen hervorzieht. Erschreckt eilt sie weiter. Schon sieht sie ihr Häuschen, darin der geliebte Mann zurückgeblieben ist, um auch beim Einfall der Russen für Freund und Feind weiterzubacken. Er hat ihr so dringend geraten: „Fliehe, liebe Frau mit unseren Kindern! Mir werden die Feinde nichts tun, sondern für mein Gebäck dankbar sein!“ — Ja, das Haus ist wohl erhalten. Wie wird sich der Mann freuen, wenn sie mit den Kindern so schnell von der Flucht zurück ist! Da — sie macht die Haustür auf — liegt ihr Mann in einer Blutlache als Leiche. Die Kosaken haben ihn als Dank dafür, daß er die ganze Zeit für sie Brot gebacken hat, ermordet und die Leiche in den Flur vor die Stubentür geworfen. Vor Entsetzen ist sie starr, bis sie dann einen mark- und beinerschütternden Schrei ausstoßen kann. Da öffnet sich das Fenster des gegenüberliegenden Hauses, des Hospitals, und zwei alte Frauen rufen ihr zu. Sie sind Zeugen gewesen und erzählen der unglücklichen Witwe den schrecklichen Vorgang. Dann weisen sie auf ein Haus in der Nähe, darin auch ein Ermorderter liegt, der Schornsteinfegermeister Frick. Sie

selbst seien mit dem Schrecken davongekommen und nur ihrer letzten Pfennige beraubt, der einen Hospitalitin hätten die Russen 5 Pfennig und der anderen 50 Pfennig aus den Kleidertaschen gerissen. —

Das Pfarrhaus in Benkheim wurde wohl erhalten gefunden, aber voll von Leichengeruch. Dort hatten die Russen einen ihrer gestürzten Fliegeroffiziere hingelegt und ihn dann hilflos und einsam sterben lassen, weil sie schnell fliehen mußten. Es war nämlich ein Fluggeschwader von fünf Flugzeugen aus Rußland nach Benkheim gekommen, um in die Schlacht bei Angerburg einzugreifen und den bedrängten Truppen zu helfen. Der im Pfarrhaus einquartierte Offizier bemerkte sie und gab seiner Mannschaft auf dem Pfarrhof den Befehl, sie abzuschießen, weil er sie für deutsche Flieger hielt. Sie zielten gut und trafen alle fünf Flugzeuge. Alle stürzten zu Boden, eines in die vor dem Pfarrgarten an der Straße vorbeifließende Goldap. Mit großem Freudengeschrei stürzten die Russen auf ihre Beute. O wehe! — es waren Russen. Man hatte die eigenen Leute getötet. Da knieten sie vor den Leichen und beteten unter heißen Tränen. Der Führer des Geschwaders lebte noch. Den trug man ins Pfarrhaus. Bald darauf ertönte der Schreckensruf: „Prussak, Prussak!" durchs Dorf. „Kudi! kudi!" (schnell! schnell!) war jetzt die Losung — und die Mordbande stürzte sich in wilde Flucht. Der abgestürzte Fliegeroffizier starb und blieb lange unbeerdigt — Leichen und Leichengeruch daheim — o wehe, zu Hause!

Viele der Heimgekehrten hatten sich während ihrer Abwesenheit selbst die bittersten Vorwürfe wegen ihrer Flucht gemacht und die Frage erörtert, ob es nicht besser gewesen wäre, zu Hause geblieben zu sein und die Leiden der Russenherrschaft ertragen zu haben. Man hätte seine Habe schützen können; die Leiden der Flucht waren auch bitter genug gewesen. Manchen Eltern waren unterwegs die Kinder gestorben, einige vom Wagen gefallen und übergefahren, Säuglinge aus Nahrungsmangel verschieden. So hatte Pfarrer Lic. Braun sechs Flüchtlingskinder in wenigen Tagen zu Grabe geleitet. Als aber die Heimgekehrten die Zurückgebliebenen aufgesucht und von diesen die schrecklichen Dinge

gehört hatten, die daheim geschehen waren, dankten sie Gott, daß sie geflohen waren. Viele ihrer Bekannten und Verwandten, Nachbarn und Freunde waren nicht mehr am Leben. Ermordet! Andere verschleppt!

Alle Zurückgebliebenen versicherten den Heimgekehrten hoch und teuer: „Sollten die Russen, was Gott verhüten wolle, zum zweiten Male in Ostpreußen einbrechen, dann sind wir die allererstenen, die da fliehen; und wenn wir vor Schwachheit oder Krankheit im Bett lägen, würden wir auf allen Vieren kriechen und lieber am Wege oder auf dem Felde sterben, als noch einmal alle diese Schrecken in der Gewalt solcher Bestien durchmachen." — Manche überlebten diese Schrecken nicht lange. Der 80 Jahre alte ehrwürdige Rektor Obytz in Kutten, den sie ohne Grund an Kopf und Haaren zum Fenster hinausgezogen und als Gefangenen auf die Straße geschleift hatten, bis ihn ein Offizier befreite, ist infolge der furchtbaren Aufregung einige Wochen später gestorben. Kantor Küßner in Possessern, der mir noch beim ersten Trostgottesdienst, den ich den Zurückgebliebenen hielt, geholfen hatte, klagte über eine Herzkrankheit, die er sich in der Russenzeit zugezogen hatte und verschied bei der Entladung eines Blindgängers. Kaufmann Preuß starb auch bald infolge der in der Russenzeit erduldeten Leiden.

Den tiefsten Eindruck auf die Heimkehrenden machten die Erzählungen derjenigen, die von den Russen gemartert waren und ihnen an ihrem Leibe die Verstümmelungen und Narben zeigten. Da war der junge 16jährige Besitzerssohn Willy Thieler aus Wantischken, der am 11. September mit Vater, Mutter und noch elf anderen Leuten aus dem Dorf mit Peitsche und Knuthiebe im Laufschritt in der Richtung von Darkehmen getrieben war, um getötet zu werden. Wie entstellt sah der einst so blühende junge Mensch aus! Der ganze Körper, Gesicht und Hände blau aufgelaufen von den vielen Schlägen, die er erhalten hatte. Auf dem Kopf eine lange tiefe Wunde von einem Säbelhieb. Das Haar an einer Stelle von einer Kugel versengt. Die vielen Striemen am Leibe hatte der brave Sohn für den Vater erlitten, denn so oft der Kosak mit seiner Knute

den Vater schlagen wollte, war er immer so zugesprungen, um die Hiebe, die den Vater treffen sollten, selbst abzufangen. Die mitlaufende Mutter war ohnmächtig hingefallen und von den Kosaken liegen gelassen. Den Vater hatten die Kosaken zuletzt für die Auslieferung von zwei Geldbörsen frei gelassen. Nur ihn mit den anderen 11 jungen Menschen trieben sie fort, bis in die Nähe von Christiankehmen, wo kurz vorher 13 Männer in Stücke zerhackt waren.

Da hieben nun auch plötzlich die Kosaken auf die 12 Wantischker mit Säbeln, Lanzen und Gewehrkolben ein. Willy Thieler bekommt einen Säbelhieb, schreit auf und fleht den Kosakenoffizier um Erschießen an. Dieser befiehlt: „Laufe, ich werde Dich erschießen!" Dieser läuft und stolpert über einen Stein. Die Kugel geht über seinen Kopf weg. Willy erhebt sich, nimmt den Stein und schleudert ihn nach dem Offizier. Das vom Stein getroffene Pferd sprengt seitwärts in die Drahtverhaue und stürzt. Willy benützt den Augenblick und verkriecht sich in einer Chausseedrumme. Später schleppt er sich auf den Ströpker Kirchhof und versteckt sich zwischen den Gräbern, dann in einem deutschen Schützengraben, wo er blutüberströmt, wie tot liegen bleibt, bis ihn ein deutscher Soldat findet und aufrüttelt.

Andere erzählten den Heimgekehrten von ähnlichen Qualen. In Olschienen bei Jerutten Kr. Ortelsburg waren die beiden Landwirte Somplatzki und Gozdek mit sechs anderen auf eine Wiese geführt, um von den Kosaken zerstochen zu werden. Die Russen stoßen ihren unschuldigen Opfern mit den Bajonetten in den Rücken. Somplatzki schreit auf, stürzt nieder und stellt sich tot. Noch einmal stoßen die Russen auf ihre acht Opfer. Somplatzki streckt seine Glieder wie ein Sterbender. Als die Russen fort sind, hebt er seinen Kopf und fragt: „Lebt einer noch von Euch?" — Alle schweigen, nur Gozdek meldet sich. Da haben sich dann beide mit ihren blutenden Wunden heimgeschleppt und sind dann genesen.

Überall hörten die Heimgekehrten mit tiefer Erschütterung dergleichen Geschichten und erkannten nunmehr ihre Flucht als eine Gottesgnade. —

O wehe, zu Hause! Da gabs zuerst für die Heimgekehrten nichts zu essen. Wohl den Flüchtlingen, die sich bei ihrer Heimkehr unterwegs wenigstens mit Brot versorgt hatten. In dem zerstörten Heim gabs keinen Bissen. Zum Schlachten war auch nichts da. Kein Hühnchen, keine Gans, keine Ente von der großen Schar, die vormals den Hof belebt hatte. Aber im Garten sind Bienstöcke, die schon in ältesten Zeiten dem starken Simson und dem strengen Täufer Johannes süße Speise geliefert haben. Ach, sie sind tot, alle tot, und der Honig fort! Das war ja ein Lieblingsraub der Russen. Bevor es an die Plünderung des Hauses ging, wurden die Bienen getötet und der Honig geraubt. So kam es, daß überall in Ostpreußen, wo Russen gewesen, im Herbst 1914 keine Bienen waren. Das einzige, wovon die heimgekehrten Flüchtlinge in den ersten Wochen lebten, waren Kartoffeln, die im Herbst 1914 so reichliche Erträge lieferten, daß auch nach dem Russeneinfall eine Fülle übrig blieb.

Großes Glück wars, wenn hie und da ein Hühnchen oder gar Schweinchen, das sich durch die Flucht ins Gebüsch oder den nahen Wald den gierigen Augen der Kosaken entzogen hatte, aus seinem Schlupfwinkel hervorkam. Meine Frau hatte bei ihrer Flucht 20 Hühner und 15 Kücken im Garten zurückgelassen. Als sie heimkehrte, waren die Hühner fort. Die Russen hatten sie aufgezehrt. Fünf Tage später sind alle Kücken wieder vor dem Hühnerstall da. Sie hatten sich unter niedrigem Gesträuch versteckt und sich nicht wie die Hennen von den Russen greifen lassen. Sie waren freilich recht verhungert und abgemagert. Unsere Freude war groß.

Ein Segen für die armen Leute war die Feldbäckerei. Sie wurde bald nach der Schlacht an den Masurischen Seen von Rössel nach Angerburg verlegt und hier auf freiem Felde neben der Angerappbrücke eingerichtet. Da wurden täglich mehrere Tausend Brote nicht nur für das Militär und die gefangenen Russen gebacken, sondern auch an arme Leute das Pfund für 15 Pfennig verkauft. Für unsere Verwundeten im Reservelazarett und die pflegenden Schwestern gab es unentgeltlich Brote. Leider war hier

die große Feldbäckerei nur etwa 10 Tage und wurde dann an die Grenze in die Nähe unserer Truppen verlegt. Ich kam hinzu, als gerade einige Wagen mit Broten für die Gefangenen beladen wurden. Da standen arme Frauen dabei und fingen an zu schelten: „Wir müssen hungern, und unsere Peiniger bekommen Brot!“ Da reichte der gutmütige deutsche Soldat, der die Brote auf den Wagen zu werfen hatte, jeder klagenden Frau ein Brot in den Arm. Die gingen froh und dankbar heim und von meinen Lippen kam unwillkürlich ein Bravo! —

In Gumbinnen hatten die Russen alles Brot im Militärmagazin kurz vor ihrer Flucht mit Petroleum begossen, um es für die Deutschen ungenießbar zu machen. Als dann dieselbe Horde an der Grenze abgefangen wurde, bekamen sie dies von ihnen mit Petroleum getränkte Brot selbst zu essen. Im Gut Stawken bei Angerburg hatten die Russen, im Begriff zu fliehen, noch schnell die großen Vorräte getrockneten Obstes, wie Säcke voll Pflaumen, Rosinen und dergleichen mehr mit ihrem Urin benetzt, so daß diese kostbaren Nahrungsmittel in die Düngergrube geworfen werden mußten. Die Tartaren, jenes wilde asiatische Heidenvolk, das 1656 und 1657 nach der Schlacht bei Prostken über die ostpreußische Grenze flutete und dieselben Freveltaten mit Sengen, Plündern, Morden und Verschleppung der Einwohner wie jetzt die Russen verübten, verstanden als Naturvolk noch zweierlei nicht: einmal nicht die grausige Schändung der Frauen, und dann nicht die schandbare Beschmutzung der Lebensmittel. Das ist erst das Produkt und Ergebnis der modernen russischen Kultur, die einem stinkenden Sumpf gleicht.

Die russische Bande hatte den heimkehrenden Flüchtlingen nichts Eßbares hinterlassen. Da kam nun die brüderliche Liebe und zeigte sich in ihrer ganzen Kraft und Schönheit. Nachbarn halfen einander mit ihren Vorräten aus. Wer ein Stückchen Brot oder Fleisch hatte, teilte es mit anderen. Der Krieg mit seinen Schrecken hatte wahrhaftig unser Volk zusammengeschweißt zu einem Volk von Brüdern. Sie waren wie zu Zeiten der Apostel alle ein Herz und eine Seele.

Die große Trübsal hatte noch einen andern Segen im Gefolge. Es ging nämlich das Wort des Propheten in Erfüllung: Herr, wenn Trübsal da ist, so sucht man dich. Noch nie hatte ich in unserem Volk ein solches Gottsuchen, ein so tiefes Verlangen nach Gottes Wort bemerkt wie jetzt. Sogleich nach der Schlacht besuchte ich die Gemeinden meines Kreises, um die Zurückgebliebenen zu trösten. Die Häuflein waren noch klein, die meisten Flüchtlinge noch nicht da. Aber es fehlte von dem Heimgebliebenen auch nicht einer; selbst strömender Regen hielt sie nicht ab. Am traurigsten waren die Leute da, wo das Gotteshaus zerstört war. Leider war die Zahl der in Trümmer liegenden Kirchen beträchtlich: nämlich 26. Da wurde unter freiem Himmel gebetet und das Erbarmen des Höchsten gepriesen, der uns aus der Gewalt der Feinde so wunderbar gerettet hatte.

20. Die Austreibung der Russengeister. Von Tabak und anderen Liebesgaben.

Daß die Leute, die von der Flucht nach Hause gekommen waren, zunächst in Wehmut und Trübsinn versanken und viele ihre Hände müßig in den Schoß legten, war ihnen nicht zu verdenken. Das war aber nur eine kurze Zeit, wenige Tage. Dann ging es um so eifriger an die Arbeit. War erst die Wohnungsfrage erledigt, hatte der Gutsherr, dessen Wohnhaus in Trümmer lag, sich ein oder zwei Stübchen in einem Insthause zur Wohnstätte ersehen, oder der Bauer und der Arbeiter ein passendes Winkelchen zu neuem Heim gefunden, oder waren vier bis fünf Familien, die sonst jede ihr besonderes Häuschen gehabt, in eins, das am wohnlichsten schien, zusammengezogen: dann hub die schwerste Arbeit an. Zunächst galt es, die Häuser säubern und reinigen.

Überall stank es nach Russen und wimmelte von Läusen. Alle Wände, Türen, Fenster, Böden, Kammern, Keller starrten von Schmutz, von Unrat, von Ungeziefer. Da haben die lieben Frauen mit Besen, Scheuertuch, Wasser und Seife wahre Heldentaten vollbracht und schweißtriefend so tapfer gegen die unsauberen Russengeister gekämpft, bis sie heraus waren. Die Männer dagegen zimmerten, hämmerten, klopften, nagelten, sägten, mauerten, glaserten, bastelten an den zerbrochenen Fenstern und Türen, am Giebel und auf dem Dach, am Stall und der Scheune.

Dann hatten die Landleute schleunigst die Wintersaat einzustreuen und die Kartoffeln zu ernten. Es war sehr schwierig, weil es an Arbeitskräften fehlte. Sehr hinderlich war auch der viele Regen, der in der zweiten Hälfte des Septembers 14 Tage lang herabströmte. Und dennoch — es war geradezu erstaunlich — wurden die Landleute, ehe der Frost eintrat, mit ihren Arbeiten fertig.

In der Stadt fanden die zurückgekehrten Kaufleute ihre Läden bis auf das letzte Körnlein Salz und Zucker ausverkauft. Was sie selbst an Waren in mehreren Jahren nicht los geworden, — mit einmal war es fort. Ja, die Russen hatten das Geschäft gründlich verstanden und Einheimische hatten dabei geholfen. Manche Armen, die sonst immer redlich und ehrlich gewesen, hatten in ihrer bittersten Not den von den Russen geplünderten Läden Besuche gemacht, vielleicht anfangs nur aus Neugierde, zu sehen, wie es darinnen aussähe. Die Versuchung war groß. Es lag in wilder Unordnung so vieles noch da, was die Russen noch nicht genommen hatten und der Arme so nötig braucht: Lebensmittel und Kleidungsstoffe. Heute ist es noch da, morgen nicht mehr, dann haben es schon die Russen oder andere sich geholt.

So steht die arme Frau Ehrlich früh morgens in dem Laden, dessen Fenster und Türen von Russen zertrümmert sind. Noch schlägt ihr das Gewissen und erinnert sie an das Sprüchlein: „Wo ich bin und was ich tu, sieht mein Gott im Himmel zu" und das andere: „Ehrlich währt am längsten".

Alsbald aber regt sich in der Brust eine andere Stimme, die Stimme des bösen Russengeistes, und spricht: „Gott hat die Deutschen verlassen. Nun hat alles aufgehört: Gesetz, Obrigkeit, Polizei, Gericht — alles ist eingestürzt. Alles wird jetzt russisch und tut nach russischer Art." —

„Sind Sie auch hier, um Einkäufe zu machen, Frau Ehrlichin?" läßt sich plötzlich eine Stimme hören. Es ist die Nachbarin, Frau Leichtfuß, und neben ihr steht Frau Klau, die zweite Nachbarin. —

„Einkaufen kann man hier nicht", sagte Frau Ehrlich, „der Kaufmann Grundmann ist geflohen, ich wollte nur sehen, ob —"

„Ja, Sie wollten sehen, ob man hier „klauen" kann. Zum Klauen sind auch wir gekommen. Klauen tut jeder, wie er kann. Der Reiche klaut viel, der Arme klaut wenig, der Ruß klaut alles. Und wir sind alle Russen geworden."

Nun gings los. Die beiden Nachbarinnen raffen alles zusammen, was da liegt. Im Nu finden sich auch noch 15 bis 20 andere arme Frauen mit ihren Kindern ein, die haben sogar Körbe und Wägelchen mitgebracht. Taschen, Rockschöße, Hände, Arme, Körbe, Wägelchen werden vollgefüllt. Der russische Rabuschergeist hat sie alle besessen, die russischen Lehrmeister im Klauen haben sehr gelehrige Schüler gefunden.

Und Frau Ehrlichin? — Ach, die Ärmste hat lange genug gekämpft, den guten Kampf gekämpft, und zuletzt ist sie unterlegen. Auch sie hat von den übrig gebliebenen Resten etwas mitgenommen, ihren Hunger zu stillen. Es hat ihr freilich nicht geschmeckt; ihr Gewissen hat ihr viele schlaflose Nächte bereitet.

Nach der Vertreibung der Russen kam die Obrigkeit wieder heim und sah mit Erstaunen, daß die Frauen aus dem Armenhause in seidenen Kleidern und blanken Lackstiefeln einherstolzierten. Einige arme Mädchen gingen sogar mit goldenen Uhren und kostbaren Ketten spazieren.

„Woher habt Ihr das?" wurde geforscht. — „Das schenkten uns die Russen." —

„Unsinn! Das habt Ihr gestohlen!"

„Nein, die Russen haben zuerst alles geplündert.

Ein russischer Oberst und sein Adjutant haben aus dem Göbelschen Laden ganze Kisten mit goldenen Uhren und Ketten geholt, ebenso aus dem Cohnschen Laden die Kleiderstoffe, von Grundmann die Eß- und Kolonialwaren. Für uns blieb nur das „Ausschrapsel" übrig." —

„Was die Russen tun, geht Euch nichts an. Ihr sollt nicht stehlen, Ihr sollt ehrliche Deutsche sein!" —

„Ja, Herr Wachtmeister, das ist wahr, aber die Frau Ehrlichin, die —"

„Was ist es mit der Frau Ehrlichin? Das ist eine sehr anständige, redliche Frau."

„Die Frau Ehrlichin, die immer zur Kirche geht, das war die ärgste, die hat uns verführt. Wir wollten nicht klauen, aber die war die erste bei Grundmanns und hat uns hineingelockt. Die Scheinheilige! Da sieht man so recht die Bosheit." —

Der Polizist geht zu Frau Ehrlich. Die zittert an allen Gliedern und bekennt unter Tränen: „Ja, Herr Wachtmeister, ich bin eine grundschlechte Frau. Hier ist alles, was ich nahm: das Glas Marmelade, die Zuckerstücke, dieser Kaffee! Ich habe davon wenig verbraucht. Es bleibt mir im Halse stecken und schnürt mir die Kehle zu. Ich bin davon ganz elend und krank geworden. Ich kann nicht mehr beten. Gott wird mich strafen!" —

Nun ist die Reihe an den mitleidigen Polizeimann gekommen, zu beruhigen, zu trösten: „Behalten Sie es, Frau Ehrlich, ich schenke es Ihnen, wills selbst dem Kaufmann, sobald er wiederkommt, bezahlen." —

Demnächst erließ die Polizei eine Aufforderung an die Bewohnerschaft, daß alle Gegenstände, die von den Russen den Einwohnern geschenkt oder sonst aus verlassenen Läden abhanden gekommen wären, im Magistratsbureau innerhalb acht Tagen abzuliefern sind. Große Berge von Waren wurden zurückgebracht. Vieles auch nicht. Da ging nun die Angeberei los. Einer beschuldigte den anderen. Dann kamen leider die Prozesse. Das Kriegsgericht fegte mit eisernem Besen, um die russischen Geister aus deutschen Hütten auszufegen. Die Hausfrauen waren schon längst mit den russischen Schmutzgeistern fertig geworden, in den Häusern war schon alles blitzeblank — die Kriegsgerichte fegten und fegten am Schmutz der russischen Diebsgeister noch monatelang. An jedem Terminstage saßen Hunderte von Frauen und halbwüchsigen Buben aus allen Kreisen Ostpreußens auf der Anklagebank. Sie gestanden fast alle. Gnadengesuche habe ich aufs kräftigste befürwortet. Die Verurteilten taten mir als Seelsorger schmerzlich leid. Hier trifft der bekannte Vers von Goethe — nur mit kleiner Änderung, zu:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie die kummervollen Nächte
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr Russenmächte.
Ihr schlagt die Läden alle ein
und laßt den Armen schuldig werden.
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die heimgekehrten Kaufleute hatten aber auch ihre besondere Pein. Was nun? — Der hiesige Kaufmann Christeleit hat vor dem Krieg ein gutes großes Geschäft mit Glas-, Porzellan- und Galanteriewaren gehabt. Er kommt zurück und erkennt seinen Laden nicht wieder. Alle Schaufenster zertrümmert, im Laden alles kurz und klein geschlagen — lauter Scherben und Splitter. Nach einigen Tagen gehe ich an seinem Laden vorüber. Da tritt aus demselben ein mir ganz unbekannter Herr und grüßt mich. Ich sehe ihn befremdlich an, worauf er mich fragt: „Herr Superintendent, kennen Sie mich denn nicht? Ich bin ja der Christeleit!" — „Herr Christeleit, kein Mensch kann Sie erkennen. Wo haben Sie Ihr Haar, Ihr dichtes, schönes, vollwüchsiges Haar gelassen? Sie haben ja plötzlich einen ganz kahlen Schädel?" — „Alles Haar habe ich vor Schrecken plötzlich verloren, als ich heimkehrte und meinen Laden wiedersah." — Wie ein Mann in seinen besten Jahren plötzlich den vollen dichten Haarwuchs verliert, das war ein Fall, der mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen ist. Arzt und ich rieten ihm, die „künstliche Höhensonne" in unseren Anstalten zu benutzen, die bei allen Hautkrankheiten und vielen anderen Leiden wunderbare Heilungen bewirkt. Er tats. Vergeblich. Die Haare sind ihm bis heute nicht wiedergekommen, nur auf seine Nerven hats heilsam gewirkt. Die Schandtaten der Russen sind haarsträubend gewesen, in diesem Falle sogar haarausreißend!

Die meisten Kaufleute mußten jetzt umlernen. An die früheren besonderen Geschäfte für bestimmte Waren war zunächst nicht zu denken. Alle Zurückgebliebenen, alle Heimkehrenden, alle die unaufhörlich durchziehenden Truppen brauchten und kauften nur die dringendsten Lebensbedürfnisse: Brot, Wurst, Wein, Bier, Zigarren, Kaffee, Zucker,

Schokolade, Bonbon, Obst — erst später, als es kühl wurde, auch noch wärmende Bekleidungsstoffe. Diesen Bedürfnissen entsprechend besorgten sich die Kaufleute nur solche Waren. Die Papier-, Buch-, Eisen-, Schuh-, Weißwaren-, Glas-, Porzellan-, Kleider-Geschäfte, alle hatten jetzt Eßwaren zu verkaufen.

Es war die Herbeischaffung dieser Waren anfangs mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Mehrere Wochen nach der Vertreibung der Russen mußten vergehen, bis endlich der Bahnbetrieb wieder eröffnet und Notbrücken über die Angerapp und Alle erbaut waren. Darauf wartete der hiesige Kaufmann Schrempf nicht. Schnell hatte er die Lage erfaßt. Er holte sofort nach der Schlacht auf einem großen Leiterwagen mit Pferden aus Rastenburg täglich einige Tonnen Bier, dazu Wein und Zigarren; zugleich brachte er die neuesten Kriegsdepeschen mit, da es Zeitungen und Telegraphennachrichten noch nicht gab. Kaum hatte er seine Waren in den Laden gebracht, so waren sie auch schon verkauft.

Oft sah man auf den Straßen Soldaten durchziehender Truppen, die aus einem Laden in den andern liefen, um Zigarren, Schokolade, Bier oder Wein zu kaufen, in den meisten Fällen vergeblich. Betrübt zogen sie weiter. Wenn selbst in einer Kreis- oder Garnisonsstadt so etwas nicht zu finden war, was konnten sie in zerstörten Dörfern erwarten? Am schmerzlichsten vermißten sie den Tabak, die Zigarren. Man mag vom Rauchen denken, wie man will, mag es für eine schädliche Angewohnheit, ja für ein sündliches Laster halten — es läßt sich nicht leugnen, daß kein Genußmittel, nicht einmal der köstlichste Wein, von dem der Psalmensänger (104, 15) rühmt, daß er „des Menschen Herz erfreut", in eine so wohlgemute, fröhliche Stimmung versetzt als der Tabak. Mit Recht fragte daher einst der alte Pfarrer Schrage in Angerburg einen strengen Gemeinschaftsmann, der ihm Vorhaltungen wegen dieses „höllischen Lasters" machte: „Freund, wer hat alle Pflanzen erschaffen?" — „Der liebe Gott." — „Auch den Tabak?" — „Jawohl auch den Tabak." — „Zum Essen oder zum Rauchen?" — „Zum Rauchen." — „Nun denn, so schämt

Euch, mich deshalb zu verdammen, weil ich Gottes Gabe gebrauche!" — —

Man teile den Verwundeten in einem Lazarett oder den Soldaten im Felde Zigarren aus — und sofort erheitern sich alle Gesichter. Unvergeßlich ist mir jener Augenblick, als eine Reiterabteilung von 60 Dragonern, die es sehr eilig zu haben schien, auf der Straße still hielt, während einer vom Pferde heruntergesprungen war und stürmisch von Haus zu Haus, von Laden zu Laden nach Zigarren lief. Als ich dann von Schrempf, der eben aus Rastenburg mit einer Warenfuhre gekommen, 2 Kisten holte und den Reitern spendete, erhuben sie ein Freudengeschrei und ritten beglückt weiter mit einem kräftigen Dankeschön.

Der Tabak hat in diesem Kriege einigemal sogar Menschen und Vieh vom Tode errettet. Der Gutsbesitzer Gastell in Olschöwen hatte seine besten Kutschpferde den Russen nicht gutwillig überlassen wollen. Da steckten sie seine Wirtschaftsgebäude an, nahmen die Pferde als Beute weg und führten ihn als Spion fort. Ein Russe mit geladenem Gewehr hatte ihn ins Hauptquartier zu transportieren und die Anklage wegen Spionage dem Kommandierenden zu übergeben. Unterwegs dachte Gastell weder an seine kostbaren Rosse noch an seinen flammenden Gutshof, sondern nur an die Rettung seines Lebens. In seiner Tasche trug er zwei verschiedene Sachen, eine, die ihm den Tod bringen, und eine, die ihm das Leben retten konnte, nämlich einen Krimmstecher und eine gefüllte Zigarrentasche. Wurde der Krimmstecher bei ihm gefunden, so war der Beweis seiner Spionage erbracht und die Todesstrafe sicher. Sie kamen in den Launingker Wald. Scharfen Auges beobachtete ihn der Russe. Beim Springen über einen Graben ließ Gastell den Krimmstecher fallen. Der Russe bemerkte es nicht. Dann fragte er seinen Häscher: „Rauchen Sie? — Ich habe hier feine Zigarren." Der Russe antwortet: „Tak!" (Ja). Gastell übergibt ihm die gefüllte Zigarrentasche und ein Schächtelchen Zündhölzer. Der Russe schaut ihn glückselig an, macht eine Bewegung mit der Hand und sagt: „Pascholl!" — Da war dem Gefangenen zu Mut, als sei er noch ein Jüngling von 16 Jahren,

er lief, was er konnte, in den Wald hinein und auf Umwegen nach Hause, während der Russe sich rauchend niedersetzte, um sein großes Glück zu genießen.

In Klein Jerutten wollen die Russen dem Pfarrer Pilchowski seine beste Kuh zum Schlachten fortnehmen. Da kommt ein Offizier hinzu, der abends vorher des Pfarrers Gast gewesen und eine gute Zigarre geraucht hat. Sofort gibt er den Befehl, von der fetten Kuh des Geistlichen abzulassen, dagegen die magere Kuh des jüdischen Gastwirtes zu schlachten.

Noch leidenschaftlicher als Raucher auf Rauchtabak sind die sogenannten „Primer" auf ihren Kautabak verpicht, ein schwarzes, klebriges Zeug wie Pech. Das hatte ich früher nicht gewußt, und war daher dem Kaufmann Schrempf sehr dankbar, als er mir erzählte, daß von den Soldaten, die zur Front marschieren, besonders von den Hamburgern und Bremern, eine große Nachfrage nach Kautabak sei; solche, die sich daran gewöhnt hätten, würden ohne diesen Genuß ganz krank und elend. Ich hatte nämlich vor, selbst mehrere Wagen mit Liebesgaben an die Front zu bringen, da sollte unter allen schönen Sachen auch der Kautabak, der schwarze Matrosenfreund, nicht vergessen werden.

Den Helden von Tannenberg und den Masurenseen wollten die lieben Frauen von Angerburg an Tapferkeit nicht nachstehen. Der Verein der Frauenhilfe unter Leitung der Frau Superintendent Braun fertigte in unermüdlichem Eifer und ausharrendem Fleiß für die Soldaten im Felde warme Hemden, Handschuhe, Strümpfe, Unterkleider und sonstige für den Winter nötige Sachen, kaufte auch noch alles, was sich von wärmenden Sachen in den Läden der Stadt vorfand, hinzu, so daß davon bald große Berge bereit lagen. Dazu spendete die Frauenhilfe noch 16 Viertel echtes Bier, mehrere Kisten Wein, einige Tausend Zigarren, eine Menge Kautabak, Würste und Pelze.

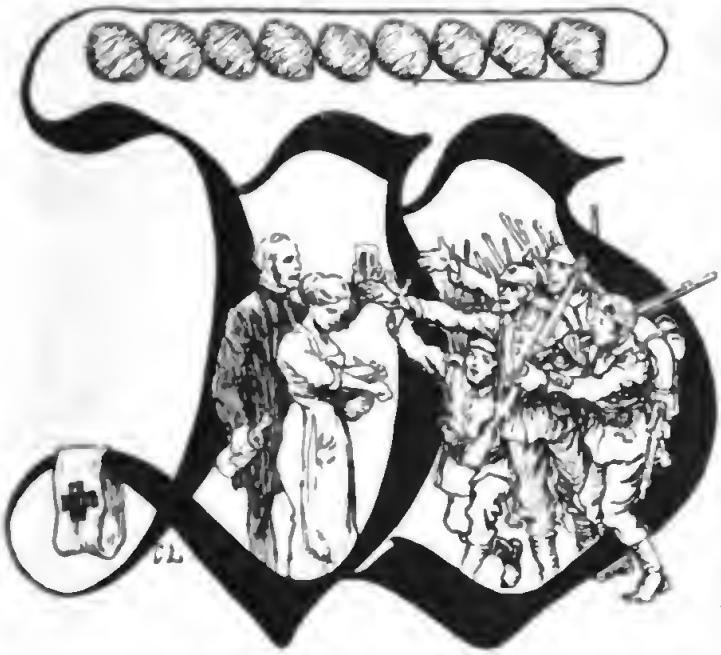
Zwei Fahrten an die Front unternahmen mein Sohn, der Anstaltsgeistliche Lic. Braun, und ich in einem Lastauto, das die Etappeninspektion Rastenburg uns bereitwillig stellte. Die erste ging an die Front bei Eydtkuhnen,

wo ein anderer Sohn, der Reservehauptmann Dr. Braun, im Schützengraben bei Wilkowischky in heißem Kampf gegen die Russen mit seiner Kompagnie lag. Vorne saßen zwei Soldaten, der Wagenlenker und ein Beschützer mit geladenem Gewehr. In dem dunklen, mit Gaben vollgepfropften großen Kasten saßen wir auf Bierfässern. Zuletzt wollte auch noch ein 75jähriges unternehmungslustiges Fräulein aus Berlin in den dunklen Kasten hinein, um persönlich etliche warme Socken und Pulswärmer unter die Kämpfenden auszuteilen. Sie hatte es sich so reizend und romantisch gedacht, unter Kanonendonner und Schrapnellfeuer als Vertreterin der Reichshauptstadt die Kämpfenden zu begrüßen und ihnen aus ihrer Handtasche die Gaben freundlich darzureichen. Ich stellte ihr alle Gefahren vor: „Gnädiges Fräulein werden die sausende Fahrt durch die Granatlöcher nicht aushalten, durch das furchtbare Rütteln des Autos werden Ihre Knochen zermalmt und Ihr Körper wird Marmelade; Kosaken könnten Sie erschießen oder in die Gefangenschaft schleppen." Es half nichts. Sie wollte durchaus mit. Als ich ihr dann offen erklärte, daß ich sie nicht mitnehme, weil für sie kein Platz sei, packte sie erzürnt ihren Koffer und reiste nach Berlin zurück.

Wir aber fuhren in rasender Hast nach der Grenze über Darkehnen, Gumbinnen, Stallupönen nach Eydtkuhnen. In 6 Stunden hatten wir die 140 Kilometer zurückgelegt. Es war der Fluchtweg der russischen Armee, zu beiden Seiten besäumt mit den fortgeworfenen Mänteln, Mützen, Stiefeln und sonstigen Lumpen der Fliehenden, und mit — Grabhügeln. Eydtkuhnen lag da als Schutthaufen. Der Kanonendonner der tosenden Schlacht war entsetzlich. In der Nähe schwebte hoch in den Wolken bei grimmiger Kälte ein Fesselballon, der unaufhörlich von den Russen beschossen wurde. Unsere Truppen lagen jenseits der Grenze bei Wirballen und Wilkowischki. Wir kamen gerade in die wütendsten Kämpfe hinein. Der Weg, den wir von Eydtkuhnen zu den Schützengräben zu fahren hatten, wurde von der russischen Artillerie beschossen. Kein Fuhrwerk, noch weniger ein Auto konnte da durchkommen. Da macht uns der Intendanturrat Mundt den Vorschlag, er werde, sobald

die Schlacht aufhöre, unsere Liebesgaben hinfahren lassen, am besten des Nachts; wir sollten unser Leben nicht unnötig der Gefahr aussetzen. So geschah es. Wir kehrten nach Abladung der Liebesgaben heim und brachten dann ein zweites Auto mit Liebesgaben am 30. Oktober nach Marggrabowa.

Auch dort sollte unser jüngster Sohn, der als Oberleutnant im Felde stand, die Liebesgaben in Empfang nehmen und sein Bataillon damit erfreuen. Auch bei Marggrabowa tobten heftige Kämpfe. Mein Sohn war nicht mehr da, denn sein Regiment war tagszuvor in die Gegend von Soldau abgerückt. Wir lieferten unsere Gaben dem Divisionskommando ab, mit der Bitte, sie den Kämpfenden zu verabreichen. Leider hörten wir dort die rätselhafte Nachricht, daß bald die ganze Division fortzurücken im Begriffe sei. Warum? Was ging da vor? Sollte die Grenzlinie wieder preisgegeben werden? — — Zwei Tage später wurde Marggrabowa geräumt und den Russen preisgegeben. Jetzt waren sie wieder da — die russischen Rachegeister!



21. Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt.

(Ps. 91, 1.)

Während sonst ganz Ostpreußen durch die Masurenschlacht vom Feinde gesäubert war, blieb ein an der Grenze liegender Zipfel im Kirchspiele Wietzlitzken bei Marggrabowa dauernd Kriegsschauplatz.

Der tapfere Pfarrer Kelch hatte mit Frau und Töchtern die Schrecken der Russenherrschaft seit dem 18. August in allen Gestalten durchlebt. Kosaken hatten den Geistlichen oft in seinem Hause mit dem Tode bedroht, ihm seine Uhr und das Geld geraubt. Er hatte die Frauen und Mädchen, die aus dem Kirchort ins Pfarrhaus flüchteten, vor Vergewaltigung geschützt. Um die Horden freundlich zu stimmen, hatte die Frau Pfarrer Vorsorge getroffen, daß immer 10 Brote und viel Butter vorrätig waren; nur der oft dringend gefordete Wudki wurde nicht gereicht: „Hier ist Jesu Haus, da ist kein Wudki" wurde den Russen gesagt. Doch waren sie auch mit Saftwasser zufrieden, wenn es nur sehr süß schmeckte und die Frau Pfarrer ihnen ein Glas vorgetrunken hatte, zum Zeichen, daß kein Gift darin sei. Der Geistliche hatte das eigene Dienstmädchen, das zwei trunkene Russen zur Vergewaltigung fortschleiften, mit eigener Lebensgefahr gerettet. Nur das Mark und Bein erschütternde Geschrei seiner Frau und Tochter hatten es bewirkt, daß das auf ihn angelegte Gewehr gesenkt wurde. Er hatte die Erschießung junger Menschen aus seiner Gemeinde von 16 und 17 Jahren erlebt. Dann war durch

Hindenburgs Sieg die Erlösung für ganz Ostpreußen gekommen, nur nicht für ihn und sein Kirchspiel.

Das an der Grenze gelegene Drittel des Wielitzker Kirchspiels blieb in russischer Gewalt, das nach Marggrabowa zu gelegene Drittel mit dem Kirchort war in deutscher Hand, um das mittlere Drittel wurde weitergekämpft.

Als in den Waldungen von Raczki jenseits der Grenze drei Tage und drei Nächte gekämpft wurde, übernachtete am 1. Oktober eine deutsche Proviantkolonne mit etwa 100 Wagen auf dem Kirchenplatz zu Wielitzken, um den Kämpfenden Lebensmittel heranzubringen, auf die mit heißem Verlangen gewartet wurde. Der Kolonnenführer, ein Hauptmann, der im Pfarrhause Quartier gefunden hatte, freute sich schon, am nächsten Morgen die hungernden Helden im düsteren Walde mit Speise und Trank erquicken zu können. Da — um 4 Uhr in der Nacht — rattert ein Auto heran und hält vor dem Pfarrhause. Der Hauptmann wird aus dem Schlaf geweckt. Das Oberkommando schickt ihm den Befehl, mit seiner Kolonne sofort umzukehren und den Proviant über Mierunsken nach Suwalki zu bringen, weil die Chaussee von Czymochen nach Raczki von Russen besetzt sei. Ein Durchkommen für die Kolonne unmöglich. Das Auto selbst war durch Schüsse verletzt. Ach, die Ärmsten im Walde von Raczki müssen noch länger hungern! Die Kolonne kehrt um und fährt nach Marggrabowa zurück.

Und dann um 11 Uhr vormittag kommen die kämpfenden Truppen, die sich aus den Wäldern zurückgezogen haben, durch Wielitzken, um nach Suwalki gegen den Feind zu marschieren. Durch Hunger sind sie ganz erschöpft. „Haben Sie nichts zu essen? Wir sind hungrig.“ So klagen sie dem Geistlichen. Dieser hat am Tage vorher glücklicherweise daran gedacht, daß es gut wäre, Vorräte zur Erfrischung durchziehender Soldaten zu beschaffen und ein Fäßchen Rum und sechs Kisten Zigarren gekauft. Kleine Gläser für so viele sind nicht vorhanden. Da strecken die Soldaten ihre Trinkbecher ihm entgegen und der Geistliche gießt jedem einen kräftigen Schluck ein. O welche Freude und Labung für die Ermatteten! Dann werden Butterbrot, Wurst und große Scheiben Schinken ausgeteilt, Zigarren noch dazu.

Immer neue Scharen kommen heran. Ach, die Vorräte gehen zur Neige. Was nun? — Da fällt der Frau Pfarrer ein: „Es sind noch zwei Körbe mit rohen Eiern vorhanden. Darf ich diese anbieten?“ — „Bitte, bitte!“ Im Nu sind auch diese verteilt. — „Ist nichts mehr da?“ fragen noch viele Hungrige. „Marsch, marsch! Wir müssen fort!“ kommandiert der Offizier. Die Frau Pfarrer aber spricht: „Ich habe nichts mehr. Aber wenn Sie nur noch eine Viertelstunde warten möchten! Es sind neun Brote im Ofen und fast gar gebacken. Da sagt der Offizier: „Frau Pfarrer, geben Sie die Brote aus dem Ofen, so heiß wie sie sind, und zwar ungeschnitten, jedem Zug ein Brot. Die Leute sind zu hungrig und können es während des Marschierens essen.“

So geschah es. Unwillkürlich erinnert diese Speisung der hungrigen Soldaten vor dem Pfarrhause in Wielitzken an die biblische Geschichte aus uralten Zeiten von den 300 Helden Gideons. Diese hatten keine Zeit und ließen sich keine Zeit, um auf dem Marsch gegen den Feind sich am Wasserquell zum Trinken niederzulassen, sie schöpften nur beim Vorbeigehen mit der Hand und leckten das Wasser aus der Hand. Dann stürmten sie gegen die Midianiter mit dem Feldgeschrei: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“ So machten es ähnlich in Wielitzken die deutschen Helden. Sie trinken die Eier roh und essen heißes, kaum ausgebackenes Brot auf dem Marsch. Denn es geht gegen den Feind. „Hie Schwert des Herrn und Hindenburg!“

Den Pfarrleuten wird das Herz schwer, als immer neue Truppen vorüberziehen, den verlangenden Blick nach dem Pfarrhause gerichtet. Für sie ist absolut nichts mehr geblieben. Sie halten auch nicht an. Sie marschieren vorwärts und stillen ihren vor Hunger und Durst knurrenden Magen durch Gesang: „In der Heimat, in der Heimat — da gibt es ein Wiedersehen.“ —

In Wielitzken hörten die großen Einquartierungen nicht auf. Am 4. Oktober 1914 feierte man Ernte-Dankfest. Des Jahres Ernte ist von den Feinden geraubt und gegessen. Des Todes Ernte ist sehr reich gewesen. Tausende und Tausende hat die Sichel des Todes gemäht. Die Felder rings umher sind mit Menschenblut getränkt. Wie ergreifend

klingt doch das Maſuriſche Erntelied: „Pola juz biale“! Da heißt es:

„Sein ſind die Güter,
wir nur die Verwalter.
Tu Rechnung! ſpricht der Ewge zum Haushalter.
Wie reife Garben
wird nach kurzen Tagen
Der Tod uns mähen
und zu Grabe tragen.

Als die Glocken läuteten, ſtrömten nicht nur die anweſenden Gemeindeglieder, ſondern auch Soldaten, Offiziere und Gemeine aus eigenſtem Antriebe in hellen Haufen ins Gotteshaus. Der Diviſionskommandeur General von Hahndorff mit ſeinem Stabe iſt auch da. In Andacht verſunken lauſcht die Gemeinde der Predigt des Geiſtlichen. Da mit einem Male ein Ziſchen und Sauſen in der Luft. Granaten fliegen gegen das Gotteshaus. Die Ruſſen müſſen gewußt oder geahnt haben, daß die Kirche mit deutſchem Militär gefüllt iſt. Von dem nahen Dombrowa ſchießen die Ruſſen auf das Gotteshaus. Die Gemeinde erſchrickt und zuckt zuſammen. Alle Blicke ſind auf den General gerichtet. Der bleibt ruhig ſitzen, als habe das Geſchieße gar nichts zu bedeuten. Der Geiſtliche ſpricht noch wenige Worte zum Abſchluß der Predigt, dann Vaterunſer und Segen. Dann gehen Gemeinde und Soldaten in vollſter Ordnung heraus. Der General gibt ſein Kommando zum Angriff gegen den Feind, der zwei Stunden ſpäter aus Dombrowa herausgetrieben iſt.

Der Geiſtliche bleibt noch in der Kirche, um mehrere Kindlein zu taufen; dann geht er heim im Kugelregen. Die Gemeinde hat die tröſtliche Gewißheit erfahren:

Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzet
und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet,
Der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht!
meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.

Am 1. November in der Nacht muß alles eiligſt flüchten, denn die Ruſſen rücken ſo zahlreich wie die Heuſchrecken zu Joels Zeiten über die Grenze.

◇◇◇

22. Die rätselhafte Rückkehr der Russen.

Auf Wiedersehen, Frau Sauvant! hatte der russische Hauptmann zu der Gutsbesitzersfrau in Kutten am 10. September gesprochen, als er sein Pferd bestieg, um schleunigst nach der Grenze zu fliehen. Er hatte eine gute Aufnahme gehabt, oft von dem Triumphzug der Russen nach Berlin gesprochen und nahm jetzt als Fliehender Abschied.

„Herr Hauptmann, wo wollen Sie hin? Da gehts nicht nach Berlin, sondern dort nach Westen, in umgekehrter Richtung!"

„Jawohl, es geht nach Berlin, aber mit Listen, auf Umwegen", hatte er geantwortet.

Und wie dieser, so hatten auch andere Offiziere und sogar gemeine Muschiks bei ihrer Flucht gesagt: „Wir kommen wieder! Bald, bald!" —

„Unmöglich, unmöglich!" So dachten wir alle. Zwei große russische Heere sind zertrümmert, vernichtet, die Macht der Russen gebrochen, wir haben bald Frieden. Wir kannten nicht die allgemeine Kriegslage. Als in den ersten Novembertagen die Russen wirklich wiederkamen, erschien uns solches ein unbegreifliches Rätsel zu sein, und wir entsetzten uns vor diesem neuen schauerlichen Dunkel mit dem Bekenntnis: „O Gott, wie gar unbegreiflich sind Deine Gerichte und unerforschlich Deine Wege."

Jetzt verstehen wir es besser. Es mußte also gehen. Ein unerbittliches „Muß", durch die Lage auf den anderen

beiden Kriegsschauplätzen geboten; denn diese drei Kriegstheater bildeten trotz ihrer riesigen Entfernungen voneinander eine einzige große strategische Einheit.

Wie sah es im Westen aus? — Dort war Gewaltiges geleistet. Es war eine fortlaufende Siegesbahn, auf welcher die deutschen Heere dahinstürmten, durch Belgien über die französische Grenze bis in die Nähe von Paris.

Die Grenzfesten waren in unsere Hände gefallen. Namur und Maubeuge durch die 42 cm Haubitzen schnell niedergerungen, für Longwy genügte die Fußartillerie des Feldheeres. Die alte Krönungsstadt Reims war eingenommen. Schon schwebte am 30. August das erste deutsche Flugzeug über dem Triumphbogen und den Elysäischen Feldern der französischen Hauptstadt. Die französische Regierung hatte Paris verlassen und war nach Bordeaux geflohen.

Ja, wenn die Deutschen noch einige Armeekorps mehr gehabt hätten, dann hätten sie ihren siegreichen Vormarsch fortsetzen können, bis Frankreich zerschmettert war. Anstatt dessen mußten sie noch zur Rettung Ostpreußens bedeutende Streitkräfte abgeben, wo Rennenkampf mit gewaltiger Übermacht gegen Königsberg vorrückte. Und nun kam noch die furchtbare Gefahr, die den deutschen Siegern in ihrem Rücken von Belgien her drohte. Antwerpen war noch nicht gefallen und barg in sich ein starkes belgisch-englisches Heer, bereit, die Deutschen im Rücken anzugreifen.

Der französische Generalissimus Joffre erfaßte schnell die gefährliche Lage der Deutschen und wollte in den Tagen, in welchen in Ostpreußen die Schlacht an den Masurischen Seen geschlagen wurde, den Deutschen ein zweites Tannenberg in Frankreich bereiten. Es war dieses die viertägige Schlacht an der Marne vom 6. bis 10. September. Sein Ziel war die Umklammerung und Vernichtung der Deutschen. Es gelang ihm nicht. Die Schlacht verlief an vielen Stellen für uns siegreich, wurde aber auf Befehl der deutschen Heeresleitung am 8. September abgebrochen, und dann wurde unter schwierigsten Verhältnissen der Rückzug von der Marne auf die Aisne in musterhafter Weise voll-

zogen. Hier wurde fester Fuß gefaßt und ine unbezwingliche Verteidigungsstellung eingenommen.

In Galizien und Südpolen hatten die Österreicher und Ungarn sechs Wochen lang mit der russischen Übermacht gerungen. Sie hatten einen vortrefflichen Angriffsfeldzug eröffnet, der die Russen überraschte, so daß diese ihre Hauptkräfte nach Galizien lenken mußten. Es gab heiße, schwere, blutige Schlachten. Während wir hier nun in Ostpreußen bei den Russeneinfällen immerfort seufzten: „Ach, kämen uns doch nur die Österreicher zu Hilfe! Denn wir sind zu schwach gegen die russische Sintflut" — baten und flehten die Österreicher: „Ach, deutsche Brüder, kommt uns doch zu Hilfe! Denn wir sind zu schwach gegen die russische Übermacht." — Am 7. September ging Lemberg, die Hauptstadt Galiziens verloren. In Südpolen hatte die Posener Landwehr den Österreichern geholfen, und die dritte Division, aus Schlesiern und Posenern bestehend, in den Endkampf bei Tarnawka eingegriffen. Sie hatten die Nibelungentreue mit ihrem Blute besiegelt. Am 10. September kam vom österreichischen Oberkommando der Befehl für alle Truppen zum Rückzug. Die Preußen wollten nicht zurück. Sie waren die letzten, die schrittweise und kämpfend zurückgingen. Bei Tarnawka ist die 2. Landsturmbatterie des Landwehrkorps im Heldenkampf mit Mann und Kanone zugrunde gegangen.

Galizien wurde den Russen überlassen. Das ganze Heer der Österreicher, das in 17tägigem Kampfe schwer geblutet hatte, zog sich aus Polen 100 Kilometer westlich hinter Przemysl zurück.

Das war eine furchtbar ernste Lage für Österreich und — trotz aller Siege auch für uns. Jetzt hatte für den Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch die große Stunde geschlagen, seine Riesen-„Dampfwalze" gegen Berlin loszulassen. Nicht mit Listen und auf Umwegen, wie jener Hauptmann in Kutten gesagt hatte. Nicht über Ostpreußen. Geradezu! Von Polen nach Berlin ist nicht weit. Polen ist von Österreichern und Deutschen frei. Nur wenige Tage — und man ist in der deutschen Reichshauptstadt. Breslau, Schlesiens Hauptstadt, ist noch schneller zu erreichen. Ganz Deutsch-

Digitized by Google

land ſteht offen. Welche Macht könnte die vielen Millionen des allgewaltigen Rußlands aufhalten? Unter den erderſchütternden Tritten dieſes furchtbaren Koloſſes wird alles zermalmt. Die Deutſchen haben kein Heer entgegenzuwerfen, ſie ſind in Frankreich feſtgekeilt. Armes Deutſchland, jetzt biſt du verloren! Ja, zu Anfang des Krieges hatte Nikolai Nikolajewitſch immer die große Beſorgnis, daß die Franzoſen und Engländer zuerſt durchs Brandenburger Tor einziehen und den ruſſiſchen Brüdern abgenagte Knochen laſſen würden. Jetzt wird die Ruſſenfahne zuerſt über dem Kaiſerſchloß in Berlin wehen.

Nun erſt wird uns alles klar. Daher marſchierten die Sieger der Schlachten an den Maſurenſeen wieder zurück. Schon am 12. September mußte Hindenburg ſein Heer nach Polen lenken, um den ruſſiſchen Armeen, die zur Verfolgung der Öſterreicher über die Weichſel und den San vorbrachen, in die rechte Flanke zu fallen. Ganz in der Stille zog er ſeine Hauptkräfte, vier Armeekorps, aus dem Gouvernement Suwalki heraus und rückte nach Süden. Die Ruſſen merkten es nicht. Ihnen wurde jenſeits der Grenze ſechs Wochen lang mit ein paar Diviſionen unter François, Below, Morgen eine große Armee vorgetäuſcht. Lange genug gelang die Täuſchung. Schließlich kamen ſie doch dahinter und rückten mit gewaltiger Übermacht, 300000 Mann unter General Siwers vor, um Oſtpreußen endgültig zur ruſſiſchen Provinz zu machen. Da gingen unſere ſchwachen Kräfte in eine gut vorbereitete Stellung bis zur Angerapp- und Seen-Linie zurück.

23. Die Flucht im Winter.

er auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider zu holen. Wehe aber den Schwangern und Säugerinnen zu der Zeit! Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, als nicht gewesen ist vom Anfang der Welt bisher und als auch nicht werden wird." Matth. 24, 17 u. f. Mit diesem Wort hat der Heiland in liebevoller Fürsorge die Seinen auf die künftigen Schrecken bei Israels Untergang und Jerusalems Zerstörung vorbereitet. Die ersten Christen haben dann, als der entsetzliche Krieg ausbrach, sich an dieses Wort des Heilandes erinnert und beizeiten in die Bergfeste Pella gerettet, wo sie geborgen waren. Zugleich hat der Herr durch seine Worte von Jerusalems Untergang uns ein Bild des Weltendes vor Augen gestellt. Wie der Zerstörung der heiligen Stadt ein entsetzlicher Krieg vorhergeht, so soll auch vor dem Ende der Welt der furchtbarste Weltkrieg ausbrechen: „Es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wieder. Da wird sich allererst die Not anheben." —

Es sind nicht wenige, die in diesem Kriege den Anbruch des Weltuntergangs vermutet haben. Ich will zugeben, daß uns die Schrecken dieses Krieges wohl daran lebhaft

erinnern und uns ein Bild davon geben, wie es am Ende der Tage sein wird. Ob's aber schon der letzte Krieg auf Erden und der unmittelbare Vorläufer vor dem Weltende ist, können Menschen nicht wissen, das zu behaupten, wäre vermessen. Denn Zeit und Stunde hat der Ewige, wie die hl. Schrift sagt, seiner Macht vorbehalten. Uns genügt zu wissen, daß wir einen treuen, allbarmherzigen Heiland haben, der uns alle gerettet haben will und den Schwachen schleunigste Flucht empfiehlt, sobald das grausige Morden eines Weltkrieges anhebt.

Die ersten, welche hastig die Flucht ergriffen, waren diejenigen, welche beim ersten Russeneinbruch zu Hause geblieben waren. Sie wollten die erduldeten Leiden und Angste nicht noch einmal durchkosten. Schon Kanonendonner aus der Ferne machte sie zittern wie Espenlaub.

In Gumbinnen genügte der von Augustowo, also aus weitester Ferne von jenseits der Grenze herüber grollende Geschützdonner in den ersten Oktobertagen, um 11000 Einwohner in die Flucht zu treiben. Dort erinnerte man sich auch der schrecklichen Drohungen, welche die Russen bei ihrer Flucht ausgestoßen hatten, daß, wenn sie wiederkämen, alle Menschen niedergemacht würden und nicht ein Stein auf dem andern bleiben solle.

Schon am 3. Oktober, Sonnabend vor dem Erntedankfest, stürzt alles nach dem Bahnhof. Tausende von Menschen, Koffer, Gepäckstücke, Säcke zu hohen Bergen getürmt. Ein Meer von Stimmen. Sturm auf dem Meer. Die Wogen der Angst schlagen hoch. Und dann das Einsteigen in die Züge — ein Stoßen, Drängen, Schreien, Weinen! Gar nicht zu beschreiben. Da regiert die rohe Faust und die Selbstsucht in abschreckendster Gestalt. Da zeigt sich, wes Geistes Kind ein jeglicher ist. Auch das Mitleid, die Selbstlosigkeit, die helfende Liebe kommen in herzrührender Weise zum Vorschein.

So wars in unserer Regierungshauptstadt Gumbinnen, die ich am 28. Oktober, als ich mit meinen Liebesgaben zur Front fuhr, ganz leer und tot fand. Wenn das geschieht am grünen Holze, was soll denn am dürren werden? Konnte ich es meinen Krüppellehrlingen hier denn

verdenken, daß sie auch in den ersten Tagen des Oktober unruhig wurden? Der Hausvater hatte Urlaub genommen, um sich in Berlin eine andere Stelle zu besorgen, so weit von den Russen weg wie möglich. Die Hausmutter, die am 23. August die einrückenden Russen mit weißem Taschentuch und einem Salzteller begrüßt hatte, konnte wegen des Kanonendonners von jenseits der Grenze vor Angst nicht schlafen und packte ihre Betten. Ich erklärte ihr, daß sie nicht wieder kommen dürfe, wenn sie den großen Haushalt im Stich ließe. Die Krüppellehrlinge, die von den Russen doch mit Fahrrädern, Seidenstoffen und Fleisch so reichlich beschenkt waren, die so romantische Erinnerungen an jene Zeit hatten, als sie auf der Wiese einen Herd gebaut und dort an Spießen Fleisch gebraten hatten — sie zitterten vor der Wiederkehr ihrer russischen Freunde. Ich versammelte sie und die Hausmutter um mich und hielt ihnen einen Vortrag über die Kriegslage. Ich zeigte ihnen auf einer Karte, wo die Russen jenseits der Grenze bei Wilkowischki und Augustowo stünden, — wie davor unsere tapferen Soldaten wie eine eiserne Mauer die Wacht an der Ostmark hielten. Ich nannte elende Feiglinge, Dummköpfe, Hasenfüße diejenigen, welche ohne Grund davonlaufen wollten. Ich wandte alle Kunst der Beredtsamkeit an, um die Ängstlichen zu beruhigen, ich ließ „Eine feste Burg ist unser Gott" singen. Nun glaubte ich einen großen Erfolg erzielt zu haben und bildete mir ein: „Von diesen flieht keiner! Nicht ein einziger!" — Am nächsten Morgen fand ich das ganze Nest leer, Hausmutter und 50 Krüppellehrlinge waren nachts verschwunden.

Das war in den ersten Tagen des Oktober. Die eigentliche Gefahr kam erst in den ersten Tagen des November. Ja, als die russische Sintflut, die großen Heeresmassen aus Sibirien und Turkestan, wirklich über die Grenze strömte, hatte die Stunde zur Flucht geschlagen.

Die Flucht kam für die meisten jäh und überraschend. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel schlug die Nachricht ein: „Die Russen sind wieder da. Ostpreußen ist bis zur Angerapp-Linie zu räumen!" Viele waren eben erst von ihrer Sommerflucht heimgekehrt. Mancher war erst 24 Stunden zu Hause,

als die Schreckensbotschaft eintraf und zum zweiten Male zur Flucht nötigte. In vielen Fällen war es dem, der auf dem Felde war, nicht mehr möglich, sich Kleider von Hause zu holen. Unzählige ahnten nichts vom Anrücken der Feinde, bis sie da waren. Abgelegene Ortschaften hatten zur Vorbereitung auf die Flucht kaum ein oder zwei Stunden Zeit.

Manche zögerten. Der alte 80jährige Budderer Kirchenkassenrendant August Grenda aus Grondischken sagte zu seinem Pfarrer: „Ich halte die Flucht für Sünde. Man muß doch Gott vertrauen!" Der Geistliche warnte ihn und sagte: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen." Grenda und sein Freund, der 70jährige Altsitzer Szegat blieben, wurden von den Russen verschleppt und sind verschollen.

Der Heiland sagt: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter". Wir hatten darum nicht gebeten. Die heißen, brünstigen Gebete, die in den ersten sechs Wochen aus der Tiefe gen Himmel gestiegen waren, kannte man nicht mehr. Die Gebete waren nach der kräftigen Hilfe Gottes durch Hindenburg matter und lauer geworden. Es betete auch nicht mehr das ganze Volk, wie am Anfang, sondern nur kleine Häuflein in den gelichteten Kriegsgebetstunden. Die zurückgekehrten Flüchtlinge auf dem Lande hatten nicht Zeit, die Gebetstunden zu besuchen. Die Glocken der Landkirchen riefen vergeblich. Die Arbeit ging vor. Sie zeigte sich als vergeblich. Ohne Gebet alles Tun umsonst.

So geschah die Flucht im Winter. In jenen Tagen wechselten große Kälte mit Regen und Schneefall. Der Sturm heulte. Das Ungestüm tobte.

Dieses Mal waren die Flüchtlingszüge noch größer als das erste Mal. Die Flucht hastiger. Das Elend größer. Unsere Stadt Angerburg konnte die Schar der herbeiströmenden Scharen nicht beherbergen. Trotz Kälte, Schnee und Regen nächtigten manche im Freien auf ihren mit Leinwand überspannten Wagen. Die meisten strömten durchnäßt und vor Kälte zitternd in unsere Anstalten. Wir beherbergten mehrere Tausende. Jedes Winkelchen und Plätzchen, die Hausfluren, Ladenräume, Keller, ja die Ställe waren mit Flüchtlingen belegt. Sie waren glücklich, wenn sie nur ein schützendes Dach über sich hatten. Ob sie auch

auf Stroh oder harter Diele schlafen mußten — daraus machten sie sich nichts. Heute kehrte ein großer Strom von Flüchtlingen ein, morgen flutete er weiter und ein neuer Strom belegte die Plätze des ersteren. So ging es 10 bis 14 Tage hindurch.

Die Kranken, Schwachen, Alten, Sterbenden von den Flüchtlingen blieben in den Anstalten zurück. Sie wurden ohne weiteres bei uns abgeladen, und die Angehörigen zogen weiter. Auch acht Kinder solcher Flüchtlinge, darunter zwei verwaiste, blieben zurück. Eine Mutter, die auf dem Wagen während der Fahrt ein Kind geboren hatte, wurde herabgehoben und ins Krüppelheim getragen. Das waren die bitteren Stunden, von denen der Heiland gesagt hat: „Wehe den Schwangern und Säugerinnen zu der Zeit.“ Wie viele ihrer sind auf dieser Winterflucht umgekommen!

Die Trübsal war unaussprechlich groß. Auch das Vieh ließ seine klagende Stimme in lautem Gebrüll ringsumher ertönen. Bei der Sommerflucht grasten die fliehenden Viehherden alle Felder am Wege ab; denn Klee und Grummet vom zweiten Schnitt war noch nicht geerntet. So war das meiste Vieh gerettet. Kaum war es in die Heimat zurückgetrieben, da mußte es zum zweiten Male fort. Es hatte freilich die Landwirtschaftskammer allen Besitzern die Abnahme des Viehes und der Pferde für einen billigen Preis angeboten, wenn es auf der nächsten Bahnstation verladen würde. Aber welch ein furchtbarer Andrang auf den Bahnhöfen! Da mußte man wohl tagelang warten, bis man sein Vieh in den Zug gebracht hatte. Und die Angst vor den Russen gestattete kein Zögern. Jeder hegte in seiner Seele nur den einen Gedanken: „Eile, rette dein Leben!“ Der nahe Kanonendonner mahnte jeden zur Hast. Wenn nur die von Frost und Furcht zitternden Kindlein, die liebe Frau und das alte Großmütterchen erst im Bergungszuge wären!

Gott sei Dank! Nun sind sie endlich mit Sack und Pack in den Zug hineingeschoben. Und dort steht das Familienhaupt, der Mann, mit seinem Vieh. Er muß zurückbleiben. Wo werden sie sich wiedersehen? Er schaut auf sein hungerndes Vieh, er schaut auf die Seinen im Zuge, die ihm unter Tränen Abschied winken. — Da —

ein kurzer Entschluß: Er treibt sein Vieh und seine Pferde aufs anliegende Feld. Laß fahren dahin! Dann springt er schnell in den Zug zu den Seinen. Traurig schauen sie beim Abfahren nach der zurückgelassenen Herde. „Lebt wohl ihr lieben Tiere! Ihr habt uns treu gedient. Der Krieg ist hart. Wir müssen euch verlassen!“ Aber das Familienhäuflein ist beisammen geblieben. Man hat sein nacktes Leben gerettet. Die Frau legt den Familiengliedern zum Essen vor. Der Mann rührt nichts an, spricht kein Wort. So gehts tagelang. Die große Trübsal drückt ihm das Herz ab. Er kann sein Vieh nicht vergessen, und sein Brüllen klingt ihm Tag und Nacht durch die Seele wie eine Anklage: „O ihr Menschen, warum seid ihr so grausam?“

So wimmelte es rings um unsere Stadt von herrenlosen Pferden und Rindern, welche die grünenden Wintersaaten aufsuchten und vernichteten. Manches Tier verendete. Zuletzt kamen die Landsturmleute, trieben das herrenlose Vieh zusammen und verluden es auf der Eisenbahn, wo das Hungern aber erst recht anfing.

Viele suchten ihr Vieh schnell zu verkaufen. Wer aber kaufte es ihnen ab? Ja, wer nahm es zum Geschenk? Waren doch nur wenige in unserer Stadt zurückgeblieben, und diese Wenigen hatten keinen Stall und kein Futter.

Doch haben einige recht einträgliche Geschäfte gemacht, Rinder, die jetzt 1000 Mark kosten, für 10 Mark, Pferde, die jetzt 3000 Mark kosten, für 20 Mark das Stück erstanden, um sie nach dem Westen zu schaffen und dort für einen hohen Preis zu verkaufen. Das schlechteste Geschäft machten sicherlich zwei sehr schlaue Männer, die angeblich aus Mitleiden herrenloses Vieh griffen, schlachteten und das Fleisch zu billigem Preise verkauften. Der Scheffel, mit dem sie ihr Geld messen wollten, war noch lange nicht voll, als die Justitia, die ihre scharfen Augen überall hinwirft, die beiden Schlauen zu sich einlud und dann nach ausführlichem Zwiegespräch über das Schlachtwesen nötigte, für einige Monate Herberge bei ihr hinter verschlossenen Türen zu nehmen. Der Apostel Paulus spricht: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.“

24. Hart hinter der Feuerlinie.

In den Tagen vom 1. bis 10. November 1914 rückte der russische Oberfeldherr General Siwers mit seinem großen Heer von Sibiriern und Turkestanern in Ostpreußen immer weiter vor — stolz gerüstet und gebrüstet. Voraus gingen Tod und Schrecken, dahinter polnische Juden und Bauern, um die geraubten Sachen nach Rußland zu fahren. Überall ließ der großmächtige Siwers eine Bekanntmachung in kauderwelschem Deutsch anschlagen. Alle Männer sollen „nicht zagernd" das Gebiet verlassen, sonst werden sie gefangen, reichere Bewohner werden alle „Einpfänder" (Geiseln) werden; für „nichtzeitige Herstellung in Noht der Russischen Armee" — für „Entsagung zum Verkaufen Eßwaren oder andere Waren" — für „Versuchungen der auf Rauberei Kaiserlich Militarisch Eigentum" — für „Ereiferung des Volkes, verwechselung verordnungen von mir bestimmten

militarischen und civilischen Amten" — für „Unterredung nicht gehör=leisten meiner Befehle" — für „Nichtbefolgung der Amten" — für „Aufbewahrung des Gewähres" — für „Verkauf von Spielkarten" und viele ähnliche Verbrechen wird die strengste Bestrafung durch das Feldkriegsgericht angedroht. Dagegen sollen hohe Belohnungen erhalten „für herausgabe verborgener Stationen der Radiotelegraphs, für Kundgebung über bereitende bösefolgende Thaten, alten Personen die benachrichtigten oben genannte Wissen=schaft". —

Mit solcher Wissenschaft bereicherte Siwers Ostpreußens Bewohnerschaft und fügte zum Schluß in väterlicher Groß=mut hinzu: § 9 Gebe den Rat allen Bewohnern tichtig zu behalten jetzige Bekanntmachung." Das war seine erste Heldentat.

Seine zweite bestand in dem Befehl an seine Armee: „Stoj!" Weshalb denn mit einem Male „still gestanden?" — Der Prussak hat Schuld. Ata sladjei nje dalej! (Dieser Bösewicht will nicht weiter!)

So wars. General von Below mit schwachen, aber heldenmütig streitenden Kräften läßt die Russen nur bis zur Angerapplinie hinein, nicht weiter. Auf diesem 145 Kilo=meter langen und ca. 50—60 Kilometer breiten Streifen unserer ostpreußischen Heimat soll sich der russische Bär erst bequem hinlagern, bis Hindenburg, der mit der Dampf=walze in Polen zu sehr beschäftigt ist, Zeit haben wird. Der wird dann kommen und den Schuba (Pelz) des Bären verdreschen.

Es entstand nun ein einvierteljähriger Stellungskrieg. Russen und Deutsche lagen sich ganz nahe gegenüber, an manchen Stellen so, daß sie einander auf Hörweite allerlei zurufen konnten. Beide Gegner hatten sich bequeme Unter=stände gemacht und mit Hausgerät, Tischen, Stühlen, Sofas ausgestattet. Die Deutschen gaben denjenigen Unterständen, die sich durch ihre Bequemlichkeit auszeichneten, humoristi=sche Namen. Der sächsische Landsturm bei Angerburg hatte mit großen Buchstaben über seinem Unterstand den Namen

„Seestadt Leipzig"

geschrieben und den einzelnen Abteilungen die Überschrift

der Leipziger Hotels, z. B. „Zum Rautenkranz“ gegeben. Auch manche Soldatenbraut in der Ferne mußte ihren Namen zur Benennung der unterirdischen Wohnung, darinnen ihr Bräutigam hauste, hergeben. Die russischen Offiziere bei Kl. Strenglen hatten sich ein unterirdisches Kasino gebaut und dasselbe mit dem Bild einer nackenden unzüchtigen Frauensperson an der Wand geschmückt. Jeder nach seinem Geschmack. Der Deutsche liebt keinen Schmutz.

Die Gegner gewöhnten sich allmählich aneinander und an das gegenseitige Beschießen. Es entstand oft sogar eine Unterhaltung zwischen beiden Teilen, wenn auch nicht mit Worten, so doch durch Zeichen! Besonders leisteten die Deutschen Hervorragendes in der Verspottung der Feinde.

In den Schützengräben der Deutschen an den masurischen Seen fand sich eines Tages ein von Hunger und Kälte heruntergekommener Hund ein. Solcher herrenloser Hunde gab es viele, die ihren Besitzern auf der Flucht abhanden gekommen waren und dann ohne Nahrung umherirrten. Dieser Hund war zunächst bei den Russen gewesen, die selber wenig zu essen hatten. Ihm hatten sie einen Zettel an den Hals gebunden und ihn dann in die deutschen Schützengräben getrieben. Auf dem Zettel lasen die deutschen Soldaten folgendes: „Ergebt euch schnell, um Blutvergießen zu ersparen. Ihr seid wenige und könnt gegen unser Riesenheer nichts machen!“

Da nahmen die Deutschen eine Bratwurst und wickelten sie in ein Papier, auf dem folgendes stand: „Hier seht ihr, was Bratwurst ist! Wir haben davon hier noch 600000 Ellen. Streckt alle eure Hände hoch und ergebt euch, dann bekommt ihr, hungrigen Schlucker, auch etwas ab und könnt eure Kaldaunen damit vollstopfen!“ — Diese Wurst mit dem Zettel banden sie dem Hund um den Hals und trieben ihn in die russischen Schützengräben zurück. Und so mancher Russe mag da zu diesem Spottbrief im Stillen gedacht haben: die Pruski haben recht. Wohl dem, der schon bei ihnen ist!

Die allerbeste Verspottung der Feinde gestatteten sich unsere ostpreußischen Landwehrmänner in den Schützengräben bei Ogonken, wo sie so nahe den feindlichen Schützen-

gräben lagen, daß man jedes laute Wort der Feinde hören konnte. Wenn die feindlichen Gewehre knatterten, gingen manche unserer braven Landwehrleute auf freiem Felde spazieren, um den Feinden zu zeigen: „wir haben vor eurem jammervollen Geschieße keine Angst". Nur mit Mühe konnten sie durch die Offiziere von solcher Tollkühnheit abgehalten werden.

Einer von ihnen trieb es zu arg. Als ihn ein natürliches Bedürfnis ankam, trat er aus dem Schützengraben aufs freie Feld, entblößte sein Gesäß, zeigte es spottend den Feinden und verrichtete in aller Seelenruhe seine Notdurft. Da brach die ganze Kompagnie in schallendes Gelächter aus und rief Bravo! Die verhöhnten Russen stutzten anfangs, dann knallten sie mit ihren Gewehren los. Eine Kugel traf den Spötter ins Gesäß. Dann wurde der Verwundete in unser Reservelazarett nach Angerburg gebracht. Hier wurde er bald ausgeheilt und ging wieder zur Front, auf einen neuen Schabernack sinnend, womit er die Russen verhöhnen könne.

Dieses Beispiel fand Nachahmer. „Einer meiner Leute" — so erzählt ein Hauptmann — „ließ sich auch also auf freiem Felde nieder, um durch Entblößung seines Gesäßes die Russen zu verspotten. Dieses Mal schossen sie nach dem Spötter nicht nur mit Gewehren, sondern sogar mit Schrapnells. Da platzt vor ihm ein solch mörderisches Ding, zerreißt ihm den Rock, macht ihm blaue Flecken an Brust und Bauch, und dann bleiben die Eisensplitter, ohne weiteren Schaden zu tun, in den abgezogenen Hosen liegen. Auch eine Gewehrkugel durchbohrt das Schulterstück des Rockes und bleibt dann, ohne verletzt zu haben, auf der Haut liegen. Als er sein Notwerk ruhig fortgesetzt und vollbracht und sich wieder angekleidet hatte, zieht er die Eisensplitter und die Kugel hervor und sagt zu seinen Kameraden: „Schöne Andenken für meine Kinderchen zu Hause" und steckt sie in seine Tasche. —

Mit solchen Helden, die des Todes spotten, kann unser Hindenburg schon etwas machen.

Die Verteidigungslinie stand anfangs noch nicht ganz fest. Manche Stellen, die zuerst den Russen über-

lassen waren, wurden sodann von den Deutschen wieder zurückgenommen. So der wichtige Brückenkopf Rudzanny, der die See-Enge zwischen Beldan- und Niedersee in der Johannisburger Forst beherrscht. Da wurden die Russen bald fortgetrieben und diese Stellung blieb fest in deutschen Händen.

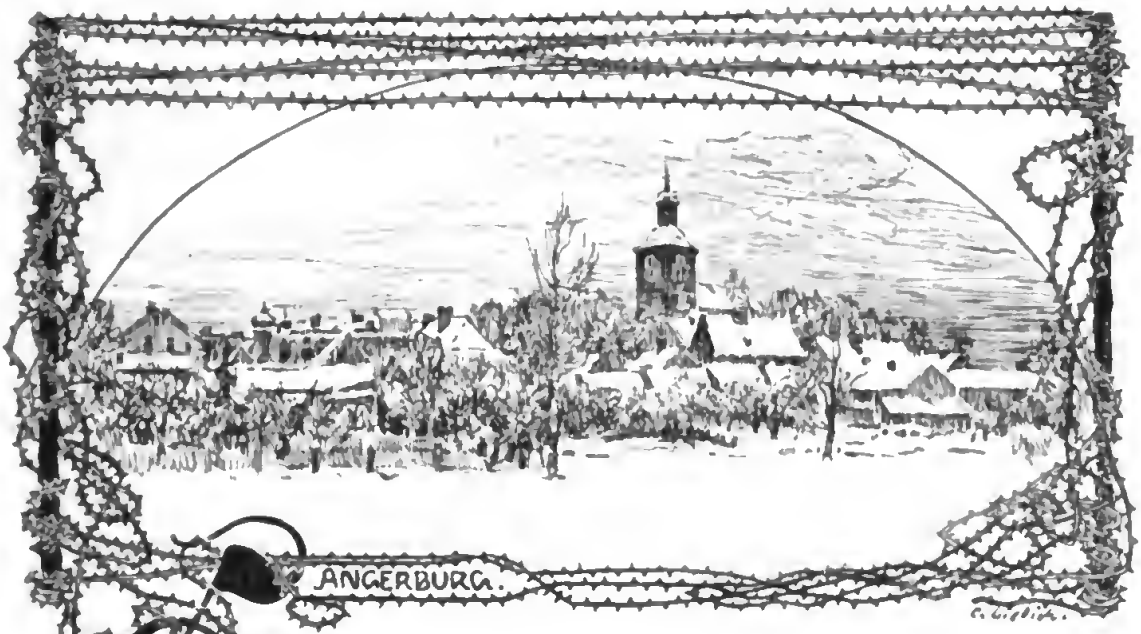
Das südlicher am Niedersee gelegene Kirchdorf Kurvien war bald in deutscher, bald in russischer Gewalt. Der Pfarrer Link war der einzige Mensch im Kirchort, der zurückgeblieben war und seine Untertanschaft fortwährend wechseln mußte. Er wollte den übrigen Ortschaften seines Kirchspiels, wo einige Leute noch wohnten, seine Seelsorgerhilfe nicht entziehen. Einmal mußte er sogar Hebamme spielen und bei der Geburt eines Kriegsjungen helfen, weil eine zurückgebliebene Mutter an einem Orte, wo sonst keine andere Frau, geschweige denn Hebamme zu finden war, sich keinen andern Rat wußte, als den Pfarrer zu rufen. Am 14. November war der Pfarrer russischer Untertan und erduldete die Ausplünderung seines Hauses, nächtigte im Walde und holte am nächsten Tage deutsche Soldaten herbei. Diese zogen sich später zurück und die Russen besetzten wieder den Ort. Weihnachten konnte er wieder unter den deutschen Soldaten verleben, aber am 11. Januar 1915 kamen wieder die Russen, das Dorf anzustecken. Der Pfarrer führte in der Tat ein abenteuerliches Leben.

Die Gumbinner hatten sich bestimmt darauf eingerichtet, daß ihre Regierungsstadt den Russen überlassen würde. Darum waren 11000 Bewohner geflohen und nur etwa 200 bis 300, unter ihnen der Pfarrer Besch und der Bürgermeister, zurückgeblieben. Als alle Zurückgebliebenen dringend zu einer Volksversammlung eingeladen waren, um das Verhalten dem einziehenden Feinde gegenüber und die Lebensmittelversorgung zu besprechen, erschienen 40 Personen meist weiblichen Geschlechts. Alle Tage wurde der Einzug der Russen erwartet. Denn nach der ausgegebenen Losung, daß die Angerapp-Linie die Verteidigungsgrenze sei, mußte angenommen werden, daß den Russen nicht nur Gumbinnen, sondern auch noch das drei Meilen westlich von Gumbinnen liegende Gelände bis in die Nähe von

Insterburg, wo sich Angerapp und Pregel vereinigen, preisgegeben werden sollte. Es kam anders, als man gefürchtet hatte. Den Deutschen gelang es, die Russen in einer Entfernung von 8 Kilometern östlich von Gumbinnen dauernd festzuhalten. Die Russen sahen deutlich die Stadt, die Kirchtürme, den Wasserturm, konnten aber ihr heißes Verlangen nach den Schätzen der schönen Regierungsstadt nicht stillen. Den Wasserturm schossen sie ein. Zum Neujahr 1915 schickten sie einen Flieger zur Stadt, der Bomben auf den Hof der Volksschule abwarf und die Fensterscheiben zertrümmerte.

In Angerburg war man nur anfangs über das Schicksal unserer Stadt zweifelhaft. Daher die große Flucht. Es blieben außer den Geistlichen, den Kreis- und Stadtbehörden und den Anstalten auch nur 200—300 Bewohner zu Hause. Die Straßen waren leer, die meisten Häuser zugeschlossen und abends alles dunkel. Bald jedoch stand es fest, daß die Russen in einer Entfernung von 6—8 Kilometer vor der Stadt festgehalten wurden. Zwei Drittel des Kreises, nämlich der südliche und östliche Teil, wurden den Russen preisgegeben. Für den Fall, daß auch die Stadt den Russen im Laufe des wechselnden Kriegsglücks in die Hände fallen sollte, wurde westlich von der Stadt an einer zweiten Befestigungslinie Tag und Nacht gearbeitet. Mit dem Fall der Stadt in Feindesgewalt war also auch militärischerseits gerechnet.

Es gibt nichts Interessanteres in der Welt, als das Wohnen hart hinter einer solchen Feuerlinie. Das Leben wird täglich ein spannendes Drama, die Erlebnisse ein unvergänglicher Schatz von Erinnerungen für das ganze Leben. Die hier folgenden Geschichten beweisen es. — —



25. Von Miesmachern, Brieftauben, 8 Kilometer-Stricken und 1000 Töpfen.

Es war ein traurig Ding, daß die Flucht der Leute nicht aufhörte und die an und für sich schon kleine Zahl der in unserer Stadt Zurückgebliebenen immer kleiner wurde. Wir sahen täglich große Truppenmassen, die in mutvollster Stimmung mit brausendem Gesang durch unsere Stadt in die Schützengräben zogen; auf allen Straßen wimmelte es von Soldaten, und fragte man Offiziere, wie es um unsere Stadt stehe, so hörte man die kräftige Versicherung, daß ein Durchbruch der Russen unmöglich sei. Sonntag für Sonntag ermutigte ich meine Gemeinde im Gottesdienst. — Und doch sah man täglich Leute, die ängstlich zum Bahnhof auf die Flucht liefen. Die Schuld daran hatten einzelne Miesmacher und Griesgrame, die sich dadurch das Ansehen großer Strategen und tiefer Denker zu geben suchten, daß sie Hindenburg kritisierten und Deutschlands Sache für unrettbar verloren hielten. Dabei machten sie große Augen, hoben feierlich den Zeigefinger in die Höhe und krauten ihre Weisheit aus.

Eines Tages hatten mir zwei von diesen Leuten ihren Besuch gemacht. Einer erzählte, er sei auf dem Konopkeberg in der Nähe der Stadt gewesen und habe dort unsere schwach besetzten Unterstände, ihnen aber gegenüber ein zahlloses Heer von Russen gesehen. Wir seien verloren. Als die Russen ihn auf dem Konopkeberg gesehen, hätten sie ihn beschossen, und er habe eiligst kehrtgemacht. Der zweite, von dem ich es seines Amtes wegen nicht erwartet hätte, hielt die Kriegslage auch für höchst bedenklich. Ich hatte mit beiden tapfer gestritten und war schon so recht eingeärgert.

Da klopft es wieder an meinem Amtszimmer, und herein tritt ein riesenlanger und breitschultriger Mann. Er behauptete im höheren Auftrage zu kommen. Ich solle gestatten, daß er in meinen Krüppelanstalten Brieftauben absetze und den Krüppeln zum Füttern und zur Verwahrung gebe, damit sie für den Fall, daß die Russen Angerburg besetzten, die Brieftauben mit wichtigen Nachrichten fliegen ließen. Die Sache sei sehr harmlos. Man könne eine solche Taube in der Tasche verbergen und dann auf der Straße auffliegen lassen. Kein Russe würde es merken. — Das war mir denn doch zu arg. Auch dieser Riese hatte die Besetzung der Stadt durch die Feinde ins Auge gefaßt, obwohl doch unsere tapferen Soldaten dort in den Schützengräben die Wacht hielten und unsere großen Mörser in der Nähe der Stadt lagen? Und meine Krüppel sollten sich der Todesgefahr und die Anstalten der Zerstörung aussetzen?! — Ich wies ihn ab: „Sie reden von einem Fall, der unmöglich ist. Unsere Soldaten sind keine Feiglinge. Sie werden nicht zurückweichen. Die Angerapplinie wird nie preisgegeben. Angerburg wird nie von den Russen besetzt. Auf solche unmöglichen phantastischen Fälle lasse ich mich nicht ein.“ — Brummend ging er fort. Mir aber wurde schwer ums Herz: „Ach, wenn alle Welt den Mut und die Hoffnung verliert, sind wir ja verloren!“ Es war eine wahre Erfrischung, als unser Anstaltsarzt, Dr. Götz, mir mitteilte: „Meine Frau sieht zwar ihrer Entbindung entgegen, aber sie will nicht fort, selbst für den Fall, daß die Russen durchbrechen und die Stadt besetzen sollten. Sie

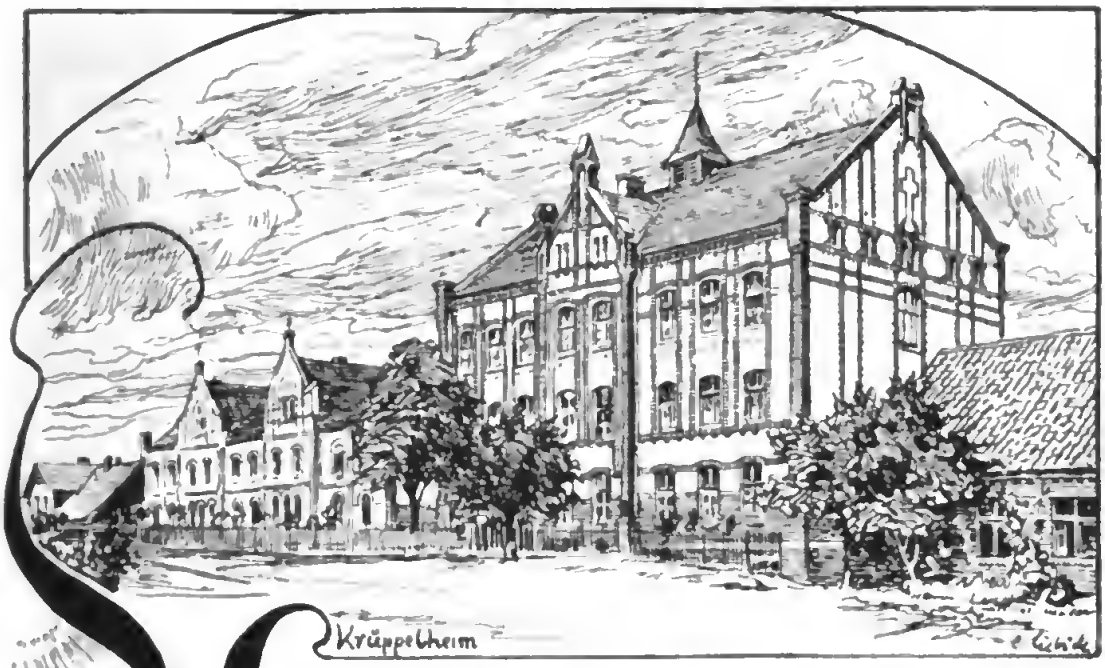
bleibt um jeden Preis." Und sie blieb und gebar ihr erstes Kindlein unter lautem Geschützdonner.

So oft starker Frost eintrat und die Seen sich mit Eis bedeckten, wurde uns allen hier recht bange. Die Russen lagen ja dicht am jenseitigen Seeufer längs des Mauer-, Schwenzait- und Strenglersees. Sobald die Eisdecke stark genug war, um Lasten zu tragen, war ein Überfall der Feinde zu Eis sicherlich zu erwarten. Und dann? — Wehe uns Armen! So oft ich morgens, wenn es stark gefroren hatte, in die Anstalten oder auf die Straße ging, sah ich überall furchtsame Gesichter und hörte überall die ängstliche Frage: „Werden die Russen nicht über das Eis kommen?" Ich ging aufs Etappen-Kommando und fragte, ob wegen der Eisdecke auf den Seen von den Russen Gefahr drohe. Ich bekam beruhigende Auskunft und konnte sie weiter geben: Ins Eis seien soviel Minen gelegt und das diesseitige Ufer sei so stark durch Stacheldrahtverhaue gesichert, daß kein Russe lebend herüberkäme. Dann fragte ich einen hiesigen Kaufmann, der eiligen Schrittes zur Bahn ging: „Wohin?" — „Nach Königsberg!" — „Lebensmittel einkaufen?" — „Etwas noch Wichtigeres!" — „Was kann das sein?" — „Stricke!" — „Die Russen aufzuhängen?" — „Nein, sie werden zu militärischen Zwecken gebraucht!" — „Wieviel Stricke brauchen Sie?" — „Es soll das ein Geheimnis sein. Aber Ihnen kann ichs wohl sagen: 8 Kilometer Stricke müssen es sein." — „Aber wozu nur?" — „Pioniere brauchen die Stricke zu Minen auf dem Eis." — „Kaufen Sie noch was in Königsberg?" — „Ja, Eßgeschirre für 1000 gefangene Russen." — Das war doch einmal wieder eine gute Botschaft, mit der ich andere trösten konnte!

Bald darauf trete ich in einen Kaufladen ein, um für meine Krüppel und Verwundete Lebensmittel zu kaufen. Der Kaufmann ruft mir entgegen: „Wissen Sie schon das Neueste? Etwas Großartiges ist geschehen: Italien hat an Frankreich den Krieg erklärt. Sie haben sich also doch ihrer Bundespflicht gegen uns erinnert. Gott sei Dank! Nun ist der Krieg bald aus." — „Wer hat Ihnen die Nachricht gebracht? Ist das eine amtliche Depesche?" — „Eisenbahnbeamte waren eben hier im Laden und haben die Nachricht

aus Berlin gebracht." Darauf erwiderte ich: „Die Botschaft höre ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Aber ich will Ihnen eine andere sichere Nachricht erzählen: Dann erzählte ich von den 8 Kilometer-Stricken und den 1000 Eßgeschirren. Auf dem Kirchenberg begegne ich einem alten Mütterchen, einer 80jährigen Greisin, die einen Sohn, ihre einzige Stütze, durch den Krieg verloren hatte. „Herr Superdentchen, ich wollte Ihnen mal was fragen. Die Lüd sagen, es ist streng verboten „Guten Abend" und „Guten Tag" zu sagen." — Ich kläre sie auf, daß kein Gruß verboten ist, nur sei es jetzt Sitte, statt Adieu „Auf Wiedersehen" zu sagen. Darauf fragte sie ängstlich weiter: „Werden die Russen über das Eis kommen?" — Da wußte ich sie mit den 8 Kilometer-Stricken und den 1000 Eßgeschirren erst recht zu trösten.

Bald erfuhren alle Leute in der Stadt das Geheimnis von den Stricken und Eßgeschirren, freuten sich und gingen nicht mehr auf die Flucht. Denn das arme Mütterchen hatte es von Haus zu Haus erzählt, auch nicht mehr Atje, sondern „auf Wiedersehen" gesagt.



26. Die Fluchtreise der Siechen und Krüppelkinder am Bußtage.

Als die Russen im Oktober noch jenseits der Grenze hausten, waren mir aus der Krüppellehranstalt, wo die jungen 15—20jährigen Krüppel ihre Handwerke erlernen, die Hausmutter und 50 Lehrlinge aus Angst vor den Feinden nachts verschwunden. Und sie hatten dazu gar keinen Grund. Was wirds aber nun werden, da die Russen wirklich in der Nähe sind und nach Angerburg herüberschießen? — Ich ging täglich durch die Siechenhäuser und zu den verkrüppelten Kindern, erzählte ihnen zur Ermutigung alle Heldenstücke unserer Landsturmleute, die ich nur wußte, und lachte über das viele Geschieße der Russen, die uns kein Haar krümmen könnten. Die Flucht der Krüppellehrlinge nannte ich erbärmliche Feigheit. Bei den Krüppelkindern fand ich großen Anklang. Sie waren völlig sorglos. Nur die alten Siechen wurden mit jedem Tage ängstlicher. Sie hatten die Ermordung der siechen Männer am 23. August nicht vergessen können. Ich beruhigte die ängstlichen Gemüter durch das Versprechen, für den Fall, daß die Russen wieder nach

Angerburg kämen, einen Bergungszug beizeiten zu besorgen, um alle Anstaltsinsassen fortzuschaffen, keins solle den Russen in die Hände fallen.

Nun stand am Dienstag den 17. November ein langer Zug von 30 Wagen für unsere Anstaltspfleglinge bereit. Der Landeshauptmann als Staatskommissar für das Flüchtlingswesen hatte diesen Zug besorgt.

Da war nun schnell zu überlegen, wohin mit den 600 Anstaltspfleglingen? Wer nimmt sie auf? — In weite Fernen konnte man sie nicht fortschaffen, weil unter ihnen auch Kranke, Gelähmte waren. Da fielen mir die ostpreußischen Ostseebäder Cranz, Neukuhren, Rauschen ein. Diese nehmen im Sommer Tausende von Badegästen auf, im Winter stehen sie leer und freuen sich, wenn Gäste kommen. Rechnete ich das tägliche Pflegegeld zu 2 Mark pro Kopf, so entstand eine Ausgabe von 1200 Mark für den Tag. Eine riesige Ausgabe. Aber es mußte sein. Unsere Freunde und Wohltäter würden uns nicht im Stiche lassen. Aber wie furchtbar schwer, alle diese Elenden in den Zug zu schaffen! Die Schwerkranken ließen sich überhaupt nicht fortschaffen und mußten zurückbleiben. Wer sollte sich dieser denn annehmen? — Daher schien mir das beste zu sein, bis zum letzten Augenblick auszuharren und zu bleiben.

Außerdem hatte ich das feste Vertrauen, daß die Feinde bei Angerburg nicht durchbrechen und der Allbarmherzige im Himmel nicht zugeben würde, daß wir zum zweitenmal in die Hand der Russen fielen. An zuständiger Stelle wurde mir gesagt, es sei nach menschlichem Vorausseh en unsere Stadt sicher, doch die Fortschaffung der Anstalten sei für alle Fälle ratsam.

Da kam Buß- und Bettag. Durch die Stadt schwirrten schlimme Gerüchte. Leute, die bisher mutig ausgeharrt, flohen auch. Bei Gr. Strenglen waren die Russen durchgebrochen.

Die Angst der Siechen steigerte sich bis zum höchsten Grad. Einige krochen schreiend und weinend auf Händen und Füßen aus den Zimmern in den Schnee auf die Straßen. Andere humpelten heulend nach dem Bahnhof. Als ob die Welt untergeht! Es blieb nichts anderes übrig, als den dar-

gebotenen Bergungszug zu benutzen. Alle sollten mit. Es kam darauf an, die Pfleglinge aus der gefährlichen Stadtzone im Eisenbahnzuge fortzubringen. Unter Umständen konnte ja schon in den nächsten Tagen völlige Sicherheit eintreten und die Russen aus dem Kreise Angerburg fort sein. Dann konnten alle wieder zurückkehren. Auch war ihre Aufnahme in die Ostseebäder zu hoffen.

Es dauerte vom Morgen bis zum Abend, bis alle Pfleglinge in den Zug gebracht waren. Ein Wagen war mit Lebensmitteln angefüllt. Einzelne kranke Siechen konnten und andere wollten durchaus nicht fort. Sie blieben. Es mußten auch einige zurückbleiben, um Vieh und Pferde zu füttern. Wer sollte es sein? — —

Ich wußte es wohl, durfte es aber nicht sagen. Ich selbst und mein Sohn wollten unter allen Umständen zurückbleiben, um für die Schwerkranken und das Vieh zu sorgen. Hätte ich es offen gesagt, dann wäre in dem Bergungszuge neue Unruhe und Angst um uns, die Zurückgebliebenen, entstanden. Ich vertraute daher im Stillen die Leitung des ganzen Transportes unserem ehrwürdigen Vorstandsmitgliede Kantor Passarge an, händigte ihm mehrere Tausend Mark aus und bat ihn, sich aller Siechen und Krüppelkinder auf der Reise sorgsam anzunehmen und sie in den leeren Hotels des Ostseebades Cranz gut verpflegen zu lassen. Ich wußte, daß er alles so gut wie ich besorgen werde. Mein Sohn, der Anstaltsgeistliche, welcher eben von einer Reise aus Königsberg zurückgekehrt war, wohin er zehn verlassene Flüchtlingskinder zum Weitertransport nach Thüringen gebracht und Lebensmittel geholt hatte, sollte später dem Bergungszuge nachfahren und nach den Pfleglingen in den neuen Herbergen sehen.

Der Bergungszug pfeift zur Abfahrt. Ich steige aus. Ängstlich sehen es die Oberschwestern. Auch sie steigen aus und bleiben. Für die Schwerkranken war freilich eine Frau zur Pflege zurückgelassen, ob sie's aber gut machen werde, war zweifelhaft. Die im Bergungszuge Abfahrenden dagegen sind gut versorgt. Aufs neue hebt ein entsetzlicher Geschützdonner an. Ist gut, daß die Verängstigten fort sind. Dieses wahnsinnige Schreien und Kreischen eines großen

Haufens von mehreren Hunderten alter gebrechlicher Personen, als ob sie alle aufgespießt seien, hatte mir so durch die Seele geschnitten, daß ich jetzt bei dem neuen Kanonendonner erleichtert aufatmete.

Langsam fuhr der Bergungszug weiter, die ganze Nacht hindurch und erreichte erst nächsten Tages Korschen. Hier kam der Befehl, den Zug nach Allenstein zu bringen, weil die Festungskommandantur Königsberg die Aufnahme der Siechen und Krüppel in den Ostseebädern nicht gestattete. Auch in Allenstein fanden die Siechen und Krüppelkinder keine Aufnahme. Da befahl der Landeshauptmann, sie nach der Lungenheilstätte bei Hohenstein zu bringen. Die Stadt Hohenstein lag seit der Schlacht bei Tannenberg in Trümmer. Die 6 Kilometer davon entfernte Lungenheilstätte mitten im Walde war verschont. Wie herrlich dort! Aber auch dort Kanonendonner und keine Lebensmittel, keine Kohlen, kein Arzt. Es war inzwischen grimmige Kälte eingetreten. Wie nur die vielen elenden Menschen vom Bahnhof den weiten Weg hinbringen? — Außerdem hatte die Heilstätte nur 100 Betten und 100 Liegestühle. Da konnten unmöglich unsere 550 Pfleglinge untergebracht werden. Ach, kein Raum! Nirgends Raum! —

Als ich telegraphisch gefragt wurde: „Was tun?“ konnte ich nur antworten: „Nach Hause kommen!“ Mein Sohn, der den Anstaltsinsassen nachgefahren war, hatte sie in Cranz vergeblich gesucht und dann in Hohenstein auf dem Bahnhof gefunden. Er brachte sie alle wieder heim. Alle? — nein, leider waren fünf, besonders schwache Siechе und Krüppel, infolge der furchtbaren Aufregungen und der angestrengten Reise bei der grimmigen Kälte während der Fahrt gestorben. Auf sie trifft das Wort des Herrn zu: „Wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren“. Am Totenfest stiegen unsere Pfleglinge wieder hier aus.

Der Kanonendonner war freilich hier nicht verstummt. Aber die furchtbaren Reisebeschwerden waren doch noch schädlicher gewesen als die Russenangst. Die alten Siechen beruhigten sich allmählich und gewöhnten sich an den Geschützdonner. Sie erschraken nicht mehr und schliefen um so fester. Die Krüppelkinder hatten ja nie Angst gehabt

und waren nur mitgenommen, weil ich die Bergung allen versprochen hatte.

Als sich an einigen Tagen kein Kanonendonner hören ließ, fing mancher der Siechen beunruhigt zu fragen an: „Was ist denn los? Warum schießen sie nicht? Wollen etwa die Russen sich listig im Stillen hindurchschleichen und uns überfallen? Die Sache scheint schlimm zu stehen!“ — Und wenn dann plötzlich die Kanonade wieder einsetzte, hieß es: „Gott sei Dank! Sie schießen wieder. Unsere tapferen Soldaten sind auf der Wacht und treiben die Feinde fort!“ Ja, wir Menschenkinder sind wunderliche Geschöpfe.

27. Durchbruch der Russen und Zerstörung von Groß Strengeln.

Es war am 18. November 1914, als für ein ganzes Jägerbataillon, das am selbigen Morgen mit der Bahn ankommen und in die Unterstände bei Angerburg einrücken sollte, Mittagessen in meinen Anstalten bestellt wurde. Sobald nämlich das Militär in Erfahrung gebracht hatte, daß sich in unseren Siechenhäusern die größte Küche mit riesigem Herde und zwei Kochkesseln befinde, empfingen wir sehr oft vom Etappenkommando für durchziehende Truppen solche Aufträge, die auszuführen den lieben Diakonissen und mir eine große Freude war. Galt es doch unsere Beschützer und Erretter zu speisen. Als ich mich nach den Siechenhäusern begebe, um die Truppen zu begrüßen, heißt es: „Sie sind schon längst beim Morgengrauen fort. Sie konnten nur im Stehen heißen Kaffee trinken, sie hatten keine Zeit. Bei Groß Strengeln sind die Russen durchgebrochen, da mußten sie in stürmischer Eile hin, sie zu vertreiben“ — Entsetzlicher Kanonendonner tönte von dorther.

Das Dorf Groß Strengeln, an einem See, lag zwischen den feindlichen Schützenlinien, östlich die Russen, westlich die Deutschen. Es war unbewohnt, nur drei alte Männer waren einsam dort zurückgeblieben. Bisher hatten die Russen nicht gewagt, das Dorf zu besetzen. Aber in der Nacht vom 17. zum 18. November hatten sie sich hineingeschlichen. Alles still, nichts regt sich. Da am Eingang des Dorfes steht der deutsche Posten, ganz in der Nähe der deutschen Schützenlinien. Dieser erkennt nicht die russischen

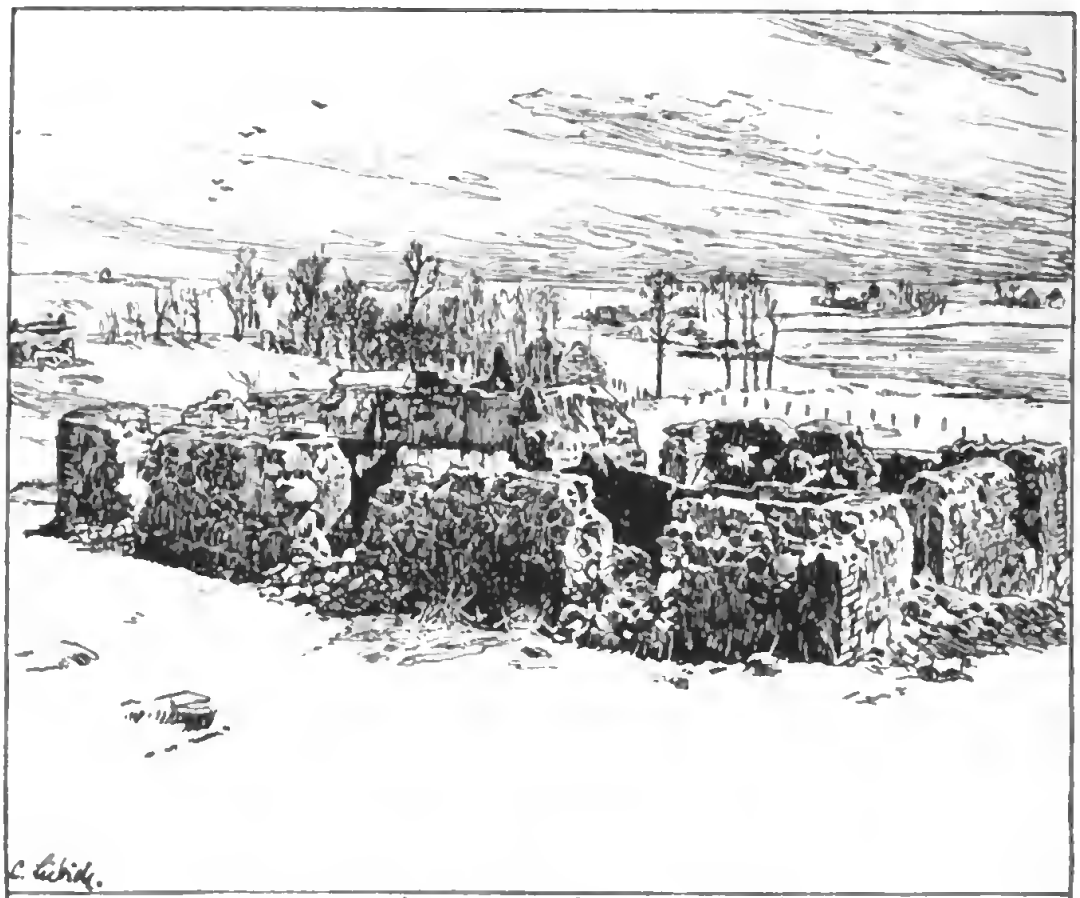
Uniformen, es ist zu dunkel; und sie begrüßen ihn in deutscher Sprache: „Wir sind ein deutsches Regiment, das gegen die Russen zu Hilfe kommt.“ — Welch ein Schrecken, als sie dann in die deutschen Schützengräben springen und auf die Unsrigen losschlagen! Ein gräßliches Morden mit Kolben und Bajonett! Die unsrigen sind überrumpelt, die Russen durchgebrochen.

Deshalb durften die Jäger nach ihrer nächtlichen Eisenbahnfahrt in unseren Siechenhäusern nicht rasten. Vorwärts! Vorwärts auf den Feind! Es waren blutjunge Leute, eben erst ausexerzierte Rekruten. Noch keiner hatte eine Schlacht mitgemacht. Aber ein junger Leutnant und Adjutant, 20 Jahre alt, Wölfel, stürmt mit seinen Rekruten gegen den übermächtigen Feind, er immer voran, wie ein Löwe kämpfend. Er fällt und stirbt den Heldentod. Die Russen werden in die Flucht geschlagen.

Aber noch immer halten sie das Dorf selbst besetzt und eröffnen, durch Häuser, Bäume und Sträucher gedeckt, ein vernichtendes Infanteriefeuer gegen die heranstürmenden Deutschen. Besonders aus dem abgebauten Gutshof des Amtsvorstehers Bischoff rattern in einer Entfernung von 100 Meter die russischen Maschinengewehre und mähen die aus unseren Schützengräben auftauchenden Reihen nieder. Da kommt die deutsche Artillerie zu Hilfe. Eine Batterie hatte an der Chaussee nach Angerburg im Grünberger Walde Aufstellung genommen, eine andere bei dem Abbaubesitzer Miram und eine dritte im Dowiater Walde. Alle drei eröffnen auf das Dorf ein mörderisches Feuer. Der Bischoffsche Gutshof wird in Trümmer geschossen und begräbt die dort aufgestellten Maschinengewehre samt der Bedienung unter dem niederkrachenden Gebälk. In wenigen Stunden ist das Dorf ein Schutthaufen. 36 Gebäude sind völlig vernichtet und unter ihren rauchenden Schutthaufen liegen die erstarrten Leichen der Russen.

Wie mags wohl um die drei alten Leute stehen, die dort im Dörflein zurückgeblieben sind? 14 Tage lang haben sie unangefochten gelebt, ein jeder für sich, nur die Einsamkeit war so grauenhaft. Da ist der 83jährige pensionierte Gemeindediener Schaffran in der Rudzioschen Instkate, der

länger als 50 Jahre dem Dorfe treu gedient und immer auf Ordnung gehalten hat, daß jeder seine Abgaben richtig bezahle und die Kinder fleißig zur Schule gehen. Jetzt liegt er schwer krank, er will und kann nicht fliehen. Da als die Granaten gegen das Dorf fliegen, wird ihm angst, er versucht aufzustehen. Es geht nicht. Mit einmal reißt einer die Tür auf und schreit: „Schaffran komm, rette Dich!“



Das gänzlich zerstörte Gross-Strengeln.

— Es ist der wackere Schmied Schulzig, der keine Furcht kennt, denn Eisen und Feuer sind sein Handwerk. Er ist auch zurückgeblieben, aus Liebe zu seinem flüchtigen Freund, dem Abbaubesitzer Joswig, um dessen Wirtschaft, Vieh, Pferde und dazu sein eigenes Vieh in getreue Obhut zu nehmen. Er hat auch dem alten kranken Gemeindediener Schaffran täglich Essen gebracht, damit der Ärmste nicht

verhungert. Jetzt holt er den Schwerkranken, hebt ihn auf seine Schultern und trägt ihn fort. Aber es ist unmöglich. Die Granaten fliegen so dicht! Es kracht rechts und links und die Eisenstücke fliegen nach allen Seiten. Ein Weiterschreiten würde beiden den Tod bringen. Da trägt er den Kranken auf sein Lager zurück, befiehlt ihn Gott, und läuft sich duckend, von Baum zu Baum, von Haus zu Haus springend und Schutz suchend, davon. Kaum hat er das Dorf hinter sich, da flammt die Rudzioſche Instkate, wo der Schwerkranke liegt, in lichter Lohe auf. Armer Schaffran! Vielleicht hat die Granate, die das Haus traf, ihm ein schnelles schmerzloses Ende gemacht. 1870/71 haben die französischen Granaten ihm kein Leid angetan. Jetzt bringt ihm deutsches Feuer den Tod.

Schmied Schulzig kommt auf den Joswigschen Hof zurück. „Ist gut, daß Du kommst" — ruft ihm der Dachdecker Karl Lindemann entgegen. Dieser ist der dritte, der in Groß Strenglen wegen Altersschwäche zurückgeblieben ist.

„Ist gut, daß Du kommst, lieber Bruder. Ich werde nicht mehr lange leben. Ich habe Lust abzuscheiden aus dieser mörderischen Welt. Das entsetzliche Donnern der Kanonen bei Tag und Nacht kann ich nicht länger ertragen. Ich wollte Dich nur bitten, wenn ich sterben werde, so mache mir doch ein Grab dort auf unserem schönen Dorffriedhof neben meiner lieben Frau. Ich danke Dir für alle Deine Liebe und schöne Pflege!" — Schmied Schulzig tröstete den Leidenden und versprach ihm, den letzten Wunsch zu erfüllen. Gegen Abend war der Dachdecker sanft eingeschlafen. Der Schmied schlug einige Bretter zusammen und zimmerte für den Freund einen Sarg. Am nächsten Tage bettete er die Leiche und fuhr den Sarg auf einem Wagen nach dem Friedhof. Er kam aber nicht hin. Die Russen, welche aus dem Klein Strengler Walde die zum Friedhof führende Chaussee genau beobachteten, eröffneten, sobald sich auf der Chaussee etwas bewegte, ein heftiges Geschützfeuer. Auch Schulzig mit seinem Leichenwagen bekam Feuer und konnte sich nur durch schleunigste Umkehr retten. Er machte nun dem Freunde im Joswigschen Garten eine einstweilige Grabstätte und bettete ihn später, als die

Feinde vertrieben waren, auf dem Friedhofe um. — Dann blieb der Schmied ganz allein und verwaltete die Joswigſche Wirtſchaft, bis im Januar ihn das deutſche Militär nötigte, den Hof, der noch immer in der Feuerlinie lag und bei jedem Kampf gefährdet war, zu verlaſſen.

Ein halbes Jahr ſpäter, im Sommer, fuhr ich durch Groß Strengeln. Ich nahm an, daß ſich an dieſen Stätten des Todes kein lebendes Weſen aufhalte. Es ſind ja alle Häuſer zerſtört. Zu meinem Staunen finde ich die an der Straße in den Berg eingegrabenen Unterſtände von Menſchen bewohnt. Es ſind die Familien der heimgekehrten Flüchtlinge. Selbſt aus den halb zuſammengebrochenen Schweine- und Kuhſtällen kommen Frauen und Mädchen heraus. Alle ſehen ſo friſch und fröhlich aus. Auf der Straße aber ſpielen etwa 20 Kinder und ſingen luſtig „Ringel-Ringel-Roſenkranz“ — und dann „Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein“.

28. „Allerhöchster Alarmbefehl.“

Es ist merkwürdig, daß, so oft ich nachts vom Kaiser geträumt habe, mir am Tage immer etwas Angenehmes widerfährt. Das geschieht regelmäßig. Erklären kann ich mir's nicht. „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als euch in eurer Schulweisheit träumt“ — sagt mit Recht der große Dichter Englands.

Ich war unter furchtbarem Kanonendonner eines Nachts eingeschlafen, hatte vom Kaiser geträumt und wartete gespannt, was mir der nächste Tag Angenehmes bringen werde. Der Tag verging ohne sonderliches Ereignis. Da — es war zwischen 10 und 11 Uhr abends — als das Artilleriefeuer besonders heftig war — klopft es an der Haustür. Ein Offizier vom Etappenkommando kommt mit einer wichtigen Nachricht. Die Militärbehörde war nämlich angewiesen, sobald irgend eine Gefahr der Stadt drohe, die zurückgebliebenen Zivilbehörden davon zu benachrichtigen. Die Folge solcher Nachricht war, daß sofort gepackt wurde, um den nächsten Bergungszug zu benutzen. So fand ich manchmal auf der Post die Beamten reisefertig, jeden mit einem Handkoffer zur Flucht bereit, so daß Postsendungen nicht mehr angenommen wurden. Auch Magistrat und Landratsamt hatten einige Male schon die wichtigsten Akten zur Flucht bereit. Was konnte denn auch diese Nachricht zu so später Stunde anderes sein als der dringende Rat: „Fliehet!“ Aber so lautete die Mitteilung nicht, sondern:

„Allerhöchster Alarmbefehl!“

Seine Majestät der Kaiser war nämlich abends auf einem Auto durch Angerburg nach der Front bei Darkehmen gefahren und hatte von dort aus für diese Nacht einen Allerhöchsten Alarmbefehl für alle Kämpfer auf der Angerapplinie gegeben.

Ich frage den Offizier: „Was bedeutet das? Sollen wir Zivilisten fliehen?" — Er meint: „Ich habe nur den Allerhöchsten Alarmbefehl mitzuteilen, weiteres nicht."

Auf seinem Krankenbett stöhnt mein lieber Sohn Erich. „Jetzt mußt Du fliehen, in einem Sanatorium zu Berlin Zuflucht suchen. Hier können so Schwerkranke wie Du, nicht bleiben", sage ich ihm in eindringender Weise. Er will nicht, er will bei seinem Vater bleiben. Der Vater aber will bei seinen Krüppeln bleiben. Mögen die Russen kommen, mehr als den Leib töten können sie nicht.

Endlich läßt mein Sohn sich überreden. Er steht von seinem Lager auf und packt seine nötigsten Sachen. Bevor wir uns verabschieden, sage ich ihm: „Ich will zuvor noch aufs Etappenkommando gehen und mich nach dem Stand des nächtlichen Kampfes und dem Bergungszug erkundigen."

Auf der Straße finde ich Pfarrer Wolter, meinen Nachbar, und Schlachthausaufseher Born. Sie eilen mit ihrem Handgepäck auf den Bahnhof zum Bergungszuge. Auch sie haben von der großen Gefahr und dem Allerhöchsten Alarmbefehl gehört. Dann laufe ich durch die öden Straßen aufs Etappenkommando. Dort finde ich im Bureau einige Schreiber. „Wo sind die Herren Offiziere?" frage ich. — „Sie sind zum Kaufmann Tietz gegangen, um eine freudige Nachricht zu feiern." — „Was? — freudige Nachricht? Ich glaubte, es stehe mit uns schlecht und sei Gefahr da!" — „Nein, es steht gut. Es sind bei Buddern einige Hundert Russen gefangen, und bei Darkehmen sollen es auch 800 sein." — Mit dieser Nachricht laufe ich heim und erzähle sie meinem lieben Kranken. Er ist freudig erregt und sagt: „Jetzt bleibe ich." Von Stunde an wurde es mit seiner Krankheit besser. Am nächsten Morgen nach einem wohltuenden Schlaf steht er auf, ist schmerzlos und fühlt sich wohl. Es war der Allerhöchste Gesundheitsbefehl des himmlischen Königs gewesen, den seine Seele gehört hatte.

Digitized by Google

Am nächsten Tage sehe ich zu meinem Staunen meinen Nachbar, Pfarrer Wolter daheim. „Wo kommen Sie her? Sie waren doch gestern Nacht mit dem Bergungszug abgefahren?“ — „Ja, die ganze Nacht saßen wir im Zuge und warteten vergeblich auf die Abfahrt. Als der Tag anbrach, verließ ich den Zug und ging in mein Haus. Ich bin froh, daß der Zug noch steht, und ich hier bin.“

Die Eisenbahn hatte den Allerhöchsten Alarmbefehl sehr richtig gedeutet: nämlich stille zu stehen, um die infolge des Alarmbefehls abgefangenen Russen weiterzubefördern. Am nächsten Tage kam auch in der Tat der große Haufe der gefangenen Strolche an. Sie hatten sich nämlich weiße Hemden und Laken über ihre Schube (Pelze) angezogen, um nicht gesehen zu werden, wenn sie auf den weißen Schneefeldern krochen, um die Drahtverhaue zu zerschneiden. Dem in der Front bei Darkehmen anwesenden Kaiser jedoch war es durch Posten gemeldet, worauf der Allerhöchste Alarmbefehl ausgegeben und die Drahtzerschneider abgefangen wurden.

29. Das Weihnachtsfest 1914.

Sonst war am heiligen Abend jedes Haus von den Weihnachtslichtern hell, und am hellsten unsere Anstaltshäuser. Dieses Mal überall stockfinstere Nacht. Mehr als neun Zehntel der Stadtbewohner feierten als Flüchtlinge Weihnacht in der Fremde. Auch unsere Anstalten mußten dunkel bleiben, um nicht den Russen für ihre Geschosse ein Ziel zu bieten. Sonst zog am heiligen Abend die städtische Musikkapelle durch die Straßen und blies Weihnachtslieder. O wie feierlich die Posaunen bliesen: „Vom Himmel hoch da komm ich her." Nun waren unsere Musikanten auf der Flucht in alle Welt zerstreut. Nun tönte eine andere Musik in unsere Ohren: das unheimliche Konzert der zischenden Granaten.

Die Russen hatten durch ihre Lügenzeitungen erfahren, daß alle Deutschen am Weihnachtsfest trunken seien. Das wollten sie zu einem großen Durchbruch und herrlichen Siege ausnutzen. Auch die Festung Lötzen wollten sie am heiligen Christfest erobern und ihrem Zar damit eine Weihnachtsüberraschung bereiten. Daher waren die Kämpfe auf der ganzen Angerapplinie und um Lötzen gerade in den Weihnachtstagen am heftigsten. Was war das doch für ein schrecklicher Kanonendonner vom heiligen Abend an die Nacht hindurch und an den beiden Festtagen! Während ich in der Kirche predigte, klirrten die Fenster des Gotteshauses und meine Stimme, obwohl ich recht laut sprach, wurde

vom Knall der platzenden Granaten übertönt. Wo bleibt da das Weihnachtslied der himmlischen Heere: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen?“ Die Kanonen mögen es ersticken, der Krieg einstweilen verschlingen, dennoch bleibt Christus Sieger! Dennoch ist er der Friedefürst und König eines ewigen Reiches.

In den Anstalten war Friede und selige Freude. Kein Russe, kein tobendes Schlachtgetümmel konnte unseren armen Krüppeln und lieben Verwundeten nehmen, was Christus der Herr ihnen beschert hatte. Es war ihnen trotz Krieg und Not so reichlich geschenkt. Da war des Singens und Jubelns unter ihnen kein Ende.

Das köstliche Weihnachtsgeschenk aber, das den Anstalten durch Gottes Gnade zuteil wurde, war die Genesung ihres lieben Seelsorgers, Pfarrers Lic. Braun, von schwerer Krankheit. Fast vier Wochen lang war er von einem Magenleiden schrecklich gequält. Er konnte während dieser Zeit nichts essen, nur ein wenig Milch trinken und der großen Schmerzen wegen nicht schlafen. Und dabei der unaufhörliche Kanonendonner — kein wohltuendes Geräusch für Schwerkranke. Nun konnte der genesene Geistliche seinen Krüppeln die Freudenbotschaft predigen: „Euch ist heute der Heiland geboren und mit ihnen singen:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnaden bringende Weihnachtszeit.“

Die Russen hatten uns ein böses Weihnachtsfest zugedacht. Was hatten sie erreicht? — Die Tausende von Granaten, die sie gegen die Festung Lötzen abschossen, schlugen nicht da ein, wo sie sollten, in die Festung, sondern in den Löwentinsee, zermalmten das Eis in kleine Stücke und erschreckten die kaltblütigen Bewohner der Wasserwelt, so daß die Fische vor Entsetzen und Todesangst in großen Scharen aufs Ufer sprangen oder auch unfreiwillig hinaufgeschleudert wurden. Da war denn das ganze Ufer mit den köstlichsten Fischen, großen und kleinen, übersät. Alle zurückgebliebenen Bewohner Lötzens eilten mit Eimern herbei, sammelten wie einst die Kinder Israels das Manna, die herrlichen Fische, füllten ihre Gefäße und hatten nicht allein für den zweiten Feiertag, sondern auch für alle folgenden Tage

Speise in Fülle. Der Sturmangriff aber, den die Russen von Milken aus machten, endete unter blutigen Verlusten und Gefangennahme von mehreren Tausenden.

Auch die Sturmangriffe der Russen in den Weihnachtstagen gegen die deutschen Stellungen bei Angerburg, Buddern bis hinauf nach Darkehmen und Gumbinnen wurden alle unter schweren Verlusten für die Feinde abgewiesen. Viele Granaten waren auf die Angerappwiesen bei der Stadt, einzelne in die Nähe der Anstalten, eine in die Kasernenstraße gefallen. Gegen den Wassertum der Stadt hatten sie zu Weihnachten zunächst etwa 100 Schüsse abgegeben, von denen nur ein Treffer war und den Kessel beschädigte. Es war dies eine Mahnung für uns: „Sorgt vor! Die Russen werden nicht ruhen bis sie das ganze Wasserwerk zerstört haben. Dann ist für lange Zeit kein Wasser und Licht!" — Diese Mahnung hat mancher beherzigt und beizeiten die alte, längst vergessene Pumpe wieder zu Ehren gebracht.

Auch nach Petroleum und Lichten sahen wir uns rechtzeitig um. Das waren sehr rare Artikel. Unsere Krüppel gingen zu Bett, wenn die Sonne unterging und standen auf, wenn der Tag anbrach. Geistliche im hiesigen Kreise haben abends an einem einzigen Küchenlämpchen zusammen mit Frau, Kindern und Gesinde gesessen, um zu studieren oder ihre schriftlichen Arbeiten zu erledigen. Ja, Kienspan und Fidibus kamen wieder in Gebrauch wie in alten Zeiten.

Der Granatenhagel am Weihnachtsfest war uns zum Segen geworden. Jesus, der Weltheiland in der Krippe, lehrt die Menschheit Bedürfnislosigkeit. Die russischen Kanonen nötigten uns dazu. Unter diesem furchtbaren Geschützdonner lernten wir hier an der Front auch noch etwas Wichtiges: das Gottvertrauen. So oft man abends schlafen ging und die Kanonen zu toben anfingen, mußte sich jeder sagen: „Es kann dies meine letzte Nacht sein. Eine einzige der vielen Granaten, die jetzt im Dunkel der Nacht herüberfliegen, kann mich in tausend Stücke reißen. Aber, du Vater im Himmel, du allgewaltiger Hüter und Gebieter, wirst dein hilfloses Kind beschirmen. Ich lege mich ganz in deine Hände."

30. Schwache helfen den Starken.

Die Fabel von dem Mäuschen, das aus Dankbarkeit für die Schonung seines Lebens die Stricke zernagt, in welchen der Löwe gefangen liegt, und ihn dadurch frei macht, lehrt, wie Schwache den Starken mehr helfen können, als man gewöhnlich annimmt.

Gustav Schulz ist ein kleiner masurischer Landbube von neun Jahren aus der Umgegend von Lyck. Die Masuren sind bekanntlich begeisterte Patrioten. Wenn sie auch eine dem Polnischen verwandte Mundart, das Masurische, sprechen, ihr Herz ist durch und durch deutsch. Auch unser Gustav hatte bereits in der Schule mit leuchtenden Augen in der Geschichtsstunde von dem Heldentum unserer Vorfahren gehört und sich nur eins gewünscht: „Soldat zu werden!“ —

Es war in den ersten Oktobertagen 1914. Die Russen stürmten zum zweiten Male in erdrückender Masse gegen die Grenze. Die von der ersten Flucht heimgekehrten Bewohner verließen zum zweiten Male in eiligster Hast ihre Heimat. Auf dieser Flucht kam Gustav seinen Eltern abhanden. Er geriet in einen großen Wald und irrte hier längere Zeit umher. So fanden deutsche Soldaten den hungrigen Knaben, gaben ihm zu essen, nahmen ihn mit und behielten ihn bei sich.

Bald kam es zu heftigen Kämpfen mit den vorrückenden Russen. Die Kompagnie, bei der sich Gustav aufhielt, suchte Deckung in den Schützengräben. Da zeigte Gustav, was ein tapferer deutscher Knabe kann. Schießen durfte er noch nicht, er hatte kein Gewehr. Aber den Kämpfenden allerlei Handreichung tun, besonders Essen von der nächsten Kolonne zutragen und Trinkwasser aus einem nahen Brunnen holen, — das war sein Dienst, den er mit bewunderungswerter Findigkeit, Fixigkeit und Freudigkeit unermüdlich verrichtete. So ging es tagelang. Gustav fürchtete sich nicht vor dem russischen Geschieße und den in seiner Nähe platzenden Granaten. Er konnte auch leicht auf dem Boden kriechen, so daß ihn die Kugeln nicht trafen.

Doch eines Tages ereilte ihn das Schicksal aller Tapferen. Die Russen hatten ihn wohl bemerkt und richteten auf ihn ihr Gewehrfeuer. Von vier Kugeln getroffen, stürzte Gustav nieder. Der Verwundete wird in das Krankenhaus nach Marggrabowa gebracht, und als dies im November geräumt werden mußte, in ein Lazarett nach Königsberg. Die Kugeln hatten ihm den rechten Arm zweimal gestreift, die linke Wange und den linken Fußknöchel durchbohrt. Nach einigen Wochen genas er. — Was ein Häkchen werden wird, krümmt sich beizeiten. —

Kein Barbier, kein Haarschneider war in Angerburg während jener Zeit zu finden, als die Stadt von den Russen beschossen wurde. Alle Verschönerungskünstler waren auf die Flucht gereist. Sie hätten es nicht getan, wenn ihnen nur jene alte Geschichte von dem wütigen Tyrannen eingefallen wäre, der vor seinem Barbier ganz klein und demütig wurde. Er hatte dem Barbier den Tod geschworen, wenn dieser durch ungeschicktes Rasieren ein Tröpflein Blut vergießen würde. Als der Tyrann nach glücklich vollbrachter Rasierung fragte, weshalb er sich nicht gefürchtet habe, gab dieser die treffliche Antwort: „Du warst in meiner Hand; ehe du den Dolch nach mir gezückt, hätte ich dir längst die Kehle abgeschnitten". Aber diese mutmachende Geschichte hatten die Barbiere in ihrer Angst vergessen und waren geflohen. Man denke sich dieses Mißgeschick:

6000 langbärtige Landstürmer in der Stadt — und kein Barbier!

Da sieht man mit einem Male am Eingange der Töpferstraße ein Stück Papier angeklebt und mit Kinderhand die Worte geschrieben: „Zum Barbier!" — Dorthin wälzt sich ein Strom von Soldaten. Einer hat bald dem andern die frohe Botschaft mitgeteilt: „In der Töpferstraße wohnt ein Barbier!" — Ein 15jähriger Barbierlehrling hatte den Mut gehabt zu bleiben, als die meisten flohen. In dem Hinterstübchen eines verlassenen Hauses hat er sein Geschäft eröffnet. Und nun arbeitet er an den Bärten und Kopfbüscheln herum. Immer fröhlich. Die Soldaten zahlen gut. Der Knirps ist ein gemachter Mann. Man muß das Glück an eine Haarlocke nehmen und zu sich nötigen, sagt das Sprichwort.

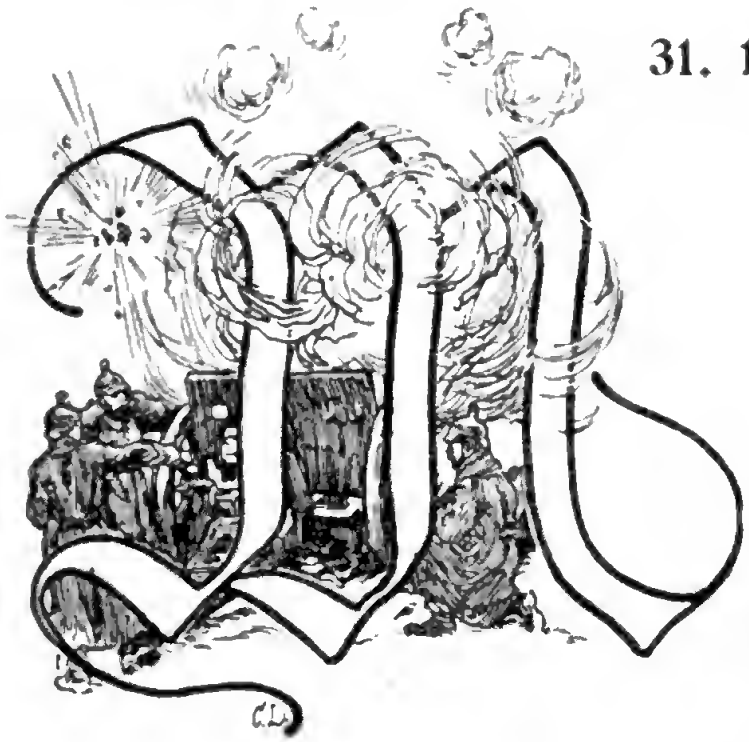
Schwache helfen den Starken. Wer aber hilft den Tapferen und Starken von der entsetzlichen Läusepest, die aus den russischen Schützengräben in die deutschen geschlichen war? Wer reinigt ihre von Erdschutt, Pulver, Schlamm schmutzig gewordene Wäsche? Wer bereitet ihnen ein erquickendes warmes Bad, darin sie ihre abgematteten Glieder stecken können? — Gott sei Dank! Es sind die Schwächsten und Elendsten dazu berufen: die Krüppel. In der Dampfwäscherei der Krüppelanstalten haben Millionen von Läusen ihr Ende gefunden. Da ist alle schwarze Soldatenwäsche so schneeweiß geworden, wie daheim bei Muttern. Da sind warme Bäder bereitet.

Und als die Krüppellehrlinge, die geflohen waren, doch wiederkamen, sobald sie hörten, daß die Russen nicht durchbrechen können, da haben sie unsern Soldaten wertvolle Dienste geleistet. Sie haben ihnen die zerrissenen Stiefel in der Krüppelschusterei ausgebessert, beflickt, besohlt, sogar neue gemacht. Ich aber ließ schnell eine Schustermaschine kommen, die an einem Tage bis 100 Stiefel besohlt. Auch die Mäntel, Röcke und Hosen haben die Krüppelschneider den Soldaten ausgebessert. Wenn die Soldaten aus den Schützengräben nach Ablauf ihres Kriegsdienstes in die Stadt kamen, war ihr erster Gang zu den Krüppeln. Da wurde bald dicke Freundschaft geschlossen. Und wenn einem Helden

die Kugel durchs Herz getroffen, oder ein Verwundeter im Reservelazarett seine tapfere Seele ausgehaucht hatte, haben die verkrüppelten Tischler den Sarg gezimmert, das kleine Häuschen, darinnen der Friede winkt nach heißem Schlachtgetümmel.

Die Schwachen helfen den Starken. Wieviel die schwachen Frauen in diesem Kriege den starken Helden geholfen haben, das kann keine Chronik beschreiben, dazu reichen tausend dicke Bücher nicht aus.

31. 150000 Bomben.



eine liebe Frau saß eines Tages an ihrem gewöhnlichen Fensterecken und strickte fleißig Handschuhe für unsere braven Soldaten. Dabei zählte sie die Zahl der Bomben, welche die Russen gegen uns abschossen und die Zahl der deutschen Bomben, die darauf antworteten. Sie hatte ja mit der Zeit den Unterschied zwischen der russischen und deutschen Kanonade bald herausgefunden. Die russischen Granaten, aus einer Entfernung von 6 Kilometern in der Luftlinie abgeschossen, polterten in nervöser Hast hintereinander, wie ein Jähzorniger, der blindlings darauf losschlägt, um alles zu zertrümmern. Dann antworteten die deutschen Feuerschlünde in einer Entfernung von 1 Kilometer von der Stadt; langsam, bedächtig und laut mit urkräftigen Donnerschlägen. In fünf Minuten krachten 21 russische und 4 deutsche Schüsse. Das macht in einer Stunde 252 Bomben von russischer Seite. Rechnet man die Dauer einer Kanonade während eines Tages durchschnittlich zu sechs Stunden — manche dauerten auch 24 Stunden, und an manchen Tagen war wiederum alles still — dann sind bei Angerburg täglich mindestens 1512 feindliche Bomben **gefallen.**

Die Russen umlagerten uns im Süden und Osten der Stadt im ganzen 93 Tage. Folglich haben sie auf unser Städtchen etwa 140616 Kanonenschüsse abgegeben.

Wohin sind denn diese fast einhundertfünfzigtausend Bomben gefallen?

Einige Tausend auf den städtischen Wasserturm. Der war ihnen ein verlockendes Ziel. Sie hatten ihn täglich vor Augen in der geringen Entfernung von 3 Kilometern. Der Wassermeister und sein Heizer ließen ihre Maschinen unbekümmert um das russische Geschieße gehen. Er konnte die Schanzgräben jenseits des Swenzaitssees beobachten, ja das Sportvergnügen der russischen Offiziere entging ihm nicht, wie sie besonders um die Mittagszeit den Chausseeberg hinter Ogonken auf kleinen Schlitten herabrodelten. Mehrere Hundert Bomben fielen zunächst in die Nähe des Wasserturms. Der Turm schaute seine Feinde wie ein spottender Bube an und rührte sich nicht. Die Russen wurden eifriger. Endlich nach mehreren Wochen kam ein Treffer. Die Maschine wurde etwas beschädigt. Fünf Stunden lang gabs kein Wasser für uns. Aber wer beschreibt unsere Freude? Noch selbigen Tages rann es wieder und mancher unserer Offiziere, der sich ein erquickendes Bad im Krüppelheim bestellt hatte, wurde daran nicht gehindert.

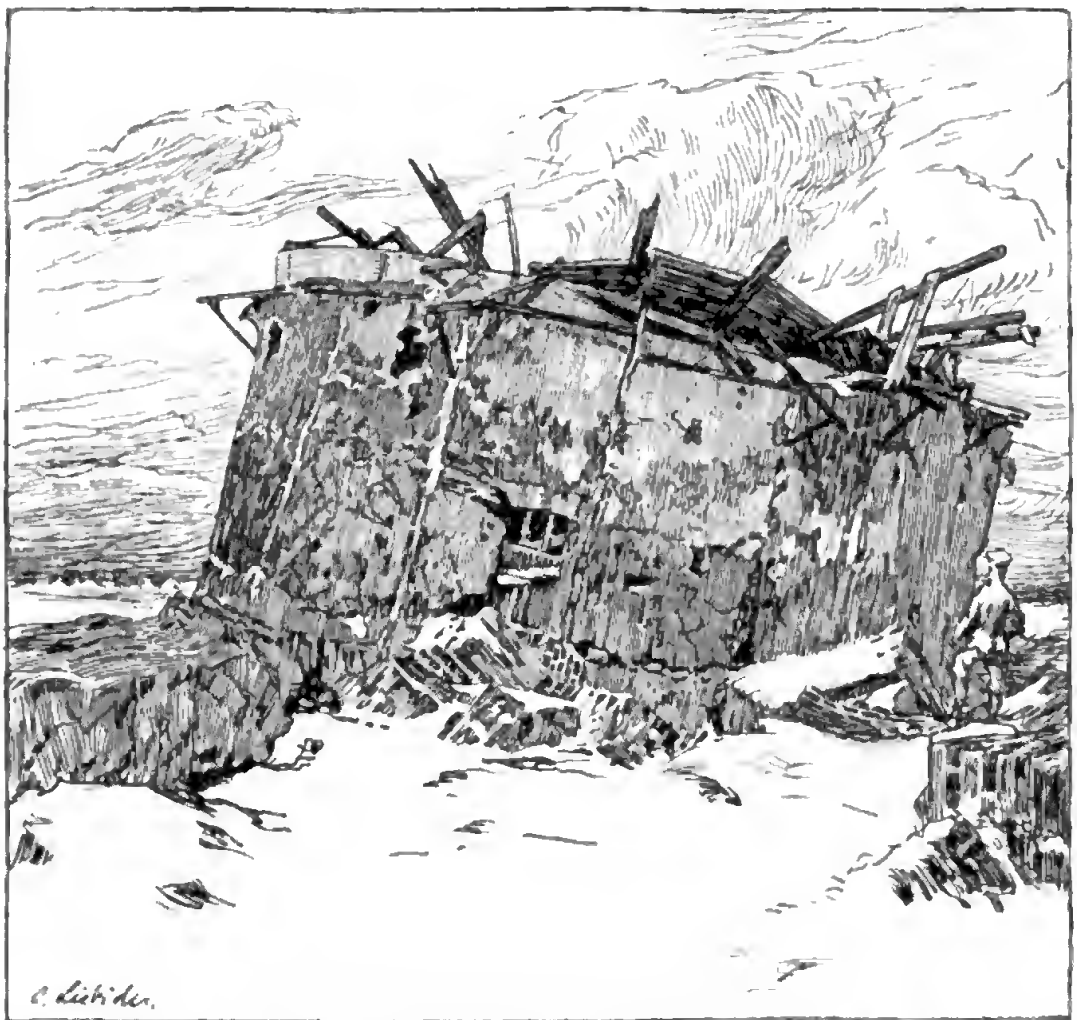
Einige Wochen später schlug wieder ein Treffer in den Wasserturm. Dieses Mal zerschlug die Bombe den großen Wasserkessel. Jetzt wars schlimmer. Wir mußten zwei Tage auf Wasser warten, bis die großen Löcher im Kessel geflickt waren. Wir spotteten nun erst recht über das miserable Geschieße der Russen.

Endlich nach 10 Wochen, in denen unaufhörlich nach dem Wasserturm geschossen war, stürzte er ein. Aber noch immer stand der Turm und grinste als zerschossener Invalide die Feinde an.

Wie man einem schwer verletzten edlen Roß den Gnadenschuß gibt, so gingen eines Nachts unsere Pioniere an den Turm und bereiteten ihm durch Sprengung das Ende. Dann wurde an geschützter Stelle ein provisorisches Pumpwerk angelegt, das die Wasserleitung notdürftig bis heute speist.

Auch die neue Kaserne unseres Jägerregiments zu Pferde wurde bombardiert, doch vergeblich. Eines Tages fielen 12 Bomben in einer Entfernung von etwa 10 Metern

hinter die Kasernen und wühlten riesige, mehrere Meter tiefe Trichter in den Acker. Diese Trichter waren in geradliniger Reihe, einer neben dem andern, zu sehen, als ob sie 12 Nester für die Riesenhühner ihres großen Zars hätten zurichten wollen. Am Tage vorher hatte eine Batterie deut-



Der von Granaten zerstörte Wasserturm in Angerburg

scher Artillerie in den Kasernen Quartier bezogen. Da war, wie mir der Hauptmann erzählte, ein Mensch in bäuerischer Tracht in die Kaserne gekommen und hatte fette Schweine zum Verkauf angeboten. Er sei ein Bauer aus Ogonken, wo die Russen wären, und habe alle seine Schweine leider zurücklassen müssen. Nun wolle er wieder in sein Dorf

zurückgehen und sich die Schweine holen. Er habe sonst kein Geld und nichts zu leben. Er wurde abgewiesen, weil man keine Schweine brauche. Wo er dann geblieben, wußte der Hauptmann nicht. Erst als des Nachts die Bomben gegen die Kaserne geschossen wurden, erinnerte man sich des verdächtigen Schweineverkäufers.

Viele Bomben sind in die Gärten, Wiesen und Äcker neben der Stadt gefallen, den Boden zerwühlend. Eine flog über die Stadt und platzte in der Nähe des Bahnhofes, eine fiel in die Kasernenstraße. Ihre Splitter sammelten Schulkinder auf. Eine flog über die Anstalten und schlug unweit der Anstaltspfarre in den Boden. Viele waren Blindgänger und platzten nicht. Als sie eines Tages von unseren Pionieren aufgesucht und entladen wurden, klirrten alle Fenster der Stadt.

Den merkwürdigsten Platz suchte sich eine russische Bombe in Dombrowken beim Rittergutsbesitzer Voigt aus. Sie durchbohrte das Dach und die Stubendecke und senkte sich dann auf das kostbare Plüschsofa in der Empfangsstube. Dort blieb sie, ohne zu platzen, fein sanft und still liegen. Dieses grausige Ungetüm! Es weiß, was sich im anständigen deutschen Hause schickt. Die Russen wissen es weniger.

Und wieviel Menschen sind durch die 150000 Bomben der Russen umgekommen? Höre es, Siwers, du großer Russenheld! — „Keiner!“ —

32. „Warum seid Ihr nicht geflohen?“

enn die Russen in dem von ihnen besetzten Gebiet noch ostpreußische Bewohner vorfanden, pflegten sie dieselben zu fragen: „Warum seid Ihr nicht geflohen?“ Augenscheinlich war ihnen die Anwesenheit der Zurückgebliebenen lästig, weniger der Spionage wegen, als weil ihnen die Zurückgebliebenen beim Rauben und Plündern ein wenig im Wege waren. Sie wollten es bei ihrem zweiten Einfall recht gründlich und ungestört betreiben. Beim ersten Einfall waren es nur polnische Bauern und jüdische Handelsleute, welche auf ihren Fuhrwerken die geraubten und erhandelten Sachen fortschleppten. Beim zweiten Einfall schickten sie große Eisenbahnwagen und militärische Kolonnen mit ganzen Ausstattungen von Raubsachen in die Heimat. Das erste Mal wahrten wenigstens die Offiziere den äußeren Anstand, beim zweiten Mal war kein Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen. Es war ein Rache- und Raubfeldzug.

Der tugendsame russische Oberbefehlshaber Siwers, welcher sogar den „Verkauf von Spielkarten“ mit den höchsten Strafen bedrohte, erwartete in seiner Bekanntmachung bestimmt, daß alle Männer „nichtzagernd“ das Gebiet verlassen würden. Frauen und Kinder sind beim Ausrauben weniger hinderlich als Männer. Beim ersten Mal wurden alle eingeholten Flüchtlingszüge in die Heimat zurückgeschickt, beim zweiten Mal aber unbarmherzig nach Rußland transportiert.

Es ist erstaunlich, wie viele Tausende Ostpreußen noch bei den Russen zurückgeblieben waren. In den seltensten Fällen waren sämtliche Leute einer Ortschaft geflohen; auch in scheinbar ganz entvölkerten Dörfern fanden sich immer noch einzelne, die einsam unter den Russen hausten. Oft gab es große Ortschaften, wo die Leute vollzählig zurückgeblieben waren. Die Russen haben sich darüber gewundert, und wir müssen dieselbe Frage aufwerfen: „Warum seid Ihr nicht geflohen?“ —

„Es ist Sünde zu fliehen; man muß Gott vertrauen“ — sagte der Kirchenkassenrendant Grenda in Buddern. Das ist wohl ein vereinzelter Fall.

„Ich kann mich von der Stelle nicht trennen, wo ich mein langes Leben zugebracht habe, ich kann nicht Haus, Hof und Wirtschaft im Stich lassen“. Dieser Fall kam häufig bei Altsitzern vor.

„Ich bin elend und krank. Eine Fahrt auf dem Wagen in der Kälte ist mein Tod. Ich will zu Hause sterben.“ Diese waren am traurigsten dran. —

„Mein Mann ist im Felde, ich sehe der Geburt eines Kindes entgegen und habe viele kleine Kinder. Wir sind arm, besitzen nicht Roß noch Wagen. Wer erbarmt sich unser und nimmt uns auf die Flucht mit?“ — So klagten arme Arbeiterfrauen.

„Uns werden die Russen nichts tun. Das erste Mal kamen sie nicht her, das zweite Mal werden sie uns auch verschonen.“ So sprachen viele, die beim ersten Russeneinfall wunderbarerweise wie im Versteck den Feinden entgangen oder ausnahmsweise von ihnen gut behandelt waren.

In den allermeisten Fällen lautete die Antwort: „Zu spät! Ach, zu spät! Wir wollten fliehen, aber die Russen überraschten uns.“

In Lasdehnen, Kreis Pillkallen, also dicht an der russischen Grenze, hatte man beim ersten Russeneinfall ein Wunder der bewahrenden Gnade Gottes erfahren: das Kirchspiel war wie mitten im Frieden geblieben. Keinem war ein Leid geschehen, während ringsumher in den übrigen Kirchspielen des Kreises die schrecklichsten Greuel verübt waren. Nur ganz zuletzt am 13. September waren

etwa 5000 Russen auf der Flucht durch das Kirchspiel an die Grenze gezogen und hatten sich gar nicht ungemütlich aufgeführt. Die Flucht war auch nicht gerade zu hastig, denn die verfolgenden Preußen waren nicht zu sehen. Daher hatten sie auch Zeit, die vielen Käsebrote aus der Lasdehner Meierei mitzunehmen und sie lachend und scherzend auf ihre Bajonette aufgespießt bis nach dem Grenzdörfchen zu tragen, wo sie rasten und schmausen wollten. Ein besonders kostbares Beutestück trug ein russischer Soldat bei sich: eine Gans. Er hatte sie für seinen verwundeten General requiriert, der am Stock einherhumpelte, und sollte sie braten. Unterwegs streichelte er die von seinen Armen umschlungene Gans, küßte sie und freute sich auf den Gansbraten wie ein Kind. Als dritte Beute führten die Russen den Domänepächter K. aus Löbgallen mit sich, von dem sie ein hohes Lösegeld erwarten mochten. Im Dörflein an der Grenze wird auf freiem Felde gelagert. Die Soldaten kochen ab und freuen sich auf den Käse, der den Magenschluß der Mahlzeit machen soll. In eine Bauernstube ziehen drei Gäste ein: Der hinkende General, der Bursche mit der Gans und der gefangene Domänenpächter. Die Gans ist geschlachtet und gerupft und liegt schon auf der Bratpfanne. General und Bursche machen ein fröhliches Gesicht. Da mit einem Male hört man im Lager den Schreckensruf: „Prussaki! Prussaki!“ — Und nun stürzt alles Hals über Kopf in die wildeste Flucht. Käse und Gans bleiben ungenossen zurück. Der gefangene Domänenpächter geht heim, er hat nur einen unfreiwilligen Spaziergang gemacht, der ihm sehr wohlgetan hat. — Wenn die Russen gewußt hätten, daß die Preußen erst nach drei Tagen da sein würden, hätten sie wenigstens Käse und Gans verzehrt.

So gut war es der Gemeinde Lasdehnen gegangen. Sie hat ein Kriegsschauspiel gehabt, ohne einen Pfennig dafür zu zahlen. Ist es da ein Wunder, daß sie beim zweiten Russeneinfall bleibt? Ja, so sorglos waren die Leute im Kirchspiel Lasdehnen, daß sie nicht einmal Wertsachen und Familienandenken in Sicherheit zu bringen versuchten. Und in der Überzeugung, daß keine Gefahr drohe, wurden sie noch durch die starke Einquartierung deutschen Militärs am

Kirchorte bestärkt. Schon waren alle anderen Grenzkreise von den Russen im November besetzt, nur im Kirchspiel Lasdehnen ist kein Russe zu sehen.

Da — am Sonntag den 13. Dezember dringen die Feinde von drei Seiten über die Grenze ins Kirchspiel ein. Die Gemeinde ist im Gotteshause sehr zahlreich versammelt. Pfarrer Wittke ist vom Oberpräsidenten beauftragt, der Gemeinde den Rat zu erteilen, mit ihrer wertvollsten Habe beizeiten zu fliehen. Beizeiten! Das war nicht mehr möglich. Es war schon zu spät. Kaum ist der Gottesdienst beendet, da fliegen auch schon die Granaten ins Kirchdorf hinein. Die nach Süden und Osten gelegenen Ortschaften sind schon während des Gottesdienstes von den Russen besetzt. Das deutsche Militär räumt das Kirchdorf und bringt einen Teil der Bewohner nach Ragnit in Sicherheit. Der Pfarrer zieht mit einem anderen Teil der Gemeinde in ein verstecktes Walddorf. Am 15. Dezember haben die Russen das ganze Kirchspiel, auch Lasdehnen selbst in ihrer Gewalt. Warum seid Ihr nicht geflohen? —

In Goldap waren einzelne bejahrte oder leidende Personen zurückgeblieben, obwohl sie wie alle anderen mit dem Bergungszuge hätten entfliehen können. Auch hier war es beim ersten Russeneinfall den zurückgebliebenen Einwohnern der Kreisstadt so leidlich ergangen. Denn die russischen Offiziere hatten gute Zucht gehalten, nur verlassene Häuser waren geplündert, dagegen die bewohnten ausnahmslos verschont. Das hatte so manche veranlaßt, nicht zu fliehen. Sie vergaßen jedoch dabei, was ringsum im Landkreise geschehen, daß dort 148 Wohnhäuser und 309 Wirtschaftsgebäude niedergebrannt, 28 Personen, darunter ein betagter Landschaftsrat und ein treuer Lehrer ermordet, 14 Frauen und Mädchen vergewaltigt waren. Sie bedachten nicht, daß neue Horden beim zweiten Einfall keine solche Schonung wie die erste Besatzung üben würden. Zu spät, ach zu spät bereuten sie, nicht geflohen zu sein. Scheusale waren jetzt ihre Herren. Welche grausigen Vergewaltigungen alter Frauen! Leibhaftige Teufel konnten es nicht schlimmer machen. Und wehe dem, der sich der Plünderung widersetzte! Er wurde eingesperrt oder er-

mordet. Da war er nicht mehr hinderlich. Und gerade die bewohnten Häuser wurden nach der Plünderung angezündet, so daß auch die 84jährige Schwester eines alten Kirchenältesten, eine Witwe, den Tod in den Flammen fand. Warum seid Ihr nicht geflohen?

Haarzen, ein großes Dorf im Kreise Angerburg, von ca. 700 Seelen, am Mauersee, war beim ersten Russeneinfall verschont geblieben. Man hatte keinen Russen gesehen, obgleich sie ganz in der Nähe im Kirchdorf Possessern hausten, wo auch eine große Schlacht geschlagen wurde. Merkwürdig! Orte, die zwischen Seen lagen, wie Haarzen und die Stadt Gilgenburg, wurden von den Russen ängstlich gemieden. Darum ließen sich auch die Bewohner von Haarzen beim zweiten Russeneinfall zum Fliehen Zeit, bis es für viele zu spät war. Sie wollten erst abwarten, bis vom Landrat der Befehl zum Räumen gegeben wäre. Der Besitzer Blank aber will auf dem Landratsamt die Weisung erhalten haben: „Niemand soll seinen Wohnsitz verlassen; wer noch eine Hose am Leibe hat, soll darauf sitzen bleiben!“ Es kann sein, daß der jüngste Schreiberlehrling auf dem Landratsamt diesen weisen Rat erteilt hat — genug: die Hosenträger Haarzens blieben sitzen und sitzen, bis die Russen da waren.

„Warum seid Ihr nicht geflohen?“ — Ach, geschehene Dinge lassen sich nicht ändern.

„Aber wie ist es euch bei den Russen ergangen?“ — Auf diese Frage geben uns die nun folgenden Geschichten Antwort.

33. Die Leiden der Familie Schröder.

Der Gutsbesitzer Schröder in Mischkowken bei Benkheim hatte am Montag den 9. November 1914 die zur Flucht nötigsten Sachen auf einem Wagen verladen und war im Begriff mit seiner Frau und drei Kindern abzureisen, als ein Trupp Kosaken auf den Hof sprengte und die Flucht verhinderte. Sie befahlen ihm, eins seiner Pferde zu besteigen und mitzureiten. Er durfte sich aber nicht das schnellste nehmen, sondern eine alte Stute.

Lassen wir jetzt Frau Schröder ihre mir mitgeteilte Leidensgeschichte selbst erzählen:

Ich weinte, schrie und flehte: Sie sollten mir doch den lieben Mann, den Ernährer seiner Familie, nicht fortnehmen. Es half nichts. Er mußte mit.

Die Kosakenpatrouille ritt mit meinem Mann über Lissen nach Gassöwen, Kirchspiel Kutten. Ich aber flehte knieend zu Gott, meinen Mann mir wieder zu schicken.

Am nächsten Tage kamen die Kosaken mit meinem Mann zurück. Meine Freude währte nicht lang.

Eben hatte er sein Pferd in den Stall geführt und mich und die Kinder begrüßt, als die Kosaken in unser Wohnzimmer eintraten und meinen Mann an seinem Rock faßten, um ihn vor die Tür zu schleifen. Er widerstrebte und hielt sich am Türschloß fest. Da schlugen sie mit ihren Kanschucken auf ihn ein, überwältigten ihn und schleiften ihn auf den Hof. Dort mußte er sich zusammen mit einem Kosaken auf ein Pferd setzen.

Als ich sah, wie sie meinen lieben Mann mißhandelten und dann fortschleppten, war mir zu Mut, als würde mir

das Herz aus dem Leibe gerissen. Ich stürzte ihm nach. Da strauchelten meine Füße und ich schlug lang auf die Pflastersteine des Hofes hin. Ein Blutstrom ergoß sich aus meinem Munde. Hinter mir standen die Kinder und schrieen: „Die Mutter stirbt! Ach Gott, die Mutter stirbt!“

Das Geschrei meiner lieben Kinder gab mir die Kraft, mich aufzuraffen, um mich im Hause vom Blute zu reinigen und dann an meine hausmütterlichen Pflichten zu denken. Es war schon am vorigen Tage, als mein Mann von den Kosaken mitgeführt war, russische Einquartierung gekommen, ein Offizier mit mehreren Mannschaften.

Diese hätten wohl meinen Mann erretten können, schienen aber mit den Kosaken nicht anbinden zu wollen. Ich bewirtete meine Einquartierung aufs beste, brachte vor, was ich nur hatte. Der Offizier war sehr zufrieden und sagte: „Serr gutt! Serr gutt!“ Leider zog er bald fort.

Am nächsten Tage kommt ein anderer Trupp von Russen, die mich und meine Kinder gefangen nehmen und nach Budzisken abführen, wo der russische Heeresstab lag. Hier wird mir vom General die schreckliche Mitteilung gemacht, daß ich mit den Kindern wegen der Spionage ins Innere Rußlands transportiert werden müßte. Als ich eben fortgeführt werden soll, sehe ich denselben Offizier, der mein Essen so sehr gelobt hatte. Ich eile auf ihn zu, ergreife seine Hand und flehe, mich nicht fortschleppen zu lassen. Er nickt mir zu, eilt ins Zimmer, wo die anderen Offiziere des Stabes sitzen, die meine Fortführung befohlen haben. Aber er kommt nicht wieder. Ach, es ist ihm wohl nicht gelungen, mich zu befreien; denn man sperrt mich mit meinen Kindern in den Keller des Gastwirtes Lyzio ein.

Da sitze ich nun in der finsteren Höhle mit meinen Kleinen. Ich weine, sie weinen. Ich denke an den Apostel Paulus im Kerker zu Philippi und bete. — Da — es mochte um Mitternacht sein, öffnete jemand die verschlossene Türe. Wer ists? — Der Offizier, dem mein Braten so gut geschmeckt hat. Er sagt nur die beiden Worte: „Nach Hause!“

Da laufen wir denn, was wir nur können und sind in einer Stunde zu Hause. Aber wie schrecklich sah es da aus! Meine ganze Wirtschaft war inzwischen beraubt und aus-

geplündert. Es war mir gleichgültig. Das Liebste, mein guter Mann, war mein größter Gram. Wo mag er nur sein? Wie mag es ihm gehen? — Ich flehte wieder so recht inbrünstig zu Gott, sich doch über mich und meine unschuldigen Kindlein zu erbarmen. Es sei dem Allmächtigen doch ein Geringes, uns Elende zu retten. Und mein Herz sagte es mir, daß mein Gebet Erhörung gefunden. —

Am nächsten Tag um die Mittagszeit höre ich im Kinderzimmer ein lautes Freudengeschrei: „Vater, Vater!" Ich laufe aus der Küche hinein. Da ist er, der gute Mann, und küßt die Kinder, die an seinem Halse hängen, und wir umarmen uns alle. Leise und vorsichtig war er unbemerkt ins Haus zu den Kindern geschlüpft. Schnell erzählte er mir seine Erlebnisse. Die Kosaken hatten ihn nach dem Dorf Klein Rosinsko bei Bodschwingken geschleppt und in ein Haus gebracht, wo es von russischen Soldaten wimmelte. Er saß unter ihnen und wurde streng bewacht. Gegen Abend entstand ein Gelage. Es wurde Fleisch gebraten und er sollte mitessen. Es schmeckte ihm nicht, er schüttelte den Kopf. Dann gings ans Saufen. Er verweigerte jeden Tropfen. Die Sauferei währte die Nacht hindurch, bis einer nach dem andern trunken aufs Strohlager sank. Als alles schnarchte — es war schon Morgengrauen — schlich er sich vor die Tür und rannte aus allen Leibeskräften davon.

So war er wieder bei uns, aber seines Bleibens war nicht unter uns. Er nahm wieder Abschied, um sich beim benachbarten Besitzer Weinowski, der ausgebaut ist, zu verbergen. Dort blieb er in seinem Versteck neun Tage.

Bald kamen russische Soldaten zu mir, um den Entflohenen zu suchen. Sie durchforschten jeden Winkel in Haus und Hof, ohne ihn zu finden.

Alle Tage kehrten neue Trupps in unserem Hause ein, die ich zu bewirten hatte.

Da kam eines Tages der Befehl vom russischen Kommando, daß ich in den Keller zu Budzisken geführt werden sollte; das Leiden begann aufs neue. Aber dieses Mal fand ich im Keller schon etwa 70 Leidensgenossen, Männer, Frauen, Kinder. Mit allen diesen sollten wir nach Rußland

transportiert werden. Da erklärte ich, ohne meinen Mann nicht in die Gefangenschaft gehen zu wollen. Man sollte mich lieber töten. Ich bat, meinen Mann mitnehmen zu dürfen. Es wurde gestattet. Mein Mann wurde geholt. Es war ein schrecklicher Aufenthalt in dem dumpfen, engen, kalten Keller. Ach war da ein Weinen, Klagen, Jammern die ganze Nacht hindurch! Viele von diesen mitgefangenen Kindern aus Jakonowken waren halb nackt, nur mit einem Hemde bekleidet. Sie zitterten und wimmerten. Nach einer schrecklichen Nacht wurden wir hinaus gelassen und in Freiheit gesetzt. Die Russen hatten sich eines Besseren besonnen und ließen jeden nach Hause ziehen.

Als wir nach Hause kamen, fanden wir alles ausgeplündert. Russische Weiber waren darin, schalteten und walteten wie Hausfrauen, schlachteten und brieten unsere Enten und Gänse für ihre Männer und empfingen uns, die rechtmäßigen Besitzer, mit Flüchen.

Uns gestattete man, auf dem kalten Estrichboden zu wohnen. Wollten wir nach unten kommen, um etwas Nahrung zu holen, so trieb man uns wieder mit Flüchen und Säbelhieben auf den Boden zurück. Aus Gnaden reichten uns die russischen Weiber dann und wann ein wenig Brot. So haben wir die vielen Wochen unter Angst und Qual, in Hunger und Kälte zugebracht. Es schien uns eine nie endende Ewigkeit zu sein, und wir schrien zu Gott: „Ach, mein Gott, mein Gott, wie lange, endlich mache den Beschluß!“

Eines Tages war es sehr lebhaft auf unserem Hof. Es wurde ein großer kupferner Kessel aus irgend einer Brauerei oder Brennerei herbeigeschafft. Die Russen richteten sich die gute Stube in unserem Hause zu einer Dampfbadestube ein. Da die Türen zu klein waren, wurden die Pforten entfernt, ein eisernes Rohr mit Schornstein angelegt. Und nun ging das Baden los.

Am 9. Februar 1915 schlug die Stunde unserer Erlösung. Die Russen zogen ab. Als wir aus unserem kalten Gefängnis herauskamen, sahen wir sie nicht mehr. — Sie hatten bei ihrer Flucht 11 Stück Vieh, 5 Pferde und 17 Schweine mitgenommen, auch noch am letzten Tage

5 Fuder Klee aufgeladen und fortgefahren. Wir sind bettelarm geworden. Aber wir sind frei. Gottlob, von Schrecken endlich erlöst! Es sind wunderbare Wege, die Gott uns geführt hat durch Nacht zum Licht.

In Kersken, dem nächsten Dorfe, hat sich folgende schreckliche Geschichte zugetragen. Ein Kosak war nachts nach Zertrümmerung eines Fensters in ein Haus eingestiegen, in dem Frau A., eine Mutter mit ihrer 13jährigen Tochter schlief. Der wilde Kerl vergewaltigte das Kind. Die entsetzte Mutter lief wie wahnsinnig im Hemde und barfuß schreiend zum Kommandeur in Budzisken und bat um Schutz für ihr Kind.

Am nächsten Tage ließ er die Kosaken antreten. Das Mädchen mußte den Übeltäter zeigen. Als sie mit der Hand nach ihm zeigte, zog der Wüterich seinen Säbel und schlug damit dem Mädchen über den Kopf, daß es blutend niedersank. Darauf ließ der Oberst sofort 12 Soldaten antreten und den Kosaken niederschießen.

34. Aus dem Tagebuch der Frau Besitzer Berta Ebelt in Possessern.

Sonntag den 8. November. So müssen wir also zum zweiten Male fliehen! Das ist besonders schrecklich für uns Abgebaute. Ich bin eben im Dorf gewesen. Die deutschen Soldaten, die durchs Dorf kamen, ziehen sich zurück und haben uns den dringenden Rat gegeben, so schnell wie möglich die Flucht zu ergreifen. Ich habe mir sofort für die Flucht vom Kaufmann eine Menge Kaffee, Zucker und Reis gekauft. Ach, wenn mein lieber Mann nur da wäre! Der ist aber im Krieg und alle Sorgen wälzen sich zentnerschwer auf den Kopf einer schwachen Frau und Mutter mit sieben kleinen Kindern von 1 bis 8 Jahren. Wohin und wie schaffe ich nur das Vieh und Pferde fort, daß sie den Russen nicht zur Beute werden? Ach Gott, verlaß mich nicht!

Montag den 9. November. Heute früh kam der Nachbar, Besitzer Szemkus, und trieb zur Flucht. Er fahre schon in einer Stunde fort und bringe Frau und Kinder nach Lötzen. Das ganze Dorf sei öde und leer, als hätte daselbst die Pest gehaust. Von den 1000 Menschen sei nur die alte gelähmte Schusterfrau mit ihrem Mann zurückgeblieben. Ich kann leider noch nicht fort, denn ich habe den Hirten mit meinem siebenjährigen Söhnchen fortgeschickt, die sollen nämlich das Vieh und die Pferde zu meinem Bruder in Heydtwalde bei Lyssen treiben, wo es am sichersten ist. Nach jenem Waldversteck werden die Russen nicht hinkommen. Ich erwarte den Hirten und mein Söhnchen

bestimmt zurück morgen gegen Mittag. Dann erst können wir fliehen.

Dienstag den 10. November. Der Hirt und das Kind sind bis heute abends noch immer nicht zurück. Aber vier Kühe sind ohne Hirten zurückgekommen. Ist ihnen ein Unglück zugestoßen? Es ist mein einziger Bube, mein Herzensjunge. Er wollte durchaus dem alten Hirten beim Viehtreiben helfen. Gott schütze ihn! Ich vergehe vor Ungeduld. Die vier Kühe brüllen. Sie können mir nicht sagen, was vorgefallen ist.

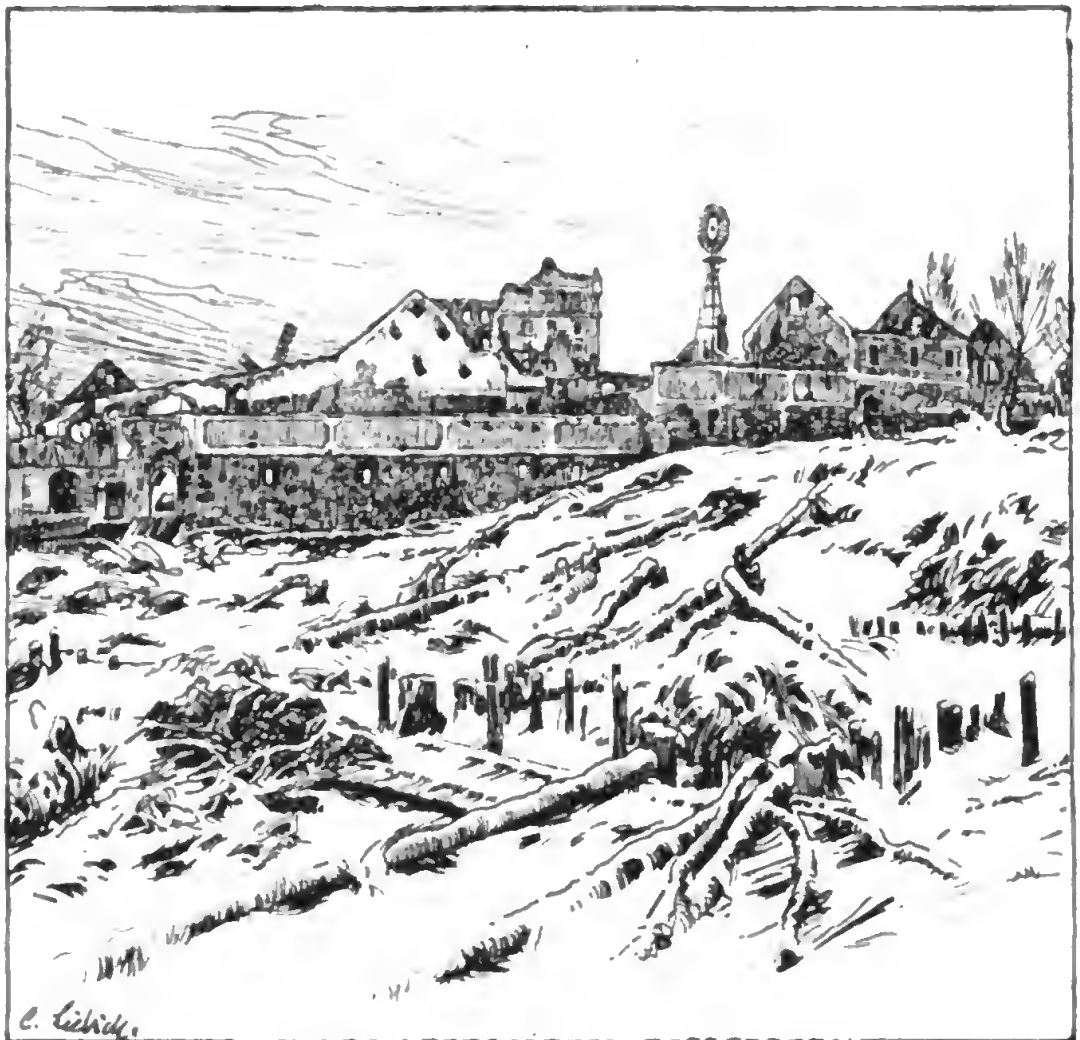
Mittwoch den 11. November. Die beiden sind immer noch nicht da. Ich wäre heute mit meinen sechs Mädchen geflohen. Aber es sind auch die Pferde fort, die hat der Hirt mitgenommen, um meine von der ersten Flucht in Heydtwalde noch zurückgelassenen Betten und Wäsche zurückzubringen. Am Nachmittag kam heute eine große Schar Russen. O Gott, ich habe an allen Gliedern gezittert. Sie haben alles fortgenommen, was ich im Flur zum Aufladen bereit gestellt hatte, auch die schönen Kolonialwaren, die ich kaufte. Das Kochgeschirr ist fort, nur einen alten Topf haben sie mir gelassen. Meine Schweine und das Federvieh haben sie geschlachtet. Mein Gott, was soll aus mir und meinen Kindern werden?! —

Donnerstag den 12. November. Die Räuberhorde von gestern ist fort. Heute kamen neue Truppen auf meinen Hof. Als sie nichts fanden, sind sie fortgezogen.

Freitag den 13. November. Heute kamen wieder Russen auf meine Besitzung. Unter ihnen war ein Offizier, der gut deutsch sprach. Ich erzählte ihm mein Unglück, und er schien von meinen Tränen gerührt zu sein. Er versprach mir, wenn er in der Nähe Pferde finden würde, sie uns zuzuführen, damit wir fliehen könnten. Ein Wagen ist ja noch vorhanden. Er riet mir, eine weiße Fahne am Wagen zu befestigen und unter dem Schutz seiner Soldaten auf die Chaussee nach Lötzen bis an die deutschen Linien zu fahren.

Sonnabend den 14. November. Der menschenfreundliche Offizier kam heute wieder, aber Pferde hatte er nicht finden können; am nächsten Tage müsse er weiterziehen. Er ließ uns aber Tee und etwas Kakao zurück.

Sonntag den 15. November. Heute haben russische Offiziere unser Haus von oben bis unten durchsucht. Sie meinten, mein Hierbleiben könne keinen andern Grund haben, als weil ich eine geheime Telephonverbindung mit den deutschen Soldaten unterhalte.



AUS DEM ZERSTÖRTEN POSSESSERN

Sonntag den 22. November. In der ganzen vorigen Woche ist nichts Besonderes vorgefallen. Nur heute kamen zwei russische Bengel, ein 16jähriger mit einer Flinte und ein 11jähriger mit einem Säbel. Sie seien russische Soldaten und müßten das Haus durchsuchen. Ich lachte sie

aus und hetze den Hund auf sie; — da sind sie fortgelaufen. Bisher hatte ich noch mit jedem Tage gehofft, Gott werde uns aus unserer Verlassenheit befreien und zu den Unseren führen; — jetzt scheint es mir, als ob wir ein Opfer des Krieges werden sollen. Hunger haben wir bisher nicht gelitten, nur das Brot ist zu Ende.

Donnerstag den 26. November. Heute kamen auf unseren Hof zwei Russen, der eine zu reiten, der andere auf einem Wagen, mit Brot für die Patrouillen. Der erste wurde sehr dreist zu mir; ich sah ihn wütend an, da ging er fort. Der andere war gut und gab den Kindern Brot zu essen. Wann werden wir aus unserem Elend erlöst? —

Freitag den 4. Dezember. Wieder ist der ganze Hof und das Haus voll Russen. Sie haben gekocht und fast alles Holz verbrannt, auch den größten Teil der Kartoffeln mir genommen. Auch von den vier Kühen haben sie drei geschlachtet und mir noch eine gelassen. Ich weine mit meinen Kindern um die guten Kühe. Ich höre nicht auf zu Gott zu flehen: „Barmherziger Gott, schütze uns doch vor den bösen Feinden; wenn es aber nicht sein kann, so wollen wir lieber durch Granaten sterben.“ Die Kinder fragen immer, ob sie denn auch Engel werden.

Sonnabend den 5. Dezember. Die vorige Nacht war schrecklich. Zwei Russen wollten mit Gewalt ins Haus eindringen und erbrachen die Riegel. Ich und meine sechs Kinder erhuben ein verzweifeltes Geschrei. Da gingen sie fort. Gott sei Dank für diese Rettung!

Montag den 7. Dezember. Unsere Hungersnot wird immer schlimmer. Brot ist schon lange nicht mehr da. Auch fehlt uns Grütze. Ich wollte aus Hafer durch Zerstampfen im Mörser Grütze machen; es ist mir aber nicht gelungen. Auch das Heu haben die Russen fortgefahren, jetzt muß auch die letzte Kuh verhungern. Es ist zum Weinen! O Gott, was fange ich nur an? Das jüngste Kind schreit nach Milch, und ich habe keine.

Dienstag den 8. Dezember. Heute kam ein Russe, der sich gut stellte. Er gab den Kindern Zucker und setzte sich an den Tisch. Als ich in die Küche ging, kam er mir nach und wollte mich umfassen. Ich wies ihm die Tür.

Da hielt er mir den Revolver vor und wollte mich abermals anfassen. Auf mein Geschrei kamen die Kinder herbei. Da er aber nicht ging, gab ich ihm zu verstehen, er solle mich und die Kinder erschießen. Auch dies ließ ihn kalt. Ich kam mir vor wie Petrus auf dem Meere, als er zu versinken anfing. Während mein Herz in der Verzweiflung zu Gott schrie, rief ich zu dem Russen: „Gott wird Dich richten!" und schlug ein großes Kreuz. Da wurde er bleich und ging fort. So hat Gott mich abermals gnädig behütet.

Mittwoch den 23. Dezember. Heute haben mir die Russen die letzte Kuh genommen. Das ist ein furchtbarer Schmerz. Wie werde ich das Leben mit dem ein Jahr alten Kinde ohne Milch weiterführen? — O Gott, wie hart läßt du es uns ergehen! Und wo mag mein Mann sein? Werden wir uns jemals wiedersehen? Ebenso Vater, Schwester und mein Junge? Herr, mach bald ein Ende diesem entsetzlichen Kriege! Manchmal fürchte ich, dem Wahnsinn nahe zu sein, doch bitte ich, Gott möchte es um meiner Kinder willen verhüten. Oft erfaßt mich ein solcher Schwindel, daß ich ganz tatenlos dasitze.

Weihnachten den 26. Dezember. Ein so trauriges Christfest habe ich noch nicht erlebt. Die Russen haben heute alles Getreide und das letzte Heu fortgenommen, aber uns etwas Brot gebracht. Als ich heute Wasser holte, schlugen in der Nähe des Brunnens Granaten ein. Ich habe mich nicht erschreckt. Der Tod wäre mir eine willkommene Erlösung.

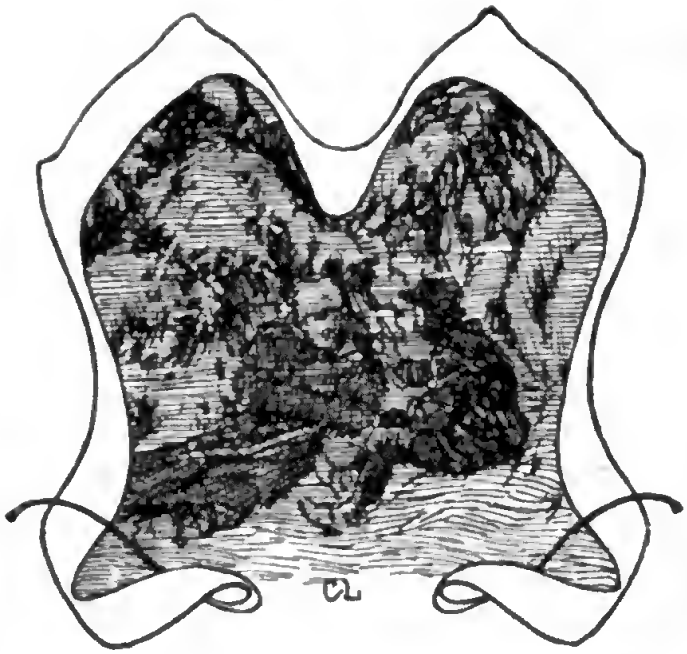
Freitag den 15. Januar 1915. Heute kam ein russischer Offizier, der sich sehr wunderte, daß ich mit meinen Kindern zurückgeblieben. Ich habe ihm alles erzählt und unsere Hungersnot geklagt. Er sprach deutsch und wollte uns Hilfe schicken.

Sonnabend den 16. Januar 1915. Der Offizier hat Wort gehalten. Heute hat uns die Feldküche reichliches Essen und Brot gebracht. Sie soll wöchentlich zweimal uns mit Essen versorgen.

Dienstag den 2. Februar. Heute sah ich zwei Geschütze den Weg entlang fahren. Dann kam eine Patrouille auf den Hof. Der Unteroffizier sprach deutsch und kündigte

mir an, daß sie bald vorrücken werden, dann würden die Preußen ihnen nachrücken müssen. Ich verstand den Sinn seiner Rede nicht.

Freitag den 12. Februar. Heute morgens hörten wir viel dröhnendes Wagenrasseln, wußten aber nicht, ob von russischer oder deutscher Seite. Da ging ich mit meiner achtjährigen Tochter auf den Berg hinter der Scheune, um Ausschau zu halten. Wir sahen 30 deutsche Soldaten, die voll Staunens uns entgegenkamen. Unsere Freude war groß. Es waren unter diesen einige süddeutsche, edeldenkende Herren, die sofort unserer Hungersnot abhalfen und uns reichliche Speisevorräte herbeischaffen ließen. So hat der Allmächtige uns endlich errettet. Ihm sei Preis in Ewigkeit!



35. Hundsdörffers Abenteuer.

eine Familie hatte ich zeitig zur Flucht veranlaßt. Auch ich wollte fliehen.

Am Montag den 16. November wurde ich auf meinem Hof in Krzywinsken von den Russen gefangen genommen. Ich hatte am Tage vorher schon 16 Stück Vieh in Angerburg zum Weitertransport an die Landschaftskammer verladen lassen. Dann war ich zurückgegangen, um noch meine Stute mit mehreren Füllen und die Schweine zu holen; es standen ja in Krzywinsken noch deutsche Truppen.

Da überraschten mich die Russen und brachten mich nach Brosowken, wo bereits gekämpft wurde und die deutschen Granaten niederfielen. Da sagte ich zu dem dortigen russischen Offizier: „Was soll ich mich hier totschießen lassen? Wollen Sie mich nicht nach Hause gehen lassen?“

Darauf beauftragte er einen Soldaten, der gut Deutsch verstand, mich nach dem Hauptquartier zu einem General weiter zu bringen. Wir kamen in den Popioller und Gronder Wald und nächtigten unter einem Gebüsch. Vor Frost konnten weder der Russe noch ich selber schlafen. Da unterhielten wir uns miteinander.

„Bruder“, sagte ich, „bist Du gerne im Krieg?“

Er: „Nein, nein, das weiß Gott. Zu Hause sind Weib und Kind, die müssen darben. Und ich muß auch hier hungern und für nichts mich totschießen lassen.“

Darauf ich: „Ich habe einen feinen Plan ausgedüftelt.“

Er: „Bruder, sage es mir!“

Ich: „Dort 6 Kilometer hinter dem Walde liegen unsere deutschen Soldaten. Das sind gute Menschen; die möchten Dir und mir kein Leid antun. Die würden sich riesig freuen, wenn wir ihnen guten Tag sagen würden.

O, wie schön ist es bei unseren Soldaten! Da gibt es Wurst, Speck, Schweinebraten, Zigarren, Wein, Kuchen, Brot, Butter, alles in großer Fülle. Die russischen Gefangenen haben es bei uns wie im Himmel.“ —

Der Russe horchte und seine Augen leuchteten vor seliger Hoffnung: „Bruder, ich möchte schon, für mein Leben gerne — aber“ — er hielt an und flüsterte geheimnisvoll: „Die verfluchten Kosaken! — Die passen auf, diese Teufel!“

Dann reichten wir uns die Hand. Und nun ging es ans Schleichen und Ducken. Solange die Nacht währte, kamen wir vorwärts. Der Morgen brach an. Schon waren wir in der Nähe von Buddern. Da auf einmal taucht vor uns eine Schwadron Kosaken auf. Ach, wir konnten ihnen nicht entfliehen. Und bald kamen sie heran und forschten. Der Russe sagte ihnen Bescheid. Er habe mich als Gefangenen zum General nach Gr. Pillacken zu bringen und den Weg verfehlt. Sie ließen uns nun gehen, aber nicht vorwärts gegen die deutschen Linien, sondern rückwärts. Unser Plan war vereitelt.

Wir kamen zum Hauptquartier nach Gr. Pillacken. Hier fanden wir noch viele andere deutsche Landbewohner als Gefangene, Greise, Männer, Frauen, Kinder. Der General betrachtete mich und sagte: „Pascholl, wieder nach Hause!“

Ich bat um eine Bescheinigung, damit mich die russischen Posten durchlassen möchten. Er sagte: „Ich habe keine Zeit. Mein Pferd ist gesattelt, ich muß fortreiten.“

Es war so, wie ich befürchtete. Die Russen ließen mich nicht nach Hause zurückkehren, sondern führten mich mit den anderen Gefangenen zu Fuß über Kutten, Lissen, Rotebude, Czychen nach Marggrabowa und dann über die Grenze nach Suwalki.

In Suwalki blieben wir zwei Tage. Dort schickte uns der Kommandant zurück nach Marggrabowa. Hier waren etwa 5000 Leidensgefährten zusammengetrieben. In den großen Schulhäusern waren wir eingesperrt, 65 bis 100 in

einem Zimmer. Bänke und Tiſche hatten die Ruſſen ſchon vorher verbrannt. Ein Strohlager gab es auch nicht. Wir mußten auf dem harten Boden ſchlafen. Wir gewöhnten uns auch daran, obgleich die Glieder ſehr ſchmerzten.

Zuletzt wurden wir geſichtet. Alle Perſonen zwiſchen 15 und 50 Jahren wurden ins Innere Rußlands abgeführt. Uns Ältere ließ man nach Hauſe gehen. Jeder bekam einen Erlaubnisſchein, heimzukehren. Aber der nützte uns doch nichts. Auf unſerer Rückkehr wurden wir in Czychen von den Koſaken aufgehalten und nach dem Dorfe Czukten im Kreiſe Oletzko zurückgebracht.

Hier lebten wir von dürftiger Nahrung bis zu unſerer Befreiung durch den großen Sieg Hindenburgs.

Als ich dann heimkehrte, fand ich mein Haus und Hof wüſte und leer, das Dach zertrümmert, Fenſter, Türen herausgeriſſen und verbrannt. Stühle, Tiſche, Betten ſind fort. Es regnet und ſchneit in die Wohnung hinein. Mitten in der Stube liegt ſtinkendes Stroh. Einem graut davor. Es iſt alles voller Läuſe. Es ſind die einzigen lebenden Geſchöpfe in unſerem Dorf.

Da ſtand ich nun in meinem eigenen Heim als Bettler vor dem verlauſten Ruſſenſtroh. Ich, der reiche Hundsdörfer, ein elender Bettler! Da nahm ich meine einzige Habe, den Krückſtock und bin in die Stadt gekommen. Wenn unſer Lehrer nach Hauſe kommen wird, wird er ſich auch ſehr wundern. Über allen Trümmern in ſeinem Hauſe hängt unverletzt wie zum Spott der Wandſpruch:

„Dies iſt mein Haus, meine ſchöne Welt.
Grüß Gott, wem's drinnen wohlgefällt.“

36. Die Erlebnisse der Frau Mathilde Preuß in Jakunowken.

Von den 700 Einwohnern unseres Dorfes — so erzählt Frau Mathilde Preuß, die Gattin des Gastwirts Luis Preuß in Jakunowken — „blieben nur 53 zurück. Die übrigen begaben sich rechtzeitig auf die Flucht. Sie hatten den besseren Teil erwählt.

Mein Mann und ich wollten nicht fliehen, weil er an der Wassersucht leidet. Auch mein Onkel, der pensionierte 72jährige Lehrer Fritz Bossig, der am Gelenkrheuma leidet, konnte an der Flucht nicht teilnehmen. Er schickte seine Frau und Töchter mit vier Enkeln und wir unsere beiden Töchter auf die Flucht.

So blieb ich denn zur Pflege der beiden Kranken zurück. Es wartete unser Schreckliches.

Zwei Regimenter aus Sibirien und Finnland, Nr. 333 und 334, und ein Kosakenregiment besetzten jedes Haus und nahmen alle Räume in Anspruch, so daß wir Zurückgebliebenen in enge Kammern oder auf die Böden getrieben wurden.

Ein alter Besitzer, Martin Rogalski, 84 Jahre alt, war so hinfällig, daß er nicht fliehen konnte. Er lag immer zu Bett. Ihn schleppten die Russen aus seinem Bett heraus auf den Düngerhaufen und ließen den Kranken im Freien auf dem Hofe liegen, bis er starb. Seine Leiche lag drei Wochen auf dem Misthaufen, bis sie hinter dem Wirtschaftsgebäude begraben wurde.

Die Maurerfrau Marta Schulz aus unserem Dorf, deren Mann im Felde steht, mußte es dulden, daß ihr

Stübchen, in dem sie mit ihrer Mutter und zwei Kindern von ein und drei Jahren wohnte, ganz dicht mit Russen belegt wurde. Als am 19. November die Stunde kam, wo sie ihr drittes Kind gebären sollte, eilte ihre alte Mutter früh morgens zu mir, weinend und klagend: „Meine Tochter soll ihr drittes Kind gebären, aber die russischen Soldaten wollen unser Stübchen nicht verlassen, so viel sie auch darum gebeten werden. Sie lachen und bleiben. Das ist meiner Tochter zu schrecklich, in Gegenwart fremder Männer ein Kind zur Welt zu bringen."

Ich eilte sofort zum Kommandanten, der im Hause des Besitzers Volkmann wohnte; Besitzer Volkmann hatte mit seiner Familie die Flucht ergriffen und nur seinen alten 95jährigen Großvater, der nicht mit wollte, zurückgelassen. Leider wurde der Greis von den russischen Offizieren sehr schlecht behandelt, die oft drohten, ihn auf die Straße werfen zu wollen, weil er ihnen zu schmutzig sei und sich selbst nicht reinigen könne. Aus Gnade gaben sie ihm hie und da etwas aus der Feldküche. In diesem vornehmsten Hause des Dorfes wohnten die Offiziere.

Als ich nun dem Kommandanten die Sache mit der Frau Schulz vortrug und ihn anflehte, die Soldaten aus dem Stübchen herauszunehmen, damit die Frau ungestört ihre Niederkunft halten könne, schlug er mit der Hand in die Luft und sagte: „Das schadet nichts. Es sind alles verheiratete Männer."

Sie mußte es also dulden. Ihr Kind, das zu schwache Nahrung bei der vergrämten und abgezehrten Mutter fand, starb am Kaisersgeburtstag.

Die Russen nahmen uns alle Vorräte an Lebensmitteln fort. Es entstand bald unter uns eine schreckliche Hungersnot. Sobald ein frisches Regiment einrückte, wurden wir, die zurückgebliebenen 53 Personen, zusammen in eine Instkate getrieben und tagüber ohne Nahrung eingeschlossen. Dann wurden wir jeder in sein Haus zurückgelassen und fanden dort alles Eßbare verschwunden. So ging es bei jedem Regimentswechsel.

Der Hungertod stand uns bevor. Da klagten wir unseren Jammer dem Kommandanten, der dann uns alle aus der

Feldküche speisen ließ. Wir bekamen meistens immer Buchweizengrütze, die wohl aus Rußland stammte. Dagegen von dem Fleisch, das sie durch Schlachtung des uns Besitzern fortgenommenen Viehes gewannen, bekamen wir nichts.

„Warum seid Ihr hier in Rußland geblieben? Dafür müßt Ihr hungern!" — so sagten uns oft die Offiziere. Ich erwiderte ihnen dreist: „Hier ist Deutschland, hier unsere Heimat. Ihr Russen seid gekommen und nehmt uns alles fort!" Darauf meinte ein Offizier: „Jetzt ist alles Rußland, was wir besetzt haben. Lauft jenseits unserer Schützenlinien nach eurem Deutschland!"

Der 1. Dezember war für uns ein Schreckenstag. Wir lagen noch im Bett, meine zwei Kranken, mein Mann und der Onkel Bossig, hatten es seit mehreren Wochen nicht verlassen können. Da stießen Soldaten mit ihren Gewehrkolben an unsere Kammer. Ich sprang auf, kleidete mich notdürftig an und öffnete die Tür. Die Soldaten befahlen uns, sofort mitzukommen. Wir sollten nach Budzisken transportiert werden! „Weshalb?" frage ich. — „Ihr seid deutsche Spione. Ihr gebt den Deutschen Zeichen und Nachrichten!" — Die Kranken stöhnten und jammerten. es half nichts. Sie mußten alle aufstehen. Ich half meinem Mann die nötigsten Kleider anziehen. Onkel Bossig durfte nur die Unterhosen und die Unterjacke anziehen. Bis er sich Hosen und Rock aufsuchen und anziehen konnte, wollten die russischen Soldaten nicht warten.

Auch seine Füße waren nur mit Pantoffeln bekleidet. Im ganzen waren 23 Personen, unter ihnen der Besitzer Böhnik mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, die durch die große Königliche Forst nach Budzisken wegen Spionageverdachts fortgetrieben wurden. Dort sperrte man uns in einen Stall ein und ließ uns zwei Tage ohne Essen und Trinken. Ein Verhör wurde mit uns nicht angestellt. Dann wurden wir wieder nach Jakunowken zurückgeführt. Onkel Bossig ging es ganz schlecht dabei. In dem tiefen Schlamm, durch den wir zu waten hatten, blieben seine Pantoffel stecken. Und so mußte er in dem kalten, bösen Wetter barfuß weitergehen.

Aber noch immer hielt man uns elende Menschen, die wir kaum den Mut hatten, auf die Straße zu gehen, für gefährlich. Am 28. Januar 1915 wurden 17 Personen von uns ausgesucht, um nach Goldap transportiert zu werden. Sieben tartarische Soldaten mit geladenen Gewehren führten uns dorthin. Auch ich gehörte zu den Gefangenen. Am schmerzlichsten war mir der Abschied von meinen beiden Kranken.

In Goldap wurden wir mit Arbeit beschäftigt. Die Männer mußten Eis hacken und die Straßen fegen. Wir Frauen mußten waschen. Täglich bekamen wir ein Pfund Brot. Sonstige Nahrung sollten wir uns kaufen. Für 5 Mark deutschen Geldes rechnete man uns einen Rubel an. Als ich damit nicht zufrieden war, sagte man mir, daß das deutsche Geld bald gar keinen Wert haben werde, weil Deutschland zu existieren aufhöre.

Am 8. Februar kam der Befehl, daß die jüngsten von uns nach Sibirien zu bringen seien. Dazu gehörten Besitzer Böhnik, seine Frau, sein ältester dreizehnjähriger Sohn und ich.

Schon waren wir im Begriff abzumarschieren, als die Russen in hastiger Flucht die Stadt verließen.

Bald rückte unser Militär in die Stadt. Wir waren endlich erlöst. Zu Hause fand ich meine beiden Kranken sowie den 95jährigen Volkmann sehr verschmachtet. Es war die höchste Zeit. Sonst wären sie Hungers gestorben."

37. Die Haarzener in russischer Gefangenschaft.

on Angerburg 10 Kilometer entfernt liegt lieblich in einem Tal an einem fischreichen See das Dorf Haarzen, von aller Welt abgeschlossen und verborgen, so daß die Russen bei ihrem ersten Einfall es wenig beachteten und gar nicht behelligten.

Der zweite Russeneinfall kam. Sofort verbreitete sich in der Stadt Angerburg die Schreckensbotschaft: „Die Bewohner von Haarzen können nicht mehr fliehen. Sie sind von den Russen überrascht. 500 Personen, Greise, Weiber, Kinder sind von den Russen in der Hempelschen Ziegelei eingeschlossen, fast zu Tode verhungert und dann schließlich verbrannt. Die Männer sind schon vorher totgeschossen."

Ich warnte von der Kanzel vor der Verbreitung solcher ungeheuerlicher Nachrichten. Wie konnte jemand diesseits unserer Schützengräben etwas Sicheres über das, was jenseits der russischen Schützengräben geschah, denn erfahren?

Zunächst blieb das Schicksal der Einwohner Haarzens in völliges Dunkel gehüllt. Ich war sehr gespannt, etwas

Sicheres zu erfahren und wollte, als die Russen in der neuntägigen Winterschlacht an den Masurischen Seen in die Flucht geschlagen waren, schleunigst nach Haarzen fahren, um zu sehen und zu hören, was dort geschehen war. Aber das Etappenkommando zügelte meinen Eifer: „Es ist verboten. Alle Wege und Felder sind mit Minen belegt."

Aber schon am 20. Februar 1915 kamen Leute aus Haarzen und baten mich um Lebensmittel und alte Kleider. — „Gott sei Dank, ihr lebt ja noch! Erzählt, wie es euch unter den Russen ergangen ist!"

Erst Sonntag den 15. November hatte der Gemeindevorstand von Haarzen den Dorfdiener von Haus zu Haus geschickt und die sofortige Räumung des Ortes ansagen lassen. Die größere Zahl war freilich schon geflüchtet, immerhin aber waren noch einige Hundert zurückgeblieben. Wer konnte jetzt ohne Vorbereitung Hals über Kopf davonlaufen? Und wer gab den armen Leuten Fuhrwerk zur Flucht? — Ein angstvolles Schaffen und hastiges Treiben war die Folge des Räumungsbefehls. Es war zu spät.

Plötzlich sind die Russen da — das sibirische Regiment 303. Weinend, schreiend, händeringend laufen die Leute durcheinander, eine Familie zur andern. Nirgends Rettung. Die Flucht ist unmöglich.

Die Russen treiben nun alle Menschen aus den einzelnen Häusern heraus, bis ein großer Haufe von etwa 200 beisammen ist. Dann werden alle in das Haus des Besitzers Warda getrieben und von 15 Soldaten mit geladenen Gewehren als Gefangene bewacht. Es war sehr enge in den kleinen Stuben. Die Stickluft unerträglich. Niemand konnte sich rühren noch bewegen. Nahrungsmittel hatten die Ärmsten bei der Austreibung nicht mitgenommen. Zunächst ließ die große Angst der Gefangenen um ihr Leben den Hunger nicht aufkommen. Erst als die Russen ihren Tee bereiteten und davon auch etwas den weinenden Kindern reichten, fingen die Gefangenen an zu hoffen, mit dem Leben davon zu kommen. Die ganze Nacht von Sonntag zu Montag brachten sie ohne Schlaf zu.

Am nächsten Morgen wurden sie herausgelassen und nach der Halbinsel Sdorkowen getrieben, wo die Besitzung

und Ziegelei von Menschen verlassen war. Sobald die Gefangenen merkten, daß die Transportführer nach Haarzen zurückgegangen waren, faßten sie den Entschluß, über die See-Enge nach Steinort zu fliehen. Ach, es waren keine Kähne da! Sie mußten bleiben. Bald kamen auch russische Bewachungsmannschaften, die jeden Fluchtversuch verhinderten.

Nach einigen Tagen trieb man die Gefangenen aus den einzelnen Insthäusern heraus und pferchte alle im Gutshause zusammen. In Sdorkowen gab es wenigstens Kartoffeln zu essen, aber sobald die Gefangenen die Küche benutzen wollten, kamen die russischen Soldaten und stießen sie vom Herde fort, um selber zu kochen.

Sobald die deutschen Soldaten merkten, daß in Sdorkowen Russen lagen, schossen sie von Steinort mit Granaten, durch die eines Tages drei Russen getötet und zwei schwer verwundet wurden, die auch bald starben. Das schien die Feinde in große Aufregung zu versetzen, und da geschah etwas, was alle Gefangenen mit Todesschrecken erfüllte. Einer der Posten trug Stroh auf die Veranda des Hauses, darin die Gefangenen beisammen saßen. „Sie wollen uns lebendig verbrennen!“ — Dieser eine Gedanke durchzuckte alle Herzen. Sie erhoben alle ein furchtbares Geschrei. Die Frauen schlugen die Fenster ein, warfen ihre letzten Habseligkeiten und ihre Kinder aus den Fenstern und sprangen hinterher. Die Russen hielten, eine Kette bildend, ihre Gewehre vor, daß niemand entfliehe. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel. Endlich, endlich trat Beruhigung ein. Das Haus wurde nicht angezündet. Da holten die Frauen ihre Gesangbücher hervor und sangen daraus. Der Sturm der Todesangst legte sich beim Singen.

In der Nacht vom 22. zum 23. November kam ein telegraphischer Befehl vom Kommando: „Alle männlichen Personen von 12 Jahren an und alle Mädchen sind über die Grenze nach Rußland zu transportieren!“ — Da entstand wiederum ein lautes Jammern und Wehklagen. Unter Tränen und Händeringen schrie der Haufe der 200 Gefangenen zu den russischen Offizieren: „Erbarmen,

Erbarmen! Um des Herrn Jesu Christi willen haben Sie Erbarmen! Trennen Sie uns nicht!"

Dem einen Offizier rollten auch die Tränen aus den Augen über seine Wangen, und er sagte deutsch: „Ich kann den Jammer nicht ansehen." Der andere aber war hart und sagte: „Fort müssen alle von hier. Hier wird bald eine große Schlacht sein."

Dann wurden alle nach der russischen Stadt Filipowo gebracht. Es war eine schreckliche Reise, besonders war die Zusammenpferchung der vielen Gefangenen zur Nachtzeit in irgend einem verlassenen Hause eine große Qual. Die kleinen schreienden Kinder wurden an die Wand auf den harten Boden gelegt und die Erwachsenen standen alle zusammen, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter, ohne sich hinsetzen oder hinlegen zu können. Welche Grausamkeit!

In Filipowo blieben die Haarzener von Freitag den 17. November bis Sonntag den 29. November. Zu ihrer Ernährung bekamen sie nur aufgekochtes Wasser, davon sie sich Tee machen sollten. Aber sie hatten keinen Tee und konnten sich auch keinen kaufen. Mitleidige Soldaten brachten ihnen etwas Salz und Brot. Für ihren Lebensunterhalt sollten die Gefangenen selbst sorgen, aber viele hatten kein Geld und konnten nichts kaufen. Es starben in solcher Hungersnot zwei Kinder und acht Erwachsene, darunter eine 98jährige Frau aus Kutten.

Als sie weiter ins Innere Rußlands fortgetrieben werden sollten, gingen die Frauen in großen Haufen zum Kommandanten und flehten um Gnade: „Wir müssen unterwegs Hungers sterben und sind zu schwach, um weiter zu gehen." Da kam er mit und sah sich den hungernden Menschenhaufen an. Als er die vielen blassen, verschmachteten Kinder sah, schien er von Mitleid tief ergriffen zu sein. Da befahl er, daß die Gefangenen über die Grenze nach Hause reisen sollten.

Nun zogen sie glückselig dieselbe Straße zurück und sangen dabei fröhliche Lieder. Aber zu früh. Als sie nach Czychen kamen, begegneten sie einem Kosakenoberst. Der ließ sie nicht weiterziehen, fluchte, schimpfte und gab den Befehl, sie nach dem Dorfe Czukten im Kreise Oletzko zu

bringen. Das Dorf war ganz leer. Dort wurden sie von russischen Soldaten bewacht und mußten das Getreide der verlassenen Grundstücke für die Russen ausdreschen. Nur einer weigerte sich, der Gastwirt Jastrzembski aus Haarzen: „Für meine Feinde arbeite ich nicht, das ist gegen mein Gewissen. Schießt mich tot, aber gegen mein Gewissen tue ich nichts" — so sprach er hartnäckig, bis sie ihn in Ruhe ließen. Aber dann hieß es bald: „Die Männer antreten und vor den Kommandanten!" — Etwa 30 standen da. Der Offizier trat vor die Mitte, hob den Arm in die Höhe und teilte den Haufen in zwei Hälften. Zur einen Hälfte sagte er: „Pascholl!" Diese durfte bei den anderen Flüchtlingen zurückbleiben. Die zweite Hälfte, darunter Jastrzembski, sollte nach Sibirien transportiert werden. Unter dem Jammergeschrei ihrer Frauen und Kinder wurden sie fortgeführt. Schon waren sie 150 Schritte abmarschiert, da kam der Befehl: „Die drei Ältesten dürfen hier bleiben!" Die anderen 12 wurden unbarmherzig hinweggeführt.

Am 12. Februar 1915 kam starke russische Einquartierung ins Dorf. Eine der Frauen fragte die Soldaten, woher sie kämen. — „Von Wirballen kommen wir zur Verstärkung." — Aber man merkte an der großen Unruhe, daß sie auf der Flucht waren. Ein Offizier in einem Bauernhause legte sich abends gar nicht zur Ruhe, sondern blieb am Tisch auf einem Stuhl sitzen. „Herr Hauptmann, Sie sehen so müde aus, legen Sie sich doch zu Bett!" — wurde ihm gesagt. — „Nein, sonst kommen die Preußen und nehmen die Fahne fort, die ich zu bewachen habe" — erwiderte er. Um Mitternacht verschwand der Offizier und sämtliche Russen aus dem Dorf. Am nächsten Tage rückten die Deutschen ein und wurden von den gefangenen Haarzenern mit großem Jubel empfangen. Nach der schrecklichen Leidenszeit von $13^1/_2$ Wochen hatte endlich ihre Erlösungsstunde geschlagen.

38. „O Weib, dein Glaube ist groß!“

asselbe was unser Heiland einst zu jenem kananäischen Weibe sagte, hat ein russischer Oberst in diesem Kriege einem ostpreußischen Mütterchen gesagt: „O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe wie du geglaubt hast.“ Auch der russische Oberst hat dem Glauben einer frommen Seele die Palme gereicht.

Davon weiß mein Sohn, der Pfarrer Lic. Braun hier, folgende liebliche Geschichte zu erzählen:

Es klingelt an meiner Haustür, ich öffne, und vor mir steht ein altes Frauchen mit freundlichem Gesicht und hellen Augen. Sie sagt: „Wir haben beim Russeneinfall all unser Hab und Gut verloren, nur ein paar Hühnerchen behalten. Sie haben mir, Herr Pfarrer, neulich so wunderschöne Kleider geschenkt und da möchte ich nun Sie bitten . . . .

„Liebe Frau“, unterbreche ich sie, „es tut mir leid, aber es ist nichts mehr da. Wir haben schon alles, was uns von auswärts geschickt wurde und was wir selbst entbehren konnten, verteilt.“

„Aber, Herr Pfarrer, erwiderte sie, „ich will doch nichts haben, ich möchte Ihnen doch nur selbst etwas schenken“, und damit nimmt sie den Deckel von einem Korb an ihrem Arm, darin liegen 15 schöne, große, saubere Eier.

Ich bin gerührt und sagte: „Aber, liebes Frauchen, das geht doch wirklich nicht, daß Sie mir noch von Ihrer großen Armut etwas schenken. Behalten Sie doch die Eier und pflegen Sie sich selbst. Sie werdens gewiß nötiger haben als wir, nach dem Furchtbaren, das Sie unter den Russen

ausgestanden haben." Und meine Frau, die gerade hinzukommt, sagt: „Wissen Sie, die Eier werde ich Ihnen abkaufen."

Da aber wird das Frauchen ganz traurig und spricht: „Ja, ja, so gehts den Armen. Sie sollen sich immer nur was schenken lassen, aber selbst schenken dürfen sie nichts. Das wird verachtet."

Nun, kränken wollten wir die gute Frau nicht, und so wanderten die Eier mit einem herzlichen „Vergelts Gott" in unsere Speisekammer. Meine Frau lud die freundliche Geberin zum Sitzen und brachte ihr einen großen Topf Kaffee mit Butterbrot. Während sie nun an unserem Küchentisch saß und das Frühstück mit gutem Appetit verzehrte, erzählte sie uns etwas von ihren Erlebnissen aus der Russenzeit:

„Wir wohnen in Surminnen an der Grenze zwischen dem Angerburger und Goldaper Kreis. Als die Russen im November zum zweiten Male dorthin kamen, waren mein Mann und ich mit den Kindern im Dorf geblieben. Fast alle unsere Nachbaren waren geflohen, vier Monate haben wir unter den Russen gelebt, es war eine schreckliche Zeit. Da haben wir erst recht beten gelernt, aber auch erfahren, daß Gott der Herr die Seinen wunderbar beschützt. Wir sprechen glücklicherweise auch polnisch, so daß wir den Russen, die uns alles fortnahmen, Rede und Antwort stehen konnten. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, wir haben mit ihnen geredet und sind wohl äußerlich dabei ruhig geblieben, aber innerlich haben wir gebebt und gezittert. Oft wurden wir von russischen Offizieren verhört. Sie glaubten, wir wären nur dort geblieben, um zu spionieren und alles den deutschen Soldaten zu verraten. Man sperrte uns ins Haus und bewachte uns auf Schritt und Tritt. Wir durften nirgends hingehen. Einen ganz verkommenen alten Mann aus dem Dorf, der mit Läusen und anderem Ungeziefer behaftet und von seinen Angehörigen verlassen war, brachten sie in unser Haus, damit, wie sie sagten, die russischen Soldaten keine Läuse kriegten, als ob sie die nicht schon aus Rußland reichlich mitgebracht hätten. Wir sollten ihn pflegen und haben es auch getan, aber es war doch sehr schwer. Da wir selbst

keine Nahrungsmittel und kein Vieh mehr hatten, schickten die Russen uns jeden Tag etwas von ihrem Essen, so daß wir nicht zu verhungern brauchten. Einmal wurden wir wieder vor einen hohen russischen Offizier, den Kommandanten, geführt und verhört. Er fuhr uns an: „Ihr seid doch bloß Spione und müßt nach Rußland gebracht werden."

Wie erschraken wir da, aber ich faßte mir ein Herz und sagte: „Wir sind keine Spione und nur hier geblieben, um unser Eigentum zu schützen." „Nun, Ihr seht doch, daß Euch das nichts hilft. Warum seid Ihr denn nicht auch, wie die anderen geflohen?"

„Hoher Herr", erwiderte ich, „wir haben geglaubt, daß der Gott, welcher den Daniel in der Löwengrube, die drei Männer im Feuerofen und den Jonas im Walfischbauch behütet und errettet hat, auch uns beschützen wird unter den Feinden, die doch keine reißenden Tiere, sondern auch Christen sind, wie wir."

Da lächelte der Offizier, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Mütterchen, Ihr habt einen guten Glauben, bei dem sollt Ihr bleiben. Euer Glaube soll Euch nicht betrogen haben. Es soll Euch nichts Böses geschehen. Ich will noch ein übriges tun. Kommt mal ans Fenster! Seht Ihr da die große Viehherde? Die gehört mir. Ihr dürft Euch die schönste Kuh aussuchen und behalten, damit Ihr auch Milch habt zum Leben."

Ich war vor freudigem Erstaunen wie aus allen Wolken gefallen, aber ich wurde doch auch gleich bedenklich und sagte: „Hoher Herr, ich danke Euch für diese große Gnade, aber nehmt mir nicht übel, was hilft mir die Kuh, die mir heute gehört, aber morgen kommen vielleicht andere Soldaten und nehmen sie mir wieder fort, ja sie bestrafen mich vielleicht noch, weil sie meinen, ich hätte die Kuh gestohlen."

„Nun gut", sagte der Kommandant, „wenn Ihr die Kuh nicht haben wollt, will ich Euch nicht drängen. Schützen könnte ich Euch freilich nicht in Eurem Eigentum. Geht nur hin und behaltet Euren frommen Glauben!"

Die Russen haben uns weiter nicht behelligt, auch dann nicht, als sie im Februar vor unseren siegreichen Soldaten

fliehen mußten. Ich habe erfahren, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens."

So erzählte das alte Mütterchen, ich aber mußte denken: Wie beschämt doch diese Frau deinen Kleinglauben, denn ich war an jenem Morgen etwas verzagt gewesen, weil ich in der Zeitung gelesen hatte, daß zu den vielen Feinden, die unser Vaterland bedrohen, nun noch die uns früher verbündeten Italiener den Krieg erklären wollten.

Unter Jesu Schirmen
Sind wir vor den Stürmen
Aller Feinde frei.
Mag von Ungewittern
Alle Welt erzittern
Jesus steht uns bei!

39. Der Armen Liebling, die Kuh, im Kriege.

Kein anderer Schaden trifft eine arme Familie auf dem Lande so schmerzlich wie der Verlust ihrer Kuh. Ist sie doch der Liebling des Hauses und der Kinder beste Freundin. Ihre großen Augen sind ohne Falsch, und jeden guten Bissen, den man ihr darreicht, vergilt sie sofort dankbar durch reichliche Milchspende. Und dieses treue, gute Tier hat wohl nächst dem Menschen am meisten im Kriege leiden müssen. Etwa 10000 Kühe im Kreise Angerburg sind durch den Krieg zugrunde gegangen; rechnet man den Kriegsschaden an Kühen in ganz Ostpreußen, so ergibt das einen Verlust von mindestens 200000 Kühen.

Jene rührende Geschichte, die uns der Dichter Bürger von der Witwenkuh erzählt, die ein herzloser Gläubiger fortnehmen ließ:

„Frau Magdalis weint um ihr letztes Stück Brot,
sie kann es vor Kummer nicht essen" —

hat sich in diesem Kriege oft wiederholt. Wieviel Tränen haben nicht Witwen und arme Leute um die ihnen von den Russen geraubte Kuh geweint, ungerechnet die dabei geflossenen Kindertränen!

Frau Ebelt in Possessern erzählt in ihrem Tagebuch, daß ihre vier Kühe, die sie mit der anderen Viehherde von dem alten Hirten und ihrem siebenjährigen Söhnchen in ein Waldversteck forttreiben ließ, damit sie nicht den Russen zur Beute würden, nächsten Tages ganz

allein heimkehrten, geradeso als wenn sie in ihrem Kuhverstand gedacht hätten: „Wir müssen zurück; denn unsere Herrin hat sieben Kindlein. Was fangen die an ohne unsere Milch?“ — Und Frau Ebelt hat nicht geweint, als die Russen die Schweine, Enten, Gänse, Hühner schlachteten und allen Kaffee, Zucker und das Getreide raubten; nein, das ertrug sie mit Gleichmut. Aber als die Russen drei Kühe schlachteten und auch noch das Heu für die letzte Kuh fortnahmen, brach sie mit ihren Kindern in bittere Tränen aus.

Frau Pfarrer v. Popowski in Szabienen hat Schreckliches erlebt. Sie wurde mit anderen Frauen des Dorfes von den Russen gefangen genommen, die, das Messer in der Faust, den Frauen mit Abschneiden der Zunge drohen, wenn sie nicht den im Pfarrgarten versteckten deutschen Soldaten ausliefern würden. Die Pfarrfrau entschlüpft ihren rohen Händen und die Russen rücken in ihre Verschanzungen nördlich vom Dorf ein, als deutsche Truppen von Süden aus der Forst hervorkommen. Bald beginnt die Schlacht. Es donnern 80 feindliche Geschütze und ein Hagel von Granaten und Schrapnells fliegt gegen Kirche und Pfarrhaus. Das Präzentorat steht in Flammen. Die Bomben schlagen ins Pfarrhaus aus. Da fliehen die Pfarrleute mit den geängsteten Bewohnern des Dorfes, im ganzen 92 Menschen, in den Gartenkeller des Pfarrers. Dort sitzt in dem dunklen kleinen Raum der Haufe zitternder Menschen beisammen: weinende, stöhnende Frauen, plärrende Kinder — dazu die Stickluft und das unaufhörliche Donnern, Krachen, Platzen der einschlagenden Geschütze. Und was tut da Frau Pfarrer v. Popowski? — „Frau Pfarrer, wo wollen Sie hin in dem Kugelregen? Sie sind ein Kind des Todes!“ — „Ach, die armen Kühe! Die sind im Stall angebunden. Wenn eine Bombe in den Stall einschlägt, können sie nicht herauslaufen und sich retten.“ — Frau Pfarrer geht ruhig in den Stall und löst die Kühe von ihren Stricken. Dann erst kommt sie in den Keller zurück mit dem Bewußtsein, an ihren Lieblingen ein gutes Werk getan zu haben.

Die Familie Kalina aus Klein Strengeln flieht rechtzeitig mit Pferden und Vieh nach Angerburg, nur die eine Kuh kann man nicht mitnehmen, da sie im Begriff zu kalben ist. Der Schwiegervater Hase soll mitfliehen. Er will nicht. „Ich habe Mitleid mit unserer schönen Kuh; wenn niemand ihr beim Kalben beisteht, kommt sie um. Morgen, wenn sie gekalbt haben wird, werde ich die Kuh und das Kälbchen forttreiben und mit ihr hinter Euch nach Angerburg kommen.“ —

Der liebe Schwiegervater hatte nicht mit den Russen gerechnet. Er stand gerade im Stall und freute sich, daß alles glücklich mit der Kuh abgelaufen war. Es war ein prächtiges Kalb, mindestens 30 Mark wert. „Ich besitze in meiner Tasche schon 15 Mark, 30 Mark bekomme ich für das Kalb, dann habe ich 45 Mark. Eine schöne Summe!“ — Da wird er mitten aus seinem Glück durch eine Horde Russen herausgerissen. Sie schleppen ihn fort. Er schreit, was er kann. Es hilft nichts. Er wird mit acht alten Männern in der Schule eingesperrt und draußen steht ein Russe mit geladenem Gewehr zur Bewachung der Gefangenen. Schwiegervater Hase denkt immer an die Kuh. „Wer wird sie melken? Wer wird ihr Futter geben? — —

Als am nächsten Tage zwei Offiziere kamen, um nach den Gefangenen zu sehen, flehte er um die Erlaubnis, die Kuh zu melken und zu tränken und samt den Schweinen zu füttern. Sie sagten: „Pascholl!“ — und er ging. Als er auf seinen Hof kam, schrien die dort einquartierten Russen: „Was willst Du hier? Du hast Waffen bei Dir und willst uns ermorden!“ Dann zogen sie ihm die Kleider aus, nahmen ihm die 15 Mark fort und schlugen ihn furchtbar. Zuletzt kam ein Offizier vorbei. Da hörten die Bösewichter mit Schlagen auf. Auch mußten sie ihm die 15 Mark zurückgeben. Dann befahl der freundliche Offizier, daß künftig ein Soldat ihn zum Schutz begleiten sollte, so oft er sein Vieh abwarten wollte. Die 15 Mark aber mußte er in die russische Kriegskasse abzahlen.

Als Schwiegervater Hase am nächsten Tage, von einem Soldaten begleitet, auf den Hof kam, hatten die Russen die Schweine bereits geschlachtet. Er brauchte sie nicht mehr

zu füttern. Auch die Kuh und das blökende Kalb sahen ihn so traurig an, als ob sie um Schutz bitten wollten. Es war das letzte Mal, daß er Kuh und Kalb fütterte. Er sah sie nicht mehr wieder.

Am nächsten Tage wurde er mit den anderen acht Männern in die Gefangenschaft nach Barannen, das an der Grenze im Kreise Oletzko liegt, abgeführt.

Als er nach der Vertreibung der Russen nach Hause zurückkehrte, war sein erster Gang in den Stall. Alles leer. Täglich ging er, so oft die Stunde zum Füttern kam, in den Kuhstall und seufzte. Er hatte seit seiner Kindheit nicht geweint. Aber jetzt wischte er sich manche Träne aus seinem alten Gesicht. Eines Tages, als er wieder vor dem leeren Kuhstall steht, legt jemand ihm von hinten die Hand auf die Schultern und fragt: „Was machst Du hier?“ — Es ist der Schwiegersohn. „Ach, mein Sohn, die schöne Kuh!“ antwortet der Alte.

40. Das Kriegsecho im Walde.

Der dicke Wald wird mit Eisen umgehauen werden — so weissagt der Prophet von dem herrlichen Zedernwald des Gebirges Libanon. Dieses Prophetenwort ist im Weltkriege auch an vielen ostpreußischen Wäldern in Erfüllung gegangen. Ich sah nach den Schlachten an den masurischen Seen die Tannen und Fichten so manchen Waldes von den Maschinengewehren abgesägt, ein Bild wüster Zerstörung. Es war nicht das Schlimmste. Der schöne Wald mußte Zeuge blutigster Greuel sein.

Unsere Hüter des Waldes, die braven Förster, haben dieselben Leiden wie die Bewohner der waldlosen Ebene erduldet. Sie wurden von den Russen ganz besonders ge-

fürchtet. General Martos und auch der Oberbefehlshaber Rennenkampf erließen den Befehl, sämtliche Forstbeamte zu erschießen. Sobald unsere Regierung Kenntnis davon erhalten hatte, ließ sie an alle Forstbeamte folgende Depesche ergehen: „Sobald es für Forstbeamte wahrscheinlich, daß sie mit Feind in Berührung kommen, ist Dienststelle in Zivilkleidung zu verlassen. Feind hat Befehl gegeben, jeden Forstbeamten zu erschießen. Jedem erreichbaren Forstbeamten ist Mitteilung zu machen."

Die meisten Förster haben diese höchst wichtige Anweisung nicht bekommen, weil Post und Telegraph ihren Betrieb eingestellt hatten. Pfarrer Penschuck in Mehlauken nahm von der Post in Labiau diese Depeschen für die Förster seines Kirchspiels mit, es gelang ihm auch, alle zu befördern.

Seine Dienststelle hat kaum ein Förster verlassen; die meisten haben auf ihrem Posten ausgeharrt, mancher hat seine Treue mit dem Tode besiegelt.

Der Königliche Förster von Drusken Kr. Wehlau hatte die Anweisung zum Verlassen seiner Försterei nicht erhalten und war auf seinem Posten geblieben, nachdem er Frau und Tochter beizeiten fortgeschickt hatte. Zuerst erschien eines Morgens in seiner Försterei ein russischer Offizier mit 20 Mann und fragte den Förster nach dem Wege, der nach Ringlauken führt. Der Förster gab ihm eingehenden Bescheid. 20 Minuten später sprengte die Patrouille zurück; ein Pferd war leer, — der Offizier erschossen. Abends wurde der Förster von den Russen festgenommen und als Gefangener nach Weidlacken gebracht. Im Verhör bewies der Förster seine Unschuld. Vergeblich. Er wurde zum Tode verurteilt. In der Nähe des Friedhofes von Weidlacken mußte er niederknieen. Einige Russen schaufelten ein Grab. Drei luden ihr Gewehr. Der Förster betete und befahl seine Seele der Gnade Gottes. Dann zeigte er den Soldaten seine Brust, mit der Bitte, nicht nach dem Kopf, sondern nach dem Herzen zu zielen. Als sie ihre Gewehre erhoben, um zu schießen, da — sprengt ein General heran und fragt: „Was haben Sie getan?" Der Förster erzählte, was vorgefallen war. Der General

befiehlt ihm aufzustehen. Das Grab wird wieder zugescharrt. Der Förster bleibt freilich auch ferner noch in russischer Gefangenschaft und hat noch manches Schwere zu erdulden, bis ihm zuletzt Hindenburgs Sieg die Erlösung bringt.

Ein Königlicher Förster hatte sich in der Nähe der Domäne Polommen im Kreise Oletzko mitten in einem dichten jungen Kiefernwald ein Versteck eingerichtet, das schwerlich zu finden war. Er baute sich dort am steilen Rande eines Berges aus Baumstämmen und Moos eine geräumige Hütte. Dort hauste er drei Wochen lang mit seiner Familie. Große Vorräte von Lebensmitteln, Haus- und Küchengerät, Betten und Stühle waren aus der Försterei in das Versteck gebracht. Die Russen besuchten oft die Försterei, raubten, was sie fanden und zerstörten was sie nicht mitnehmen konnten. Das Versteck der Försterfamilie entging ihnen. Nachts wagte sich das Försterpaar manchmal in die Försterei, um nach dem Vieh zu sehen, das am Tage frei im Walde weidete. Der kluge Hühnerhund zeigte seinem Herrn immer sicher an, ob Russen in der Försterei wären oder nicht. War das Forsthaus von Feinden frei, so kam der Hund schweifwedelnd zurück und lud zum Besuch seine Herrschaft ein; waren Russen im Forsthause, dann blieb er im Walde. Das Vieh aber fiel zuletzt doch den Russen in die Hände. — Einmal wurde der Förster beim Besuch seines Hauses von einem russischen Dragoner überrascht. Sofort legte der Förster auf den Eindringling sein Gewehr an. Der Russe warf seine Waffen fort, stieg vom Pferde, fiel auf die Knie und flehte um sein Leben. Als es ihm geschenkt wurde, wußte er gar nicht, was er alles vor Freude und Dank dem Förster tun sollte, er küßte seine Hände und schenkte ihm seine Achselklappen. Nun hatte der Förster eine schwere Sorge mit diesem Gefangenen. Er mußte ihn an deutsche Truppen abliefern. Es war ein höchst gefährlicher Marsch, den der Förster mit seinem Gefangenen auf Schleichwegen durch die Forst zu machen hatte. Da mußten sie sich oft hinter einem Gebüsch stundenlang verborgen halten, wenn Kosaken

in der Nähe waren. Es gelang aber. Der Förster kehrte wohlerhalten in die Mooshütte zu Frau und Kindern zurück. —

Schon beim ersten Russeneinfall hatte sich gezeigt, daß auch der größte und dunkelste Wald keinen ausreichenden Schutz gegen die Feinde bieten konnte. In der mehrere Meilen langen Rotebuder Forst liegt einsam „Der Waldkater", ein Gasthaus für Forstbeamte und Sommergäste. Dort hat die Familie Passarge, die dieses Gasthaus besitzt, drei Wochen lang fast täglich Tausende von Russen zum Besuch gehabt, und zwar die verschiedensten Truppengattungen, auch Kosaken, und nicht nur Gemeine, sondern auch hohe Offiziere. Sogar General Scheidemann, der Kommandierende des 2. russischen Armeekorps, war im Waldkater und brachte der Familie Passarge freundliche Grüße aus Wilna von einer Frau, die, aus dem Waldkater gebürtig, in Rußland verheiratet war. Auch erinnerte sich Scheidemann gerne der Zeit, wo er im Waldkater als junger Offizier geweilt hatte. Da gab es zwischen Frau Passarge und General v. Scheidemann folgendes Zwiegespräch: „Wo sind denn Ihre Soldaten? Die sind ja wie die Hasen, man sieht sie nicht."

Frau Passarge: „Das wissen wir nicht. Wir sind hier im Walde von aller Welt abgeschnitten." —

General: „Ist alles unser, alles russisch, auch Sie sind russisch. Wir haben Angerburg, auch Insterburg."

Frau Passarge: „Weshalb gehen Sie nicht nach Lötzen? Wir hören gar kein Schießen in dieser Richtung."

General mit wegwerfender Handbewegung: „Mögen sie doch sitzen in ihrem Bau. Wir wollen sie nicht. — Haben Sie übrigens Brot? Haben Sie Mehl?"

Frau Passarge: „Ja, Getreide, aber keine Mühle in der Nähe. Die Russen haben ja die Mühlen ringsum abgebrannt."

General: „Wir in Rußland haben viel Mehl!"

Frau Passarge: „Sie hätten uns doch wenigstens einen Sack Mehl mitbringen können." — Der General lachte.

Nicht immer war der Verkehr zwischen Russen und der Familie Passarge so gemütlich. Auch mit Säbeln wurde herumgefochten und mit Schießgewehren gedroht, — es war ein angstvolles Leben bei Tag und Nacht. Die Waldbude, in welcher die verschiedensten Vorräte versteckt waren, wurde auch ausgeraubt.

Beim zweiten Russeneinfall wurde gleichfalls der Wald von Flüchtlingen als Versteck aufgesucht, obwohl der Aufenthalt darin durch Frost und Hunger sehr leidensschwer war.

Forstmeister O. in W. bei Lasdehnen wollte mit seiner Familie zunächst zuhause bleiben, weil die Oberförsterei tief mitten im großen Walde verborgen lag. Kosakenpatrouillen fanden auch dort hin und verlangten Branntwein. Da ihre Forderung nicht erfüllt werden konnte, wurden sie wütend und schlugen mit Gewehrkolben auf die Herrschaft ein. Dann rissen sie die goldenen Ringe dem Forstmeister und seiner Frau von den Händen. Da eine Flucht nicht mehr möglich war, begaben sich der Forstmeister, seine Frau und die beiden Dienstmädchen in die Hütte eines Waldarbeiters, wo auch bereits ein Förster mit seiner Familie Zuflucht gefunden. Diese Hütte lag so versteckt, daß sie schwerlich entdeckt werden konnte. In einem kleinen Stübchen hausten hier dicht zusammengedrängt drei Familien. Die Forstleute und ihre Frauen zogen alte, abgelegte Kleider der Arbeitsleute an, um sich vor feindlichen Spähern unkenntlich zu machen. Aber der Mangel an Nahrungsmitteln wurde immer drückender. Es war nichts mehr zu essen da. Da machte sich der Forstmeister, seine Frau und die beiden Dienstmädchen auf den Weg nach Lasdehnen, wo, wie es hieß, die Russen fortgerückt seien. Der Forstmeister kannte alle Pfade und Schleichwege im Walde und brachte die Seinen auch glücklich nach dem Kirchort. nur — das eine der beiden Dienstmädchen war auf unerklärliche Weise im Walde verschwunden. Man hatte, als man merkte, daß sie sich verloren hatte, nicht laut rufen können, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde zu erregen. Wo war sie? — Sie lief hin und her, von Angst und Schrecken gejagt.

suchte ihre verlorene Herrschaft vergeblich und brach dann, von Müdigkeit überwältigt, zusammen. Es kam die Winternacht mit ihrer grimmigen Kälte. Als der Morgen graut, kann sie nicht mehr aufstehen. Beide Füße sind ihr abgefroren.

Da schleppt sie sich, auf den Händen kriechend, aus dem Gebüsch bis auf den nächsten Feldweg und liegt dort stundenlang, bis ein flüchtender Bauer sie findet und auf seinem Wagen bis zum nächsten Gehöft bringt. Kaum ist sie dort zu Bett gebracht und hat warme Milch getrunken, als der Schreckensruf ertönt: „Die Kosaken sind da!" Die Bewohner des Hauses laufen schnell in den Wald. Die Kosaken finden das einsame Mädchen mit den abgefrorenen Füßen und machen mit Gebärden kund, daß sie das Haus anzünden werden. Sie schreit und fleht um Verschonung. Da tragen sie die Kranke mit ihren Betten auf den Hof und zünden das Gehöft an. Die Strohdächer stehen ringsum in lichter Lohe und ein Regen prasselnder Funken sprüht auf das elende Menschenkind, das im Schnee wimmernd daliegt. Überall der Tod — der grausige Tod! Im Feuer der Tod! Im Schnee der Tod! In dem Gewehr der Feinde der Tod! Sie hat aber noch soviel Kraft, um die auf ihr Bett fallenden Funken zu ersticken und mit dem Schnee auszulöschen. Als die Gebäude niedergebrannt und die Russen weit weg sind, kommen die Bauersleute heim und tragen die Unglückliche auf einen anderen Abbau im Walde. Kaum ist sie dort, so ertönt wieder der Schreckensruf: „Die Kosaken!" Wieder soll das Haus angezündet werden. Als die Russen das elende Geschöpf im Hause finden und die blau angeschwollenen Füße sehen, ergreift sie Mitleid und sie gehen fort, ohne das Haus anzuzünden. Dann wurde das Mädchen nach Tilsit gebracht, wo ihr die beiden Füße bis zum Oberschenkel abgenommen sind.

Der Hegemeister P. aus der Försterei J. bei Lasdehnen hatte seine Tochter, die an einen Förster verheiratet ist, mit ihrem wenige Monate alten Kindlein zu Besuch bekommen. Große Freude im Forsthause über

Tochter und Enkelkind! Da kommen die Russen ins Haus und werfen ihre lüsternen Augen auf die junge Frau. Sie stellen ihr nach auf Schritt und Tritt. Es bleibt ihr nichts anderes übrig, als in den Wald zu fliehen. Mitten im kalten Winter! Da sitzt sie zitternd vor Kälte im Gebüsch, die Mutter mit ihrem Säugling, Tage und Nächte hindurch. Sie klagt ihr Herzweh des Nachts den Sternen und dem Monde, am Tage der Sonne und dem schweigenden Wald. Alles ringsum kalt und stumm. Aber der ewige Erbarmer, thronend über Sonne, Mond und Sternen, hört ihr Flehen und Seufzen, sieht das bleiche Jammerbild der beiden unglücklichen Menschenwesen. Als das bißchen Brot, das die Mutter in der Hast mitgenommen hatte, verzehrt und das Fläschchen schwarzer Kaffee vom Säugling ausgetrunken ist, wandert sie weiter in den Wald hinein. Den Vater Hegemeister hat die Sorge um die Tochter und das Enkelkindlein täglich hinausgetrieben in die Forst, um die Geliebten zu suchen. Schrecklich! — Er findet sie nicht. Nach einigen Tagen trifft er sie an einer Stelle, wo er es nicht erwartet hatte. Er bringt die Erschöpfte nach Lasdehnen ins Pfarrhaus. Dort sind bereits deutsche Soldaten. Die Geretteten fallen auf ihre Knie zum Dankgebet und ein Soldat spielt schnell auf dem Klavier: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen!“ —

Bagdohnen ist ein Walddörflein mit 150 Seelen, Waldarbeitern und kleinen Kätnern, 6 km von Lasdehnen. Ringsum ist dichter Wald, das Dörflein darin eine Oase. Es war den Russen beim ersten Einfall verborgen geblieben. Beim zweiten Einfall war es auch schon Mitte Dezember geworden, ohne daß ein Bagdohner einen Russen zu sehen bekommen hatte. Die Walddörfler sind in ihrer Abgeschiedenheit gar neugierig und möchten gerne wenigstens von weitem etwas von den Russen sehen. Als sie am 17. Dezember frühmorgens schießen hören, sagen die Männer zu ihren Frauen und Kindern: „Bleibt ruhig daheim. Wir wollen einmal zusehen, wo das Geschieße ist und die Deutschen mit den Russen kämpfen. Wir kommen bald zurück und

erzählen Euch alles." — Stunden und Stunden vergehen. Die Männer kommen nicht zurück, aber statt der Männer sind — die Kosaken da. Ach, das ist ein Schrecken! Wild stürzen sich die Feinde in die einzelnen Häuser hinein. Frauen und Kinder kreischen, heulen und laufen weg. Die Kosaken ihnen nach.

Mutter Holm mit ihren beiden Töchtern von 15 und 10 Jahren läuft aus allen Kräften immer tiefer und tiefer ins Dickicht des Waldes hinein, wo kein Kosak sie finden kann. Dort lassen sie sich in einer Tannenschonung auf weichem Moos nieder, umklammern einander, schluchzen, wimmern, bis die Nacht kommt und der Schlaf sie übermannt. Sie erwachen mit steifen Gliedern. Es regt sich der Hunger. Sie haben kein Krümchen Brot mitgenommen. Es regt sich der Durst. Die Zunge klebt am Gaumen. Gott sei Dank! Es ist Schnee, der stillt den Durst. Es kommt die furchtbar strenge Kälte. Sie liegen in einem festen Knäuel alle drei zusammen und wärmen sich aneinander. So vergeht ein Tag nach dem andern, eine Nacht nach der andern — immer dasselbe grausame Los: Hunger, Kälte — und Angst vor den Feinden. Nach einer sehr kalten Nacht können sie sich nicht mehr regen. Ihre Beine sind abgefroren. Wann kommt die Erlösung? — Am 31. Dezember, also nach 14 Tagen, kommen zufällig deutsche Soldaten durch den Wald, um ihn nach deutschen Flüchtlingen abzusuchen. Sie finden diese drei Unglücklichen und halten sie für tot. Aber es ist noch etwas Leben in ihnen. Es wird ihnen etwas Speise in den Mund eingeflößt, dann werden sie auf einen Strohwagen gelegt und ins Krankenhaus nach Kraupischken gefahren. Dort stirbt bald die Mutter. Den beiden Töchtern werden die Beine bis zum Oberschenkel abgenommen und durch künstliche Beine ersetzt. Hierauf werden sie in unser Kinderkrüppelheim gebracht, wo ich sie Seiner Exzellenz, dem Herrn Oberhofprediger D. Dryander bei seinem Besuch in unseren Anstalten vorstellen und dabei ihre Leidensschicksale erzählen durfte.

Der Wald ist auch vielfach Zeuge von Mordgreueln gewesen. Der Gutsbesitzer G. aus A. wurde im Dezember 1914 mit fünf anderen Männern fortgeschleppt, wie man annahm, in die sibirische Gefangenschaft. Als im März der Schnee schmolz, fand man alle sechs im Walde erschossen als Leichen; dem Gutsbesitzer hatten die Mörder noch den Hals durchschnitten. Zwei andere, einen jungverheirateten Ehemann und einen 15jährigen Jüngling, fand man mit zerschmettertem Schädel in einer Waldgrube. Und noch viele andere Vermißte entdeckte man in Wäldern, von den Russen ermordet. Einen vermißten Besitzer aus Darguße konnte man trotz vielen Suchens nicht finden. Da träumte seinem Freunde, daß er ihn an einer Stelle sah, wo sie beide bei einem früheren Fluchtversuch gerastet hatten. Erst im Sommer erzählt er seinem Sohn, der auf Urlaub aus dem Felde gekommen ist, diesen merkwürdigen Traum. Sie gehen beide hin — und finden richtig an dieser Stelle die verweste Leiche des Ermordeten. —

Horch! — alle Wipfel der Waldbäume säuseln einander zu: „Russen sind Mörder!“

41. Seltsame Russengeschichten.

as Bild, das die Russen von sich hier in Ostpreußen zurückgelassen haben, muß noch durch einzelne seltsame Züge vervollständigt werden. Diese Seltsamkeiten finden ihren Grund in ihrem slawischen Volkscharakter, der voller Widersprüche ist.

Russen sind schlau.

Auf dem Felde des Besitzers Grenda in Zabinken Kr. Angerburg hatte sich russische Infanterie gelagert und die dort weidende Schaf- und Kälberherde entdeckt. Im Nu sind die Tiere geschlachtet, gekocht und aufgezehrt. Der Besitzer will sich aber diese Räuberei nicht gefallen lassen und meldet den Vorfall dem Divisionskommandeur, der sich mit seinem Bureau in der Schule einquartiert hat. Dieser hört die Beschwerde an und sagt dann freundlich zu Grenda: „Die Schafe und Kälber kann ich nicht mehr lebendig machen, aber ich will Ihnen den Schaden aus der Staatskasse ersetzen lassen. Wie hoch rechnen Sie Ihren Verlust? Sind Sie mit 120 Rubel, den Rubel zu 3 Mark gerechnet, zufrieden?“ — „Jawohl Herr General!“ antwortete Grenda sehr vergnügt, denn er hat auf eine so reichlich bemessene Summe nicht gerechnet. — „Zahlmeister zahlen Sie für requirierte Schafe und Kälber 120 Rubel! Laß dieser Mann die Quittung unterschreiben, ich werde die Anweisung geben“ — befiehlt der gemütlich dreinschauende General. Der Zahlmeister schreibt die Quittung, Grenda setzt seinen Namen

darunter, der General unterschreibt die Zahlungsanweisung, nimmt die 120 Rubel in Empfang und steckt sie in seine Tasche. Verwundert schaut Grenda zu und wartet in demutsvoller Haltung, daß der Herr General ihm die 120 Rubel aushändige. Aber Exzellenz gibt gnädig das Zeichen der Entlassung: „Gehen Sie in Frieden! Weiteres wird sich finden." — Grenda wagt noch einige Worte von „Geld" zu stammeln. Der General rasselt mit dem Säbel, beschaut seinen Revolver und sagt: „Schafe und Kälber sind bezahlt. Ich habe schon gesagt, daß Weiteres sich finden wird." Grenda geht betrübt davon. Es sind Kriegszeiten; da kommts nicht so genau darauf an, ob alles in die richtige Tasche geht. Wir Menschen sind ja alle Brüder. Die Hauptsache ist die Quittung, die mit dem ausgezahlten Betrag genau übereinstimmt.

In Johannisburg war der ehrwürdige 75jährige Superintendent Skierlo während des zweiten Russeneinfalles zurückgeblieben, obwohl fast alle Bewohner sich mit wenigen Ausnahmen auf der Flucht befanden. Ja, er hatte seine in Sensburg erkrankte Frau, um nicht allein zu sein, abgeholt, und allen Mahnungen und Warnungen zum Trotz nach dem von Russen besetzten Johannisburg gebracht. Ein Vierteljahr duldeten die Russen das Superintendentenpaar am Orte. Am 5. Februar, also zwei Tage vor der Schlacht, schickten sie beide fort. Das taten sie überall, schon im Sommer vorher mit den Zivilpersonen einige Tage vor der Schlacht, weil sie die Spionage fürchteten. Mit Rücksicht auf die freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft, welche die russischen Offiziere im Superintendentenhause genossen hatten, scheuten sie sich, plötzlich dem alten Paar zu sagen: „Ihr seid Gefangene und werdet nach Sibirien verschleppt." Sie wandten eine List an. Sie erzählten dem alten Superintendenten, daß drüben in Polen in Lomsa oder irgendwo anders eine polnisch-evangelische Gemeinde ohne Geistlichen sei, eine sehr gute Stelle. In Johannisburg habe er doch keine Gemeinde und müsse untätig sein, während er doch drüben unter seinen Glaubensgenossen großen Segen stiften könne. Um dieses listig ersonnene Märchen glaubhaft er-

scheinen zu lassen, forderten sie ihn auf, mit allen seinen Sachen überzusiedeln, zum Umzug wollten sie ihm Fuhrwerke liefern und ein Schutz- und Ehrengeleite stellen. Der biedere ehrliche Deutsche glaubte diesem Geflunker. Es werden alle Möbel sorgfältig von den alten Herrschaften in Stroh gepackt, damit nur ja nichts zerbreche. Nichts wird vergessen. Bei dieser schweren Arbeit rinnt den alten Leuten der Schweiß von der Stirn. Dann gibts einen freundlichen Abschied von den Offizieren, und es geht dann über die Grenze. Da wird plötzlich dem Superintendenten und seiner Frau von den sie begleitenden Russen eröffnet, daß sie als Gefangene ins Innere Rußlands zu transportieren seien. Die schön verpackten Möbel aber werden ganz unversehrt zur Frau des Brigadekommandeurs als Liebeszeichen des Gatten geschafft, damit die Generalin einen Beweis von der Tapferkeit ihres Gemahls habe, der diese köstlichen Sachen in heißer Schlacht erstritten. Skierlo und Frau werden bis nach Simbirsk an der Wolga in die Gefangenschaft geschleppt, wo er am Jahrestag seiner Fortschleppung, den 5. Februar 1916, gestorben ist.

Russen sind schlau. „Ehrlich währt am längsten", meinte ein russischer Soldat im Gut Stobben, „und das Rauben und Stehlen schickt sich nicht für einen anständigen Russen". Als nun die Gänse in Stobben auf die Stoppeln gingen und fett zu werden anfingen, sprach er zu den Kindern der Instleute: „Ihr seid gute Kinder, wollt Ihr nicht einem Ruß was schenken?" Die Kinder sagten: „Wir haben nichts zu schenken." — „Gute Kinder, da ist schöner Gus (Gans), greift und schenkt mir! Braucht nicht eigener Gus sein, Nachbars Gus schmeckt auch schön!" — Und so fand sich denn täglich immer ein flinker Junge, der des Nachbars Gus zu greifen und dem Russen zu schenken bereit war.

Russen sind schlau. Sie waren sehr findig im Entdecken versteckter Gegenstände, besonders von Gold- und Silbersachen. Gärten, Keller, Hausböden und Stallungen

wurden durchwühlt. Die in Gärten frisch gegrabenen Stellen waren leicht zu finden. Pfarrer Pilchowski in Kl. Jerutten hatte für den Fall, daß ihm noch die Flucht möglich wäre, im Garten einen Korb mit Lebensmitteln im Gebüsch vergraben und lose mit Erde bedeckt. Er wollte den Korb bei schleunigem Aufbruch auf den Wagen setzen. Es kam nicht zur Flucht, aber früh morgens sieht er zwei Russen damit beschäftigt, den Schatz zu heben. Er klopft ans Fenster. Da laufen sie jeder mit einem Brot und Wurst unter dem Arm davon. — Schwieriger war es schon, in Kellern die Stelle zu finden, wo etwas vergraben war. Auch dafür wußten sie Rat. Sie schleppten Wasser nach dem Keller und überschwemmten den Boden. Wo das Wasser am schnellsten einsickerte, erkannten sie die Stelle, wo etwas vergraben war. In den Pfarrhäusern hatten die Geistlichen gewöhnlich die Kirchenbücher und Wertpapiere im Keller vergraben und die Bodenziegel darüber gelegt. Es war kein Gold noch Silber. Große Enttäuschung! Aus Ärger zerrissen sie die vorgefundenen Bücher und Papiere oder verbrannten sie. In Kruglauken fanden sie die unter vielem Stroh in einer Scheune versteckten silbernen Kirchengeräte. — In den Stallungen durchwühlten sie den Dung oder Torfgrus nach Schätzen. Das Silbergeschirr der Pfarrfamilie in Buddern, das im Stall unter Torfgrus vergraben war, hatten sie nicht finden können. — Die eisernen Geldschränke, die zugeschlossen waren, zersprengten sie, die offenen blieben unversehrt. Bei der Flucht haben die Russen Waffen und Munition oft in ein Massengrab gelegt, um die Beute den Verfolgern zu entziehen. Sie warfen darüber einen Grabhügel auf, setzten Grabkreuze, womöglich mit Inschriften von Gefallenen darüber und machten sich dann eilig aus dem Staube.

Russen sind schlau. Als sie in Kutten hausten, kam ein russischer Feldwebel mit einem feinen Einspänner ins Dorf gefahren. Der alte Gutsbesitzer Sauvant, dessen Sohn im Felde stand, schaute vor der Tür seines Hauses dem Russen nach. Dieser dreht sich um und fragt: „Wollen Sie ullo-

schad (Pferd) und pawoska (Wagen) kaufen? Billig! Beides zusammen für 20 Mark.“ — Sauvant geht auf den Handel ein und erzählt sofort hocherfreut seiner Frau von dem vorzüglichen Kauf. Diese meint: „Was hilft uns ein Pferd in unserer großen Wirtschaft, nachdem wir unsere anderen Gespanne zur Bergung nach Westpreußen geschickt haben?“ — Am nächsten Tag fährt Sauvant mit seinem Einspänner spazieren und freut sich im Stillen seines seltenen Glücks: „Wie geschenkt! 20 Mark — gar kein Geld. Pferd und Wagen sind mindestens 600 Mark wert!“ — „Halt!“ ruft ihm bald ein anderer russischer Feldwebel zu — „das Fuhrwerk gehört meinem Kameraden, den Sie bestohlen, betrogen, vielleicht sogar ermordet haben. Her damit!“ Der schwerhörige alte Herr wehrt sich, bezeugt seine Unschuld, die Ordnungsmäßigkeit des Kaufes und weist sich durch seine Quittung als rechtmäßiger Eigentümer aus. Es hilft nichts, er muß absteigen und zu Fuß heimkehren. Jedenfalls steckten beide Russen unter einer Decke, die dieses Prellgeschäft nicht zum ersten Male machten. Der eine verkauft das Fuhrwerk, der andere nimmt es dem Käufer wieder ab.

Russen sind nicht mäklich.

Kinder, die beim Essen wählerisch oder, wie man zu sagen pflegt, mäklich sind, weil sie an jeder Speise Makel finden, machen einer Hausfrau viel Sorge: „Kinder, ihr eßt nicht dies, ihr eßt nicht das! Was soll ich nur kochen? Es ist zum Verzagen.“ So unartig sind die Russen nicht. Sie essen alles, selbst unsauberes Essen mit großem Appetit.

In Zabniken im Kreise Angerburg war der Lehrer Borkowski mit seiner Familie zurückgeblieben und mußte seine Wohnung den russischen Schreibern, Telephonisten und Telegraphisten überlassen; nur ein kleines Dachstübchen verblieb der Lehrerfamilie. In der Küche des Schulgebäudes walteten zwei russische Köche, die für die Stabsoffiziere das Essen bereiteten. Diese Kerle sahen so unsauber wie Strolche aus, die sich in ihrem ganzen Leben nicht gewaschen haben. Taschentücher besaßen sie nicht. Bei der Zubereitung der Speisen schnäuzten sie ihre Nase mit der Hand und schleu-

derten das oft reichliche Ergebnis so kräftig auf den Fußboden, daß es nur so klatschte. Dann fuhren sie mit derselben dreckigen Hand in die Speisen hinein. Butter, Fett und sonstige Zutaten griffen sie mit den Händen und machten damit die Speisen ab. Und der Divisionskommandeur, derselbe, welcher dem Grenda seine Schafe und Kälber in so verwunderlicher Weise bezahlt hatte, pflegte das Essen besonders zu loben: „Es schmeckt wieder ausgezeichnet. Unsere Köche sind Prachtkerle!“

Russen sind nicht mäklich. Beim Lehrer Wasgindt in Tiergarten bei Angerburg haben eben russische Offiziere zu Mittag Hühnerbraten gegessen, sind beinahe fertig und wollen noch aus der Kognakflasche trinken, die ein russischer Arzt mitgebracht und auf den Tisch gestellt hat, als sich plötzlich die Türe öffnet und ein General eintritt. Die Speisenden springen sofort auf, um dem hohen Vorgesetzten ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Dieser beachtet sie kaum; sie verlassen das Zimmer, wobei der Arzt dem Lehrer ins Ohr zischelt: „Sagen Sie, daß der Kognak Ihnen gehört!“ — Der General wendet sich an den Lehrer mit den Worten: „Geben Sie mir zu essen! Ich bitte, geben Sie mir zu essen!“ Dieser erwidert: „Falls Sie mit dem vorlieb nehmen wollen, was hier noch übrig ist, dann bitte, etwas anderes habe ich nicht.“ Der Lehrer ruft seiner Frau zu, sie möchte dem Herrn General doch einen reinen Teller und reine Gabeln und Messer bringen. Doch der General macht eine abwehrende Gebärde, benutzt das unreine Eßgeschirr, mit dem eben gegessen ist, legt sich zu den benagten Knochen und den zurückgelassenen Speiseresten frisch auf und ißt mit Heißhunger. Tut nichts. Es schmeckt. Nicht ein Atomchen ist übrig geblieben, und die Hühnerknochen sind ganz trocken beleckt.

Russen sind nicht mäklich. Sie fanden in den leer zurückgelassenen Häusern Nachtgeschirre „Ba ba ba! (Sieh doch!) Feines garschok!“ (Topf). Weiß, rein, blank —

wozu? — Topf zu Suppe! Und so haben die Russen die Nachttöpfe, deren Zweck ihnen unbekannt zu sein schien, zu Eßgeschirren verwandt. Vielleicht ahnten sie auch den richtigen Zweck; aus dem Geruch mußten sie wohl darauf kommen, aber sie sind eben nicht mäklich. Besonders nach der Schlacht bei Tannenberg, als die Flucht der Russen so jäh und überstürzt kam, fanden unsere Soldaten überall, wo Russen gekocht und gegessen hatten, Nachtgeschirre voll Speisereste der plötzlich im Stich gelassenen Mahlzeiten. „Schade um den feinen Garschok", — dachte mancher und lief.

Russen sind nicht mäklich im Essen, nicht mäklich im Wohnen. Sie haben nicht so feine, zartfühlende Riechorgane wie wir Deutsche. Ihre Nase, die sie „den Noß" nennen, ist abgehärtet. Darum können sie da wohnen und schlafen, wo wir Deutsche es vor Gestank nicht aushalten. Lehrer Juppin in Lissen hatte in seinem Schlafzimmer eine Wellenbadschaukel, die auch die Russen benutzten, aber nicht zum Baden, sondern als Abort, als Kotkiste. Die Wanne war so überfüllt, daß der Inhalt auf den Boden gelaufen war. Und in demselben Zimmer schliefen sie wohlgemut. Beneidenswerte Menschen, die überall hausen können! Wir Deutsche sind so peinlich, daß wir Aas und sonstige in Fäulnis übergehende Stoffe weit weg von den Wohnhäusern fortschaffen. Da ist die Sanitätspolizei, die alle Gehöfte, Müllgruben und Dunghaufen in Stadt und Land revidiert und hohe Strafen verhängt, wenn ein Bürger ein kleines Häuflein Dung aus dem Stall auf den Hof gelegt hat. Glückliches Rußland, du kennst solche deutsche Barbarei nicht! Neben den Häusern in Pillacken, wo die Russen gewohnt hatten, lagen Pferde- und Hundekadaver, welche die Luft verpesteten. Die offenen Brunnen aber, die sich auf dem Lande in Ostpreußen noch häufig finden, waren bis zum Rande mit Unrat und verlausten Kleidungsstücken gefüllt.

Dagegen müssen russische Augen und Ohren ihr Ergötzen haben. Ihre Augen lieben äußere Pracht und schönes

Aussehen. Das Hausgerät im Schulhause in Lissen war ihnen zu schlicht und einfach; deshalb schleppten sie dort vier Plüschsofas, fünf große Spiegel, mehrere Polstersessel eine größere Menge von feinen Tischen und Stühlen hinein. Es sah fürstlich darin aus. Ebenso war die Wohnung des Besitzers Bagatsch in Pillacken von den Russen so herrlich ausgestattet, selbst seidene Betten hatten sie hingebracht. Schmutz, Gestank und — Pracht vereinigt an einer Stätte! Auch ihre Unterstände schmückten sie mit Bildern und feinen Möbeln. Wo sie Klaviere oder Harmoniums fanden, wurde viel gespielt, gesungen, getanzt. Aus der Baptistenkapelle in Grodzisko holten sie das Harmonium und brachten es 6 Kilometer weit in ein Insthaus nach Pillacken, um dort sich lustige Musikabende zu bereiten.

Russen sind brüderlich, aber nimm dich in acht!

Hatten sie gut gegessen und getrunken, verbrüderten sie sich gerne mit den zurückgebliebenen Deutschen, herzten und küßten sie ohne Bedenken. Sie waren ja nun alle Russen geworden. Der neue Bruder soll sehen, wie großmütig der starke Russe ist. Aber nimm dich in acht! Lache nicht und sei nicht zu dreist gegen den neuen großen Freund! Seine Gutmütigkeit kann leicht in wildes gehässiges Wesen umschlagen.

Zum Besitzer Grenda in Grondischken kommt ein Russe zu Pferde geritten und verlangt Wudki. Er führt ihn zum Nachbar Steinbacher, wo er etwas von dem gewünschten Alkohol zu trinken bekommt. Dann nötigt er beide durch das vorgehaltene Gewehr zum Mitkommen. Auf dem Hofe müssen die beiden mit ihm niederknieen und beten. Dann verlangt er, ihm die Stelle zu zeigen, wo er am bequemsten durch den Goldapfluß reiten könne. Grenda zeigt sie ihm. Der Russe ist mißtrauisch. Grenda muß zuerst einen Proberitt an dieser Stelle machen. Ja, der Deutsche hat ihn nicht betrogen, an dieser Stelle ist keine Untiefe zum Ertrinken, sondern seichtes Wasser. Davon ist der Russe so tief gerührt, daß er seine Arme um Grenda schlingt und ihn herzhaft küßt: „Sei mein Bruder! Komm

mit nach Rußland. Ich schwöre dir ewige Freundschaft. Ja, Rußland ist schön. Da wirtschaftet man tausendmal billiger als in Deutschland. Da braucht man keinen Dung. Es wächst alles üppig ohne Dung. Rußland ist sehr reich. Es sind wenig Abgaben." — „Ach ja", antwortet Grenda. „in Deutschland ist es nicht zum Aushalten!" Wieder küßt und umarmt ihn der Russe. Am Fenster des gegenüberliegenden Hauses steht eine Frau, welche der rührenden Verbrüderungsszene zugeschaut hat und lacht; sie lacht und schüttelt vor Verwunderung den Kopf. Da wird der Russe wild. Wie ein angeschossener Eber stürzt er ins Haus, um die Zuschauerin zu strafen, ja ihr den Garaus zu machen. Die Frau flieht. Der Russe findet sie nicht, kommt aber mit einer Handharmonika aus dem Hause und zerschneidet dieses Musikinstrument. Die Frau kommt wieder zum Vorschein, sieht die zerschnittene Harmonika und schimpft. Zum zweiten Male stürmt der Russe wütend ins Haus, findet aber die Frau nicht, die ihm wieder entschlüpft. Dann legt er sich bei seinem neuen deutschen Freunde in dessen Bett, zu schlafen. —

Zu Lehrer Wasgindt in Tiergarten spricht der russische General, vom Hühnerbraten wohl befriedigt, wie ein Freund zum andern und läßt sich zu ihm vertraulich über die bevorstehende Schlacht und die ganze Kriegslage aus. Plötzlich sieht er ihn finster und drohend an: „Sprechen Sie davon, was ich Ihnen mitgeteilt habe, zu einem andern ein Wort, dann —" und er macht das Zeichen des Erhängens.

Russen sind argwöhnisch.

Ihren Argwohn erregten besonders die Windmühlen. Allen Müllern ists im Kriege übel ergangen. Sie wurden von vorneherein für Spione gehalten, die durch die Flügel der Windmühle den deutschen Soldaten Zeichen geben. Das erste Zerstörungswerk der Russen in Angerburg war das Niederbrennen der beiden Windmühlen.

Mühlenbesitzer Siroks in Grodzisko mußte die ganze Zeit während des zweiten Einfalles für die Russen mahlen. Aus Dankbarkeit dafür zersprengten sie ihm anfangs Februar

die Mühle, nahmen ihn selbst gefangen und schleppten ihn nach Sibirien. Die Frau erzählt, daß die Russen bei ihr die ganze Zeit hindurch gewohnt haben, oft in so großer Zahl, daß für die Müllerfamilie kein Platz übrig blieb. Nachts lagen die Russen in ihren beiden Zimmern so dicht gedrängt, daß die Familie mitten im Zimmer nur sitzend schlafen konnte.

Dem Müller Putschkuß in Sobiechen ging es beim ersten Russeneinfall also: Es war windstill. Die Mühle stand. Da kam ein kleiner Wirbelwind und setzte nicht etwa die Mühlenflügel, sondern nur die Windrose in Bewegung. Diese oben an deutschen Windmühlen befindlichen Windrosen müssen den Russen unbekannt sein. Sie hielten das Ding für ein Instrument zum Verrat. Sie stürmen in das Müllerhaus, verhaften den Müller, seinen Bruder und seinen 17jährigen Sohn. Die Gefangenen werden vor das russische Kriegsgericht nach Launingken geführt und einem strengen Verhör unterzogen. Ihren Beteuerungen, daß sie ganz unschuldig seien und die Windrose nur dazu da sei, um dem Müller die Windrichtung anzuzeigen, auch weit und breit kein deutsches Militär vorhanden sei, wird nicht Glauben geschenkt. Sie werden zum Tode verurteilt, aber nicht gleich erschossen, sondern nach Goldap transportiert. Ehe sie Goldap erreichten, nahten sich von Süden her unsere Truppen und befreiten die Gefangenen.

Russen sind argwöhnisch. Mit demselben Haß, den sie gegen alle Windmühlen hatten, verfolgten sie alle Augengläser, Ferngläser. Solche Gläser zu besitzen oder gar zu gebrauchen, war ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wurde.

Ein Besitzer in Tiergarten hatte in seinem ganzen Leben noch nie ein Fernglas gekannt, noch weniger besessen. Da kam sein Sohn aus Südwestafrika vor dem Kriege zum Besuch nach Hause und brachte ein solches mit. Als die Schlacht bei Tiergarten begann, nahm der Alte das Glas, um durch dasselbe den Kampf anzuschauen. Es kostete ihm das Leben.

Der Lehrer Slomka in Krussewen bei Bialla stand mit seiner Familie auf einer Scheune nicht weit von der Straße, als Russen in großen Scharen auf der Flucht vorüberzogen. Er scherzte noch mit ihnen und rief ihnen auf polnisch zu: „Seid Ihr schon aus Berlin zurück?“ — Sie gingen auf den Scherz ein und einer antwortete: „In Berlin ist nichts zu grasen. Dort verhungert alles. Wir gehen lieber zu Muttern.“ — Dann nahm er sein Fernglas und sagte: „Ich will einmal sehen, wo die Bande hinzieht!“ — „Ach lieber Mann“, saate die Frau, „bleibe doch hier, bringe Dich nicht in Gefahr!“ Er hörte nicht auf die Bitte seiner Frau, sondern ging auf die Straße und schaute dem Troß nach. Da kommen Nachzügler, sehen den Lehrer mit seinem Fernglas und erschießen ihn.

Russen sind argwöhnisch. Mühlen, Ferngläser und besonders alle Telephone und Telegraphen waren der Vernichtung verfallen. Überall wurde danach geforscht, nicht nur in den Städten und großen Landgütern, sondern auch in schlichten Bauernhäusern.

Auf einem Rittergut im Nachbarkreise sitzen hohe russische Offiziere mit dem Hausherrn beim Mittagsmahl. Die köstlichsten Speisen und Weine machen alle Herzen fröhlich. Die Offiziere trinken auf das Wohl des Hausherrn. Plötzlich läutet das Haustelephon. Der Besitzer hatte den Offizieren vorher die Zusicherung gegeben, daß eine telephonische Verbindung zwischen dem Gutshause und der Außenwelt nicht vorhanden sei, da alle Telephondrähte von den Russen zerstört wären. An das Haustelephon, welches Gutshaus und Wirtschaftsgebäude verbindet, dachte er nicht. Jetzt will der Inspektor, der sich im Wirtschaftsgebäude befindet, den Herrn noch etwas fragen und benutzt das Telephon. Kaum ist dieser ans Telephon gegangen, so springt der russische General wütend auf und erschießt seinen Gastgeber.

In Bialla war der Mühlenbesitzer Zander zurückgeblieben, und zwar im Vertrauen darauf, daß er aus Rußland gebürtig, fertig russisch sprach. Welche großen

Verdienste dieser treue Mann unserem deutschen Vaterlande geleistet hat, möge hier unerwähnt bleiben. Aber die Russen hatten ihn in sehr starkem Verdacht der Spionage. Sein ganzes Haus und die Mühle wurden unzählige Male nach telegraphischen und telephonischen Verbindungen von oben bis unten durchsucht, ohne eine Spur davon zu finden. Eines Tages haben Kinder, die auf dem Bahnhof spielen, die Weichen des Geleises verstellt, so daß die vorderste Lore eines russischen Zuges entgleist. Da wird Zander gefangen genommen und soll erschossen werden. Er wird zunächst in der Mühle eingeschlossen und von zwei Wachtposten streng bewacht. Am nächsten Tage merkte er, daß die Wachtposten gewechselt haben und Soldaten von einer ganz anderen Truppe sind. Sofort fängt er mit ihnen eine Unterhaltung auf Russisch an: „Brave Kerle seid Ihr! Jedenfalls von Eurem Oberst hergeschickt, mein Mehl zu bewachen. Das hat er mir versprochen. Es wird soviel gestohlen, und ich kann immer nicht genug für Euch, liebe Russen, mahlen. Habt Ihr Hunger? Habt Ihr Durst? Kommt nur herein!" — Das ließen sich die Russen nicht zweimal sagen. Es war ein recht gemütliches Frühstück und wurde tapfer getrunken. Zander konnte entschlüpfen und ist dem Tode entgangen. —

Die Russen sind fromm, aber nur von außen.

Überall wo die Russen auf dem Lande evangelische Kirchen fanden, benutzten sie dieselben zu ihren Gottesdiensten. Die Kirchen in Kruglauken und Benkheim schufen sie durch Verschläge, Gebetspulte und Heiligenbilder in russische Kirchen um. Auch die Scheune des Besitzers Janzon in Talheim hatten sie in eine Kirche verwandelt und zwei Kreuze auf dem Dach angebracht.

In Przytullen beerdigten sie den deutschen Altsitzer Kelch, nachdem sie ihm einen Sarg gezimmert hatten, auf feierliche Weise, indem ein Offizier eine kurze Ansprache hielt und die Soldaten ein stilles Gebet verrichteten.

Wenn der russische Pope in strahlendem Ornat seines Amtes waltet, küssen sie wohl seine Hand und das entgegen-

gehaltene Kruzifix; hat er aber sein Amtskleid ausgezogen, beachten sie ihn nicht, ja bezeugen ihm oft sogar ihre Verachtung, wie jener Offizier, der zum Lehrer Wasgindt in Tiergarten sagte, indem er auf den Popen zeigte: „Um diesen Schwarzen kümmern Sie sich nicht! Es ist nur ein gewöhnlicher Dorfpope, der von uns geduldet wird.“ — Der Pope war freundlich und bescheiden. Als der Offizier den wüsten Schulhof reinigen ließ, fegten die Soldaten jede Stelle, nur nicht den Platz, auf dem der Wagen des Popen stand. Da griff der Pope selbst zu Besen und Schaufel und reinigte seinen Platz.

Ja, die Russen sind seltsame Menschen. Wer kann sie verstehen? —

42. Die Winterschlacht in Masuren und Littauen.

Die Wintermonde 1914/15 waren für Ostpreußen eine Zeit schmerzlichen Harrens. „Wann kommt denn endlich der Tag unserer Erlösung?“ — so seufzten alle, die in grausamer Feindeshand zurückgeblieben waren, von Hunger gequält, von rohen, gewalttätigen Horden geschunden und gepeinigt. — „Wann dürfen wir endlich in die Heimat zurück?“ — so fragten ungeduldig die in allen Provinzen zerstreuten Flüchtlinge. „Wann hört denn endlich der furchtbare Kanonendonner auf? Wann werden die unheimlichen Bedränger endlich aus unserer Nähe weichen?“ — so fragten wir, die wir hinter der Feuerlinie wohnten.

Der Tag der Erlösung kam früher, als wir gehofft hatten. Allgemein wurde erst im Frühjahr 1915 eine Hindenburgschlacht erwartet. Es ging schon im Februar los.

165 Kilometer lang, von der Mündung der Szeszuppe in die Memel bis an den Pissek bei Johannisburg zog sich die stark verschanzte Stellung der Russen, den dritten Teil von Ostpreußen abschneidend. Dahinter lag der russische Oberbefehlshaber Siwers mit einem großen Heere von

220000 Mann. Es standen zur Verteidigung nur 100000 Mann unter Below auf unserer Seite.

Hindenburgs Aufgabe ging nun dahin, die russische Armee einzukreisen und zu vernichten wie bei Tannenberg. Wie wirds ihm gelingen? — Es war Winter, viel Schnee und Eis, starker Frost mit Tauwetter wechselnd. Das erschwerte die Märsche und den Angriff. Und was half der Angriff und Durchbruch der russischen Front an irgend einer Stelle? Was half es, einige Tausend Gefangene machen und einen Teil Feinde zurücktreiben? Dadurch wurde Ostpreußen nicht befreit. Das ganze Heer der Feinde, in einer Ausdehnung von 165 Kilometern verschanzt, war zu vernichten. Man mußte es umklammern, zusammendrücken, gefangen nehmen. Ein anderer Feldmarschall hätte zur Lösung dieser Aufgabe mindestens 500000 Mann gebraucht. Hindenburg begnügte sich mit der Hälfte, 250000.

In der weltberühmten Völkerschlacht bei Leipzig den 16. und 18. Oktober 1813 hatten die Verbündeten denselben Plan: sie wollten mit ihren 200000 Mann die 140000 Franzosen umklammern und vernichten. Es war schönes Herbstwetter, das Kampffeld günstig, denn die französische Aufstellung war nur 40 Kilometer lang. Und die Verbündeten kämpften unter den Augen von drei Majestäten, des österreichischen Kaisers, des russischen Kaisers und des preußischen Königs. Die Einkreisung der Franzosen gelang nicht. Dem Hindenburg gelang Größeres unter den ungünstigsten Umständen.

Anfang Februar merkten wir hier in Angerburg, daß etwas Großes im Gange war. Große elektrische Anlagen entstanden in unserer Nähe, drei Riesenwerke, eins bei Kehlen, zwei vor dem littauischen Tor — neben einer Gerberei und an der Schmiede. Von hier gingen Kabel nach den Drahtverhauen, die elektrisch geladen wurden. Jede Maschine hatte 75000 Pferdekräfte. Die Ladung der Drahtverhaue war so stark, daß einzelne Russen, die sich bei Ogonken unseren Verhauen näherten, ohne an die Drähte anzufassen, schon in einer Entfernung von 1 Meter getötet wurden. Man machte auch folgende Probe. Des Nachts wurde da, wo die Drahtverhaue über die Chaussee

laufen, ein Auto hingestellt, in der Annahme, daß die Russen versuchen würden, dasselbe fortzunehmen. Richtig. Des Morgens kommen sie. Einer läuft und setzt sich darauf und wird sofort getötet. Starr sitzt er da. Der zweite faßt die Leiche an und wird auch getötet, bis die Nachfolgenden merken, daß es ein Todesauto sei und zurücklaufen. So war das Zentrum unserer Linie so stark gesichert, daß hier ein russischer Angriff nicht zu befürchten war.

Ende Januar und Anfang Februar war etwa 14 Tage Bahnsperre. Tag und Nacht rollten ungeheuer lange Wagenzüge dahin. Jede Bahnsperre brachte uns Not an Lebensmitteln, aber zugleich die freudige Aussicht, daß etwas Großes im Gange sei.

Am 7. Februar hatte Hindenburg seinen Aufmarsch beendet. Zwei Umgehungsflügel waren aufgestellt. Im Norden waren drei Armeekorps aufgestellt unter dem Generaloberſten Eichhorn, der erst im Januar von schwerer Krankheit genesen, nun zum ersten Male im Kriege sein Feldherrngeschick entwickelte. Er hatte die Aufgabe von Ragnit aus zuerst entlang der Szeszuppe, dann in der Richtung Südosten auf das russische Kalwarija in breiter Front vorzugehen, die Bahn Stallupönen—Kowno für die Russen unbrauchbar zu machen und jeden Widerstand niederzuwerfen. Das war die obere Umklammerung.

Der zweite Umgehungsflügel stellte sich am Westrande der großen Johannisburger Forst und durch diese gedeckt unter General Falk auf, während General Litzmann mit seinem Reservekorps südlicher an der Grenze russische Hilfskorps aus Polen abzuwehren hatte.

Gegen die Kälte waren unsere Soldaten mit Wollkleidung und weißen Pelzen geschützt, die Fuhrwerke, welche die Munition für mehrere Wochen herbeizuschaffen hatten, waren in Schlitten umgewandelt. Die meisten waren Wagen mit abnehmbaren Schlittenkufen. Wo Schnee lag, wurden die Kufen gebraucht, wo kein Schnee lag, auf Rädern gefahren. Schon im Januar waren Tausende solcher Fuhrwerke zu einem Schlittenpark bei Gerdauen auf der Ebene zwischen Bahnhof und Schloß versammelt.

Nur ein Bedenken war: Die zusammengestellte Hindenburg-Armee war kein einheitliches Gebilde. Aktive Truppen waren nur in sehr geringer Zahl. Junge Freiwillige und Ersatzreservisten, die schnell laufen konnten, bildeten die Umgehungsflügel; im Zentrum, Angerburg-Darkehmen, standen alte Landstürmer. Und dazu nun noch das schreckliche Unwetter, ein Schneesturm, der beim Marsch das Sehen und Atmen verhinderte! Kein Bauer treibt bei solchem Wetter seinen Hofhund aus der Stube hinaus. Dennoch! Hindenburg wagte es dennoch.

Zuerst begannen im Süden Falk und Litzmann am 7. Februar vorzustoßen. Sie marschierten durch die große Johannisburger Forst und fanden wenig Widerstand. Die feindlichen Vortruppen verließen nach kurzem Kampf ihre Verhaue und zogen sich auf ihre Hauptkräfte hin, den Pissek, zurück. Das Falksche Korps rückte von Rudzianny auf der Chaussee vor, erstürmte Snopken und stand schon am Abend des 7. Februar vor Johannisburg.

General Falk stürmte auf die Stadt von drei Seiten und erbeutete darin 2500 Gefangene, 8 Geschütze und 12 Maschinengewehre. Nur wenige Teile der russischen Besatzung entkamen nach Bialla.

Südlich von Johannisburg ging Litzmann mit seinem Reservekorps auch am 7. Februar in zwei Kolonnen vor. Es war ein langer, beschwerlicher Weg und dazu Schneegestöber. Doch schon abends stand die nördliche Kolonne am Pissek. Des Nachts wurde gekämpft und der Übergang über den Fluß erstritten. Die südliche Gruppe gelangte abends bis zur alten Glashütte Wondollek und marschierte am 8. Februar auf Gehsen. Da erscheinen plötzlich große feindliche Heeresmassen aus der Richtung von Kolno und machen einen Flankenangriff. Sofort wird die Frontstellung geändert, der neue Feind wird abgewehrt, geschlagen, in wilde Flucht getrieben und verliert 500 Gefangene und eine Menge Kriegsmaterial. Jetzt erst überschreiten die Unsrigen den Pissek bei Gehsen. Litzmanns Truppen haben Großes geleistet, 40 Kilometer bei bösem Wetter marschiert und dann gleich stürmisch gekämpft und gesiegt.

Auch im Norden begann Eichhorn am 8. Februar gegen den rechten Russenflügel vorzugehen. Dort hatten sich die Russen sehr stark verschanzt. Auch das große Torfmoor „Königshuld" vor ihrer Stellung diente ihnen zum Schutz. Aber der starke Frost hatte den weichen Moorboden für unsere Soldaten in eine feste Eisebene zum bequemen Marschieren verwandelt. Erst am 9. Februar sollten die Russen angegriffen werden. Aber unsere jungen Infanteristen waren zu schnell gelaufen und standen schon am 8. Februar dicht vor dem Feind. Die Russen hatten durch ihre Aufklärungstruppen von dem Heranrücken der Deutschen in überlegener Zahl Kenntnis erhalten und suchten dem drohenden Stoße nach rückwärts auszuweichen. Das war eine üble Sache für die Unseren. Es ist freilich sehr schön, wenn der Feind zurückgeht, ehe man sein Gewehr abschießt, aber nicht in diesem Falle, wo man ihn vernichten wollte. Rückten die Russen zurück nach Osten oder Nordosten, konnten sie den Unseren beim weiteren Vormarsch in die Seite oder sogar in den Rücken fallen. Das war gefährlich. Wichen sie nach Südosten aus, so entgingen sie mit ihrem Kriegsmaterial der Vernichtung.

So entschlossen sich denn unsere Führer, schon am 8. Februar zum sofortigen Angriff, obgleich die Infanteristen sich müde gelaufen und die zum Angriff nötige Artillerie und Maschinengewehre noch nicht zur Stelle waren. Es ging auch so. In schnellem Ansturm wurden die Russen aus ihren vorderen Gräben geworfen und abends um 8 war die Linie Henskischken—Spullen—Lasdehnen in unserm Besitz. Die Russen zogen sich nach Südsüdosten zurück, durch unseren Angriff gerade in diese Richtung gedrängt. Nun galt es, ihnen keine Ruhe zu lassen, die Rückzugsstraßen nach Osten zu verlegen und sie östlich zu überflügeln und zu umfassen. Die dazu nötigen Verfolgungsmärsche verursachten unseren Soldaten die furchtbarsten Strapazen. Strenge Kälte, dichtes Schneegestöber, heftiger Sturm hinderten den Marsch. Schlitten blieben stecken. Autos ließ man stehen, Pferde fielen ermattet hin, Kanonen konnten nur mit Hilfe der Infanterie weiter geschleppt werden. Und doch gelang es. Am 9. Februar unternahmen die

Eichhornschen Truppen diesen riesigen Umfassungsmarsch in drei Gruppen. Die nördlichste Gruppe stürmte gegen die Linie Wilkowischki—Mariampol und hatte die Russen von Norden her zu umflügeln. Die zweite Gruppe hatte die Hauptrückzugsstraße der Russen nach Osten, die Eisenbahn von Gumbinnen nach Eydtkuhnen—Wirballen zu besetzen, die dritte Gruppe stieß gegen Stallupönen vor. Es gelang vorzüglich. 16000 Gefangene, 10 Geschütze, 12 Maschinengewehre, unzähliges Kriegsmaterial und drei Militärzüge waren die Beute, auch ein sehr langer Sanitätszug mit dem roten Kreuz wurde erbeutet, in welchem jedoch keine verwundeten Soldaten, sondern lauter in Ostpreußen gestohlene Möbel waren.

Die Truppen der deutschen Mitte unter Below sollten nach dem Kriegsplan den Feind zunächst noch unbehelligt lassen. Als aber die deutschen Flieger meldeten, daß die Russen auch im Zentrum ihren Rückzug antraten, war es auch hier zum Angriff Zeit. Dieser erfolgte am 11. Februar. Da wurde der Rückzug der Feinde zur Flucht. Als nun in der Nacht vom 11. zum 12. Regen und Tauwetter eintrat, so daß die Wege grundlos wurden, mußten sie ihre Artillerie im Stich lassen oder in Seen versenken. Bei Lötzen und im Widminner See wurden 8 schwere Geschütze beim Aufräumen der Schlachtfelder aus dem Wasser gezogen.

Am hartnäckigsten hielten die Russen bei Lyck aus, wo sibirische Kerntruppen standen. Dort wußten sie noch nicht, daß schon alle Rückzugsstraßen im Besitz der Deutschen waren. Sechs Seen liegen um Lyck herum: der Laßmiaden-, Sawinda-, Wosseller-, Sanowo-, Lycker- und Selment-See. Gegen jeden Angriff von Westen, Süden und Norden war Lyck ganz vorzüglich geschützt. Befestigten die Russen die zwischen diesen Seen liegenden Landengen, war ihre Verteidigung sehr leicht. Am 12. Februar wurde der Angriff vom Falkschen Korps auf alle fünf See-Engen und Zugangsstraßen zugleich ausgeführt. Wild tobte besonders am 13. Februar der Kampf um das Dorf Woßellen. Am Spätabend wurde es vom 33. Füsilierregiment erstürmt. Am 14. flohen die Russen aus Lyck. Es war auch hier ein

glänzender Sieg errungen, und zwar unter den Augen unſeres Kaiſers.

Die geſchlagenen Sibirier eilten, von den Unſeren verfolgt, in wilder Flucht über die Grenze. Sie liefen in den offenen Sack hinein, der ihrer ſchon wartete. Der ganze Reſt der Ruſſen, der dem Tode entronnen war, wurde dort zwiſchen Suwalki und Auguſtowo zuſammengetrieben, eingekreiſt, wie ein ſchwarzes Knäuel zuſammengepreßt, gefangen.

Beute: 110000 Gefangene, 300 Geſchütze, 200 Maſchinengewehre, unzählbares Kriegsmaterial.

43. Des Kaisers Einzug unter den Siegern in Lyck.

Es ist der 14. Februar 1915. Ein weltgeschichtlich wichtiger Tag! Das letzte große Russenheer ist aus Ostpreußen vertrieben, nicht in die Flucht, sondern in die Vernichtung und Gefangenschaft hinein. Tannenberg ist durch die Zahl der Gefangenen übertroffen: 110 Tausend! — man kann sich die Größe dieses Haufens kaum vorstellen. Ein Schlachtfeld, so lang, so weit, so blutig, wie es in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist, ein Blutstrom und Leichenfeld von 145 Kilometer! Das letzte heiße Ringen ist unter den Augen des obersten Kriegsherrn, unseres Kaisers, geschehen. Seine Gegenwart hat wesentlich zum Siege beigetragen. Der Gedanke: „Unser Kaiser ist in der Nähe. Er teilt unsere furchtbaren

Strapazen und seine Augen sind auf uns gerichtet" — durchzuckt jedes Soldatenherz und verleiht jedem Kämpfenden zwiefache Heldenkraft.

Lyck ist genommen. Die Straßen sind voll Russenleichen und Gefangenen. Noch rauchen die Trümmer der zerschossenen Stadt. Die schöne große Kirche mit ihrem stolzen Turm — ein Schutthaufen. Ringsum am Markt ein wüstes, schwelendes Trümmerfeld. Mit Staub, Schlamm, Erde und Blut bedeckt ziehen die Sieger ein: die 11. Landwehrdivision, die 2. Infanteriedivision, insonderheit das 33. Füsilierregiment Graf Roon, das den letzten zermalmenden Ansturm bei Woszellen ausgeführt hat. Plötzlich geht eine große Bewegung durch die ganze Stadt und alle Herzen: „Der Kaiser kommt!" Die siegreichen Heerscharen erheben ein Jubelgeschrei, wie es wohl noch nirgends und nie auf Erden gehört ist: Hurra! Hurra! Hurra! Heil dir im Siegerkranz! Deutschland, Deutschland über alles. Vor diesem Gesang aus vielen Tausend Kehlen von Helden, die eben den russischen Drachen zertreten haben, muß sich die Hölle entsetzen und ganz Rußland zittern. Horch! Der Kaiser spricht. Lautlose Stille. Die kaiserliche Stimme zittert von tiefster Bewegung. Er spricht den tapferen Grenadieren seinen kaiserlichen Dank für ihre Tapferkeit und ihren Todesmut aus. Sie hätten das in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt und sich ihrer Vorfahren vor 100 Jahren und von 1870 würdig erwiesen. Er, der Kaiser sei gewiß, daß sie mit der gesamten Heeresmacht auch weiterhin nicht nachlassen würden, den Feind zu schlagen, wo er sich zeige, bis er völlig niedergerungen sei. Des Kaisers Auge glänzt bei dieser Rede in seligstrahlendem Glück, und alle Krieger sind aufs tiefste ergriffen. Da nimmt der Regimentskommandeur Graf Rantgau das Wort; seine beiden Bataillone vom pommerschen Grenadierregiment 2 können mit einem besonders hervorragenden Ehrenzeichen und Ruhmesdenkmal aufwarten: ihre Fahnen sind von Kugeln in Fetzen zerrissen. Der Offizier erneut im Namen aller Kameraden das Gelübde der Treue bis an den Tod vor dem Kaiser und schließt mit dem dreimaligen Hurra, in das die Heerscharen donnernd einstimmen. Und nun

marschieren sie fort zu ihren Ruhstätten und Lagerplätzen, so dicht an dem Kaiser vorbei als nur möglich. Jedem winkt er freundlich zu, drückt hier eine Hand und dort eine Hand.

Bald kommt die Nacht und breitet ihre sanften Fittiche aus über die blutigen Schlachtfelder, die zertrümmerte Stadt, die müden Helden. Und sie träumen alle so süß von dem Kaiser, der bei ihnen war.

In den Trümmern von Lyck.

1. Bärtige, wettergebräunte Krieger,
Mit festem Tritt, als müßt' es so sein,
Und mit heißem Gewehr — so ziehen die Sieger,
Ostpreußens Befreier zum Tore herein.
Die gestern hie noch gehaust — geschlagen
Fluten die Horden gen Osten zurück;
Als stummberedte Zeugen nur ragen
Zum Himmel die rauchenden Trümmer von Lyck.

2. Und hinter den Siegern stapfen die Scharen
Gefangener Russen, zerlumpt und beschneit —
„Seht sie, die gestern die Herren noch waren,
Heeren sich dünkten für ewige Zeit!
Fluch euch, ihr Räuber am deutschen Herde!
Was heftet so stier ihr zu Boden den Blick?
Hört ihr die Flüche der deutschen Erde,
Die Flüche der rauchenden Trümmer von Lyck?"

3. Da plötzlich — horch! Fanfaren erklingen,
Und ein Jubelruf durch die Reihen eilt:
„Der Kaiser!" Der mitten im blutigen Ringen
Bei seinen kämpfenden Truppen geweilt,
Als Krieger durchlebte mit seinen Kriegern
Tage der Rache, Stunden voll Glück,
Nun eilt er, zu danken den Helden und Siegern
Inmitten der rauchenden Trümmer von Lyck.

4. Und siehe, jauchzend, jubelnd umringt es
Den Kaiser — Straße und Weg sind verstellt —
„Deutschland" — aus tausend Kehlen erklingt es —
„Deutschland über alles in der Welt!"
Den Kaiser umdrängen immer aufs neue
Die Sieger, ein Leuchten im blauen Blick,
Und es dröhnt das Lied von der deutschen Treue
Über die rauchenden Trümmer von Lyck.

5. Ostpreußen frei! Nie sollen die Räuber
Je wieder nisten am deutschen Herd!
Heilige Mark, dich decken die Leiber
Deiner Getreuen, dich schirmt unser Schwert.
Nie wieder sollst du bluten und leiden,
Nie soll der Feind uns ins Land zurück. —
Das schwört dir, mein Deutschland, für ewige Zeiten
Das deutsche Lied auf den Trümmern von Lyck.

„Berliner Lokal-Anzeiger." Richard Lohmann.

44. Die Schreckenstage von Memel
vom 18.—21. März 1915.

Die Russen waren durch die achttägige Winterschlacht aus Ostpreußen hinausgetrieben. Seit dem 15. Februar schändete kein Russenfuß mehr deutsche Erde. Dem russischen Bären war die morda (Schnauze) in der ostpreußischen Falle zerquetscht. Und er kommt wieder? Was? er hat noch nicht genug gemordet und gesengt? — — —

Ja, die Russen rückten am 17. März über die Grenze nach Memel, in jenen Zipfel, den sie bei ihrem ersten und zweiten Einfall ängstlich gemieden hatten, aus Furcht, daß sie von der See aus angegriffen würden. Vielleicht hatten sie es ausspioniert, daß nur zwei Kompagnien Landsturm die große schöne Stadt beschützten. Es war keine große kriegerische Unternehmung, sondern ein Raubzug, von dem Schund und Auswurf des russischen Heeres ausgeführt. Wilde Horden, die ihre tierische Raub- und Mordgier sättigen wollten, ein Haufe Gesindel von 50000 brachen rasend über die Grenze. Ihnen voraus ging der Flüchtlingsstrom mit dem bekannten Jammer. Am Morgen des 18. März spannte sich ein dunkelroter Himmel über der

Stadt, eine Schneewolke, wie in Blut getaucht, hing darüber. Es war der Widerschein von dem brennenden Rittergut Althof vor Memel. Sein Besitzer hatte es für feige gehalten, seine Scholle zu verlassen. Diese Tapferkeit belohnten die Räuber mit Fortschleppung nach Sibirien und Niederbrennung des Rittergutes samt edlen Rossen und Vieh.

Schon am Abend, Donnerstag den 18. März hielt das Heer der blutbesudelten Räuber und Mörder seinen Einzug in die Stadt zum Kaiser Wilhelm-Denkmal, wo ihr höchster Befehlshaber eine Ansprache hielt. „Churra! Churra!" so krächzten ihre alkoholheisern Kehlen, wie Raben, die hungrig nach Aas schreien. Dann stimmten sie ein mehrstimmiges Siegeslied an. Und dann ging es in wilder Jagd ans Plündern und Morden. Alle Schaufenster werden zertrümmert. Wer sich der Horde in den Weg stellt, wird niedergehauen oder niedergeschossen. Überall auf den Straßen Leichen von Zivilpersonen. In allen Läden raubende, lallende, besoffene, torkelnde Menschenbestien mit struppigen Haaren, wutschnaubende Mörderfratzen.

Da kam die dunkle Nacht und barg mit schwarzen Fittichen den Strom der Städter, die alles im Stich ließen, um ihr Leben durch Flucht auf die Sanddünen der Kurischen Nehrung zu retten. Ein eisiger Schneesturm brauste über die Düne. Die See sang ihr wildes Sturmlied. Das Thermometer war auf 12 Grad Frost gesunken. 8000 Menschen stürzten in verworrenem Chaos nach dem Hafen, wo die Überfahrt nach der Nehrung stattfand. Männer, Frauen, Kinder, Säuglinge, Greise — sie alle wollten lieber durch Hunger und Kälte umkommen als durch Mörderhand sterben. Dort wurde auf Kähnen, Dampfern, Prahmen übergesetzt. Dann gings in den tiefen Schnee auf die öde Nehrung nach Schwarzort. Mütter, die ihre Kinder trugen, fielen vor Erschöpfung um. Viele zogen Handschlitten hinter sich her, worauf sie die Kleinsten und das nötige Gepäck gesetzt hatten. Ab und zu fuhr ein Schlitten oder Wagen vorbei, den Vorsichtige schon frühzeitig über das Tief hatten hinüberbringen lassen. Das Fuhrwerk war von einem schwarzen Menschenknäuel besetzt. Trotzdem flehten Hunderte: „Nehmt

mein armes Kind, meine Großmutter, meine kranke Frau mit!" Enttäuscht und mühsam zogen sie weiter. In Schwarzort war bald jedes Haus, jedes Winkelchen, jede Dachkammer vollgepfropft. Aber dort die Kirche ist noch leer. Gott sei Dank! Sie ist vom Pfarrer Lotto mit Stroh belegt und geheizt. O wie herrlich! Da hat sich das Wort des Psalmisten erfüllt: Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest: deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen." Am nächsten Morgen mußte der Menschenstrom weiter fluten auf den schneebedeckten Sandbergen, immer weiter bis nach Nidden; denn in Schwarzort waren keine Lebensmittel mehr. Und der Sturm heult, das Meer zu beiden Seiten braust. Es ist das Fluchlied über die russischen Mörder.

Der 19. März wurde für die zurückgebliebenen Memeler der größte Schreckenstag. Es war die Fortsetzung der ruchlosen Gewalttätigkeiten vom Einzugsabend, die sich im einzelnen nicht schildern lassen. Selbst die zurückgebliebenen Geistlichen, Superintendent Gregor, Pfarrer Bömeleit, Pfarrer Reydys waren ihres Lebens nicht sicher und wurden fortwährend bedroht. Nur Amtstracht und Kruzifix schützten sie. Die Russen nahmen den Superintendenten Gregor als Geisel mit anderen Herren nach der Kaserne. Pfarrer Radtke in Dawillen wurde mit seiner ganzen Familie nach Sibirien verschleppt, ebenso der Präzentor aus Dawillen mit Frau, acht Kindern und der 80jährigen Schwiegermutter. Dem Pfarrer Salewski gelang es bei eintretender Dunkelheit zu entfliehen; er irrte eine ganze Nacht umher und erreichte erst am nächsten Abend wieder sein Heim.

Vor das Steintor werden am Freitag 20 Männer zum Tode hinausgeführt. Sie haben das Unglück gehabt, zufällig in eine Stadtgegend zu geraten, wo sich die Hauptwache der Russen befindet. Was wußten diese harmlosen Menschen von russischer Hauptwache, und wodurch konnten sie Spionage treiben? — Ohne Verhör, ohne Urteilsspruch wurden sie zum Tode bestimmt. Auf der Rumpischker Feldmark werden sie aufgestellt. Schüsse krachen. Alle fallen. Keiner steht mehr. Die Russen stechen dann noch in die Leichen hinein. Da liegt einer in Qual und Not, die Wunden

schmerzen und bluten. Er zeigt auf sein Herz und bittet um den Todesstoß. „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" — betet er laut. Er bekommt den erbetenen Stoß. Dann kommt die eiseskalte Winternacht. Die Russen sind fort. Und siehe! Im Leichenhaufen regts sich. 6 Männer schleppen sich, blutend, tastend auf der Erde vorwärts, den Schnee zeichnend wie ein angeschossenes Wild. Sie haben sich gerettet. Ein siebenter bleibt die Nacht über auf dem Felde liegen, ihm frieren Hände und Füße ab. Am nächsten Morgen gelingt es ihm, ein leerstehendes Haus zu erreichen. Am dritten Tage wird er von unseren Soldaten gefunden, ins Lazarett gebracht und gesund gepflegt.

In der Polangenstraße treiben die Russen am Sonntag den 21. März einen großen Haufen von Männern, Frauen, Kindern aus den Häusern heraus und in langem Zuge nach dem Kasernenhofe, wo ein wildes Durcheinander ist. Die Russen sind sehr aufgeregt. Eine unabsehbare Menge Schlitten steht bereit. Fackeltragende Russen laufen hin und her. Der Haufe der Fortgeschleppten harrt vor Frost und Furcht zitternd seines ungewissen Schicksals. Sie sind dazu bestimmt, den abziehenden Russen als Kugelfang gegen die deutschen Soldaten zu dienen. Am Montag den 22. März wollen sie die Stadt an allen Ecken anzünden, alle Einwohner töten und diese Leute aus der Polangenstraße sollen ihren Rückzug decken. Sie haben Nachricht bekommen, daß zwar ein großes Hilfskorps aus Rußland zur Verstärkung kommt, aber auch, daß deutsches Militär im Anrücken ist. Aber ehe sie ihren Plan ausführen, trifft das Bataillon Nußbaum aus Stettin ein, greift die Russen in Althof an und drängt sie in die Stadt zurück. Nun kommt es in der Nacht zu grausigen Straßenkämpfen. Die Unsrigen sind furchtbar erbittert. Es wird nicht geschossen, sondern mit Bajonett und Kolben gekämpft. Die Deutschen brüllen wie die Löwen: „Nieder mit euch, Räuber, Mordbrenner!"

Des andern Tages lagen alle Straßen voll Russenleichen. Das war die heilige Rache.

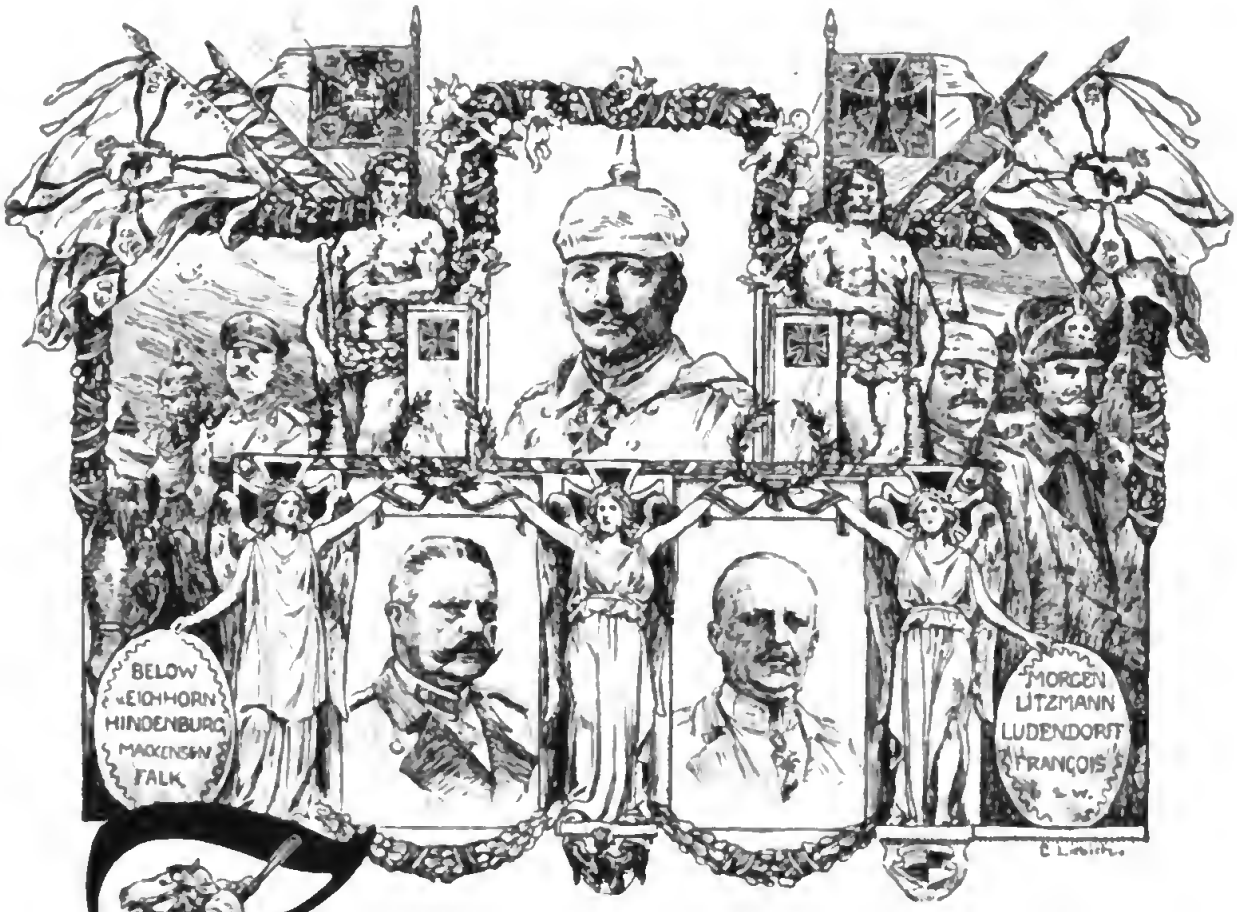
Nach amtlicher Feststellung sind in Memel 63 Zivilpersonen von den Russen ermordet, 40 verwundet, 460 ver-

ſchleppt, eine Anzahl von Frauen und Mädchen in teufliſcher Weiſe vergewaltigt.

Die Heimat iſt endlich von den ruſſiſchen Mordbanden erlöſt! Gelobt ſei Gott!

O Heimatland! Mein ſüßes Vaterland!
Wollt Gott, du hätteſt ſchon
Die Feinde all gemacht zu Spott und Schand,
Gegeben ihren Lohn.
Sie wollten uns vernichten
Mit Feuer und mit Schwert.
Der Ewge wird ſie richten,
Der unſer Flehen hört!

O ſchöner Tag, o heilig große Stund,
Wenn in dem ſchweren Krieg
Durch Gottes Gnad einſt fliegt von Mund zu Mund
Die Kunde von dem Sieg.
Das Meer ſoll brauſend ſchäumen
Zum Nord- und Oſtſeeſaum.
Uns wird als ob wir träumen
In holdem, ſelgem Traum.



45. Gottes Wunder in Ostpreußen.

Zwei große Männer haben über die Wunder Gottes gestaunt, die in und an Preußen geschehen sind.

Der erste ist Luther. Er schreibt: „Siehe dieses Wunder! In vollem Lauf und mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen, wohin es doch nicht gerufen und begehrt ist. Es ist der Herr, der alles in allem wirket."

Der zweite ist Friedrich der Große, der über die „Mirakel in der preußischen Geschichte" sich staunend ausläßt.

In der Tat sind der Mirakel in der preußischen Geschichte so viele, daß jeder Nachdenkende darin das wunderbare Walten Gottes erkennen muß.

Aus der Vergangenheit Preußens sei hier nur das Packendste und Auffallendste hervorgehoben. Da ist zunächst die Gründung des preußischen Staatswesens. Der Höchste, der besonders das, was schwach und niedrig ist, zu erwählen pflegt, um seine weltgeschichtlichen Pläne auszuführen, ersah sich eine Frau, um drei weit auseinander liegende Bausteine zum preußischen Staat zusammenzufügen: Ein schönes Stückchen Land am Rhein, Jülich-Cleve-Berg, als zweites das arme, wüste, düstere Ostpreußen und als drittes in der Mitte die brandenburgische Sandbüchse.

Maria Eleonore, Prinzessin von Jülich-Cleve-Berg, Tochter des Herzogs Wilhelm, bekommt einen Heiratsantrag. Es kommt ein Edelmann aus dem fernen Osten, um sie für seinen Herrn, den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, als Gattin zu werben. Sie kennt weder Preußen noch den 18jährigen Jüngling, der sie zur Frau begehrt.

Der Vater verweigert seine Zustimmung. Die Tochter überwindet durch Tränen und Bitten jeden Widerstand. Sie zieht in die Ferne einer dunklen Zukunft entgegen, in der festen Glaubensgewißheit: „Gott ruft mich, Gott will es!“ —

Und dann findet sie — ach Gott, es ist zum Entsetzen! — nicht nur ein unwirtliches, ödes, armes Ländchen, sondern auch einen in seiner Jugendblüte von geistiger Krankheit gebrochenen, blöden Bräutigam. Er ist ihr nicht entgegengekommen, wie es sonst Sitte ist. Sie findet ihn über einem großen Bilderbuch sitzen, in das er selbst Figuren malt. Sein Gesicht ist verweint und er klagt: „Die Menschen wollen mich vergiften!“ Bald kommt der Arzt und tröstet die Prinzessin: „Seine herzogliche Gnaden, Ihr Bräutigam, wird bald gesund werden. Mein Kollege, der andere Hofarzt, hat eine falsche Kur angefangen. Er hat die Eingeweide eines schneeweißen Hundes dem Herzog auf den kahlgeschorenen Kopf gelegt. Das hat nichts genutzt. Ich habe hier ein besseres Mittel!“ — und damit zieht der Arzt aus seinem Medizinkasten eine pechschwarze Henne hervor, die er mit Federn und allem in zwei Hälften ge-

schnitten hat. „Diese wollen wir Seiner Gnaden des Nachts auf den Kopf binden und ein Tuch darüber. Das wird helfen!“ meint der Hofarzt.

Fünf Tage nach dem traurigen Einzug der Prinzessin soll die Hochzeit sein. So hat es die herzogliche Regierung bestimmt. Aber der Bräutigam will nicht zur Trauung in den Dom, obwohl der Bürgermeister auf den Knien bittet und ein Herr vom Hofe den jungen Herzog mit körperlicher Züchtigung bedroht. Endlich läßt er sich im Saal des Schlosses trauen. Und die Herzogin? — — „Gott will es!“ sprach sie in Demut und hat in 47jähriger Ehe ihren unglücklichen Gemahl als ihren Herrn geehrt und wie ein krankes Kind gepflegt. Durch ihre vier Töchter ist sie die Stammutter der meisten europäischen Fürstenfamilien geworden. Zwei Töchter heirateten brandenburgische Kurfürsten, die auch die Regentschaft und Mitbelehnung in Preußen bekamen, bis 1618 nach dem Tode des „blöden Herrn“ Brandenburg mit Preußen und Rheinland für immer vereinigt wurde.

Ostpreußen ist von der alten Tannenberger Schlacht im Jahre 1410 an 250 Jahre hindurch polnischer Vasallenstaat, d. h. ein Gebiet zur Ausraubung und Verheerung für die Nachbaren, Polen, Russen und Tartaren, gewesen. Die Tartaren fallen 1656 und 1657 ein und machen daraus eine Wüstenei. Es werden 13 Städte, 248 Dörfer, 37 Kirchen eingeäschert, 23 000 Menschen erschlagen, 3400 in die Tartarei geschleppt, 80 000 kommen nachträglich durch Hunger und Pest um. Da sieht Gott dieses Elend in Gnaden an, schickt die Schweden ins Land, welchen der Große Kurfürst im Kriege gegen Polen Warschau erobern hilft, und — Ostpreußen wirft endlich für immer die polnische Vasallenketten von sich (Vertrag von Oliva 1660). Ja, 41 Jahre später wird das elende Ländchen zum Königreich erhoben, gibt dem ganzen Staate den Namen „Preußen“, der fortan durch die Welt als ein Schreckenswort für alle Feinde klingt.

Ostpreußen wird durch die grausige Pest 1710 und 1711 menschenleer. Man singt kein anderes Lied als das ergreifende:

O Christe, dein Güt ist aus.
Der Zeiten Schwere bricht heraus.
Die Sünden haben uns verstört,
Daß unser Herz zu dir sich kehrt.

Auf jedem Plätzlein Schreck und Leid,
In jedem Herzlein Traurigkeit.
Der Große klagt, der Kleine zagt,
Daß deine Hilfe ihm versagt.

Wohl haben wir gesündigt schwer,
Dein scharf Gericht verachtet sehr,
Jetzt trifft uns Sünder dein Gericht,
Jetzt achtest du auch unser nicht.

Die wilde Pest heert weit und breit,
Mit Leichen ist die Welt bestreut.
Schon manchen Toten deckt kein Grab,
Ders graben wollt, sank selbst hinab.

Bekleidet auf dem Felde liegt
Der Leichnam bis der Hund ihn kriegt,
Verzweifelt wirft den Raben gleich
Das liebe Kind man in den Teich.

Das Elternpaar liegt auf der Bahr,
Verwaiset steht der Kinder Schar,
Sie weinen sich die Äuglein rot,
Vergehn in Frost und Hungersnot.

Sie tasten mit den Händchen klein
Nach Väterchen und Mütterlein,
Sie fordern weinend Milch und Brot:
Die Mutterhand bleibt kalt und tot.

Das Söhnchen hört der Vater nicht,
Kein Wort die tote Mutter spricht,
Doch faßt der Säugling unbewußt,
Noch an die kalte Mutterbrust.

Am Tage scheucht uns Winseln auf,
Geheul durchbricht der Nächte Lauf,
Wer noch am Leben ist, verzagt
Und wird von düstrer Angst geplagt.

Die Menschen schwärmen auf dem Feld,
Ohn Rast und Ruhe ist die Welt.
Der Bruder flieht den Bruder scheu,
Und keiner bleibt dem andern treu.

O grauser Tod, o grause Not!
Das harte Herz kennt kein Gebot,
Jetzt läßt die Seel das Erdenkleid,
Wo findet sie Barmherzigkeit? —

Gott sieht viel Bosheit, wenig Treu;
Drum häufen Krieg und Pest sich neu,
Die guten Tage gehen ein,
Bald bricht der jüngste Tag herein.

Von 600000 Menschen, die vordem in Ostpreußen wohnten, wurden 235800, also über ein Drittel, hingerafft. Manche Dörfer behielten nicht einen einzigen Lebenden. Je weniger Menschen, desto mehr Wölfe. Die Wolfsplage war so schrecklich, daß alle Versuche der Regierung, das entvölkerte Land neu zu besiedeln, vergeblich schienen. Niemand wollte eine Bauernwirtschaft, Land, Acker, Gärten zum Geschenk annehmen. König Friedrich Wilhelm I. war streng und versuchte es mit Zwang. Die herrenlosen Acker und Gärten rings um Gumbinnen sollten den Bürgern mit Gewalt zugeeignet werden. Dazu war von der Regierung ein Termin angesetzt. Da erscheint bei dem Regierungsrat, der diese Landverteilung vorzunehmen hatte, der Schneidermeister Wollischnik mit einem Paket unter dem Arme. Er bringt dem Herrn Regierungsrat einen feinen Anzug zum Geschenk und bittet flehentlich, ihn aus der Liste derjenigen zu streichen, denen Gartenland zugeteilt werden soll. Er habe von den Wölfen, die auf allen Feldern bis in die Nähe der Stadt laufen, so schreckliche Angst, und sie würden ihn zerreißen, wenn er ein Ackerstück vor dem Tore zu bearbeiten habe.

Ostpreußens Leiden waren auch im siebenjährigen Kriege sehr groß. Es wurde fünf Jahre lang russisch. Friedrich der Große konnte es nicht schützen, und als dann Ostpreußen wieder an ihn zurückfiel, haßte er es und sprach bei jeder Gelegenheit seinen Unwillen über Ostpreußen aus.

Ostpreußen hat im unglücklichen Kriege gegen Frankreich 1807 und dann 1812 den Weltbezwinger Napoleon mit seinen Riesenheeren zum Besuch gehabt und unsägliche Leiden erduldet. Und dieses bis aufs innerste Mark ausgesogene Ländchen erwählt sich Gott, der Herr, als Werkzeug, um die Ketten zu sprengen, welche der welsche Tyrann den Völkern Europas geschmiedet hatte. Von Ostpreußen aus bricht der Sturm los, der den Weltwürger hinwegfegt.

So sind aus der Vergangenheit Ostpreußens einige interessante Gotteswunder angedeutet. Wir kommen auf die Gotteswunder in unseren Tagen.

Drei große feindliche Heere, weit größer als die Zahl der Feinde in der Völkerschlacht bei Leipzig und allen früheren Kriegen sind wie Spreu vom Sturme verjagt. Sie hatten stellenweise wie wilde Bestien auf unserer heimatlichen Erde gehaust. Sie hatten Tausende unschuldiger, friedlicher Bürger, Greise, Jünglinge, Frauen, Kinder erbarmungslos niedergehauen, erschossen, erstochen. Sie hatten viele Tausende unserer hilflosen Bewohner wie eine Viehherde zusammengetrieben, mit Knuten über die Grenze in die sibirische Gefangenschaft bis ans andere Ende des Erdkreises gejagt. Sie hatten Tausende von Frauen, ob sterbende Greisin oder zartes Kind oder blutende Wöchnerin in teuflischer Wollust geschändet. Sie hatten in unersättlicher Raubgier unser Hab und Gut an sich gerafft und selbst heiliges Altargerät gestohlen. Sie hatten unsere Städte und Dörfer angezündet, und daraus Aschenhaufen gemacht. Ihr frevelnder Hochmut hatte keine Grenzen gekannt. Gen Himmel hatte das Blut der Ermordeten geschrieen. Gen Himmel war das Angst- und Wehgeschrei der Bedrängten gestiegen. Gen Himmel hatten die Feuerlohen der rauchenden Menschenwohnungen gezüngelt.

Vom Himmel ist die Antwort kommen. Der Tag der Rache und des Gerichts ist da. Der Herr ist ein Gott des Gerichts. Ein schreckliches Gericht! Die Mörder werden hingemäht wie das Gras, die Brandstifter, die Frauenschänder, die Räuber in Sümpfe und Seen getrieben, die stolzen Herren der Welt als Gefangene zurückgebracht und müssen unsere von ihnen beschmutzten Straßen kehren.

Kommt, lasset uns anbeten vor dem Ewigen, der in heiligem Gericht unsere Feinde zermalmt hat: „Du bist der Gott, der Wunder tut, du hast deine Macht bewiesen unter den Völkern. Du hast dein Volk erlöset gewältiglich (Ps. 77, 15). Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen“ (Ps. 118, 23).

Fürwahr ein großes Wunder! Der Feinde soviel wie Sand am Meer. Unsere Kräfte so schwach und unsere Schar so klein — die feindlichen Feldherren alle erfahrene Kriegsmänner; denn sie haben vor kurzem zwei Jahre lang gegen Japan gekämpft und besitzen viel Erfahrung und Übung in allen Kriegskünsten. Unsere Feldherren dagegen haben seit 44 Jahren keinen Krieg gesehen. — Unsere Feinde haben seit mehreren Jahren an den Krieg gedacht und alles bereitet; sie kennen Ostpreußen so genau, daß sie sich auf allen Wegen und Stegen zurechtfinden. Wir dagegen sind in dem großen, ungeheuren Rußland Fremdlinge, und der Krieg hat uns wie ein Blitz aus heiterm Himmel überrascht. — Die Russen haben nur nach einer Seite hin zu kämpfen und sind in ihrem Rücken völlig gedeckt. Wir dagegen müssen nach zwei Fronten, gen Osten und Westen, unser Schwert zücken, ja selbst die Grenzen gegen unsichere Neutrale bewachen.

Die Russen haben eine große Zahl stärkster Festungen als Ausfallstore gegen uns gebaut, wir nur das winzige Boyen und das in flacher Ebene und leicht zu beschießende Königsberg. —

Nach menschlichem Ermessen m u ß t e Ostpreußen den Russen ebenso wie einst vom Großen Friedrich im siebenjährigen Kriege preisgegeben werden — m u ß t e — es ging nicht anders — es war keine Hilfe, keine Rettung möglich. Da kommt Gott, der Herr, mit seinem Wunder. Er läßt bei unserem geliebten Kaiser einen guten Gedanken im Herzen aufleuchten. Der seit einigen Jahren schon im Ruhestande lebende G e n e r a l H i n d e n b u r g wird gerufen. Der macht's. Der eilt flugs herbei und entwirft nachts im Eisenbahnwagen, wo andere schlafen, mit seinem Gehilfen Ludendorff die Schlachtenpläne. Er steht auch mit dem Allmächtigen droben, dem allweisen Welten- und

Schlachtenlenker, auf sehr vertrautem Fuß; denn er redet täglich, wie es von Moses heißt, zu Gott wie ein Freund zum Freunde. Aus dem Gebetsverkehr mit Gott hat unser Hindenburg die unerschütterliche Ruhe, die unbeugsame Willenskraft, die zuversichtliche Hoffnung, die klare Einsicht in das verworrenste Schlachtengewühl. Und Gott läßt ihn auch die rechten Helfer finden. Von allen Generälen, die hier nach Hindenburgs Weisung ihre tapferen Scharen gegen die Russen führten, versagt keiner. Jeder löst die ihm gestellte Aufgabe über alles Erwarten und Hoffen aufs glänzendste. Hindenburg schlägt seine drei großen Schlachten nicht mit geübten Linientruppen, sondern mit plötzlich zusammengewürfelten Heeresteilen, jungen Rekruten und alten Landsturmleuten. Über jeden dieser Leute ist kommen der Geist des Herrn, jeder ist ein Held geworden, wie ein Löwe kämpfend, mit übermenschlicher Kraft tagelang Hunger und Durst, Hitze und Frost, Sturm und Schneeunwetter, Kugelregen und Schlachtengetümmel ertragend, nicht wankend, nicht weichend, ein Held, für den der Tod alle Schrecken verloren hat.

O mein Ostpreußen, geliebte Heimat, sieh doch Gottes Wunder! Beuge dich, du erlöste, in Demut und Dankbarkeit vor dem Höchsten: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich."

Auch dir, du Gottesheld, du Russenschreck, du Befreier Ostpreußens, ruhmgekrönter Hindenburg, gebührt unser tiefster Dank. Lies in unseren Herzen! In jedem steht flammend dein Name geschrieben, und schon das Kind in der Wiege lernt deinen Namen stammeln. —

Ihr aber, tapfere Mannen, die ihr als Werkzeuge des Höchsten ersehen waret, unsere Heimat aus der Hand ruchloser Bedränger zu erlösen, lasset euch preisen und rühmen um eurer unvergeßlichen Heldentaten willen! Ihr habt Leben und Blut für uns geopfert. Viele von euch, ihr teueren Söhne und Brüder, haben den Heldentod erlitten. Wir können euch nicht genug danken. Der Allgnädige vergelte es euch droben im seligen Licht, wo eure Seele ausruht nach heißem Streit. Die Grabhügel, unter welchen eure sterbliche Hülle schlummert bis zum jüngsten Tag, sind

uns und unseren Nachkommen Denkmäler der Treue bis in den Tod.

Die Befreiung Ostpreußens ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen. Ein ebenso großes Gotteswunder ist:

Die Wiederherstellung Ostpreußens.

Da weiß man wirklich nicht, wo man zu rühmen anfangen und aufhören soll. An unseren heißgeliebten Landesvater müssen wir da zunächst denken. Ein tragisches Schicksal hat ihm, den alle Völker 26 Jahre lang mit Recht als den Friedenskaiser gepriesen hatten, das Schwert zum Weltkriege in die Hand gezwungen. Retten, Wunden heilen, wiederherstellen, aufbauen, was zerrissen und zertrümmert ist, bleibt auch mitten im Kriegsgetöse seine vornehmlichste Sorge und sehnlichstes Verlangen. Ihm blutet das Herz, als er von den Greueln der Verwüstung in Ostpreußen hört. Und sofort entsteht in seinem kaiserlichen Herzen der große von Gott eingegebene Gedanke, Ostpreußen in herrlichster Weise wiederherzustellen, jeden, auch den geringsten Kriegsschaden aus der Staatskasse zu ersetzen, und selbst allen Flüchtlingen, die über Deutschland zerstreut sind, nicht nur die Kosten der Fluchtreise, sondern auch den Unterhalt zu bezahlen.

Es ist zum Staunen. Wo gibt es auf der ganzen Erde einen Staat mit einem solchen Kaiser, der sich mitten im Kriege seiner notleidenden Untertanen so fürsorglich, so väterlich annimmt? Wo und wann ist es in der Weltgeschichte vorgekommen, daß der durch feindliche Einfälle verursachte Schaden, ob er Hunderttausende für ein verwüstetes Rittergut oder eine Mark für das verlorene Huhn einer Witwe beträgt, bis auf Heller und Pfennig ersetzt worden ist? Und ob es Milliarden kostet, der Kaiser will es, der Kaiser befiehlt es, das Kaiserherz findet keine Ruhe, ehe es geschehen. Das ist doch eine der wunderbarsten Geschehnisse der Weltgeschichte. Nenne mir ein Volk, eine Zeit, wo solches geschehen ist! Wie war es im dreißigjährigen, wie im siebenjährigen Kriege, wie in den Befreiungs-

kriegen vor hundert Jahren? Wer hat unseren Vorfahren, die durch Franzosen und Russen ausgeplündert, ausgesogen und aller Habe beraubt wurden, den Schaden ersetzt? Wer hat damals ihnen Flüchtlingsgeld gegeben, wenn sie in Todesangst ihr Heim verließen? Und als ob unser Kaiser im Erbarmen und Wohltun kein Maß kenne, — selbst die Familien, die russische Untertanen sind, deren Angehörige gegen uns kämpfen, erfahren unseres Kaisers Huld. 20 000 Frauen, Kinder und Greise aus Wolhynien in Rußland, deren Vorfahren aus Deutschland dorthin eingewandert sind, werden aus dem Kriegsgebiet, wo die Russen auf ihrem Rückzuge ihre Häuser niedergebrannt haben, in Ostpreußen gastlich aufgenommen, verpflegt und bekommen Kriegsunterstützung in derselben Weise wie unsere eigenen Kriegerfamilien.

Wer hätte das gedacht? Wer hätte eine so großzügige Wiederherstellung zu hoffen gewagt? — Das ist vom Herrn geschehen und wie ein Wunder vor unseren Augen.

Die heimgekehrten Flüchtlinge standen vor einem Nichts. Es fehlte alles und alles. Jeder war wie ein Robinson auf einsamer Insel. Man hat sein Leben zunächst so anzustellen, wie es in der Urgeschichte der Menschheit angefangen hat. Zuerst ein Obdach gegen das Unwetter. Es wird nach einer Erdhöhle, einem Unterstand, einem Plätzchen unter Trümmern gesucht. Dann Feuer zur Bereitung von Speisen! Gleich macht man einen weiten Sprung in die Kultur hinein; man braucht nicht Hölzer aneinander reiben oder aus einem harten Stein Feuerfunken zu entlocken, wie es unsere Ahnen taten. Man faßt in die Tasche hinein, da sind die Streichhölzer, die man von der Fluchtreise mitgebracht hat. Und Holz ist auch da, die Splitter und Balken des zertrümmerten Hauses. Aber was hilft denn das Feuer? Es muß doch noch ein Kochtopf da sein! Wo ist er? Wiederum gilt es forschen und entdecken. Vielleicht liegt ein alter Topf noch unter den Trümmern? Glücklich, wer ihn findet! Und wer ihn gefunden hat, setzt ihn aufs Feuer. Was hilft nun der Topf und das Feuer, wenn man nichts hineintun kann? Wenigstens heißes Wasser kann man bereiten. Aber woher das Wasser? Die Russen haben die Pumpe zer-

stört, oder den offenen Brunnen mit ihrem Unrat gefüllt. Gott sei Dank! Es liegt noch Schnee draußen, der läßt sich schmelzen. Das heiße Wasser ist endlich da. Aber was da hineintun, daß daraus Speise werde? —

„Lieber Mann", spricht die Frau, „geh doch aufs Feld und siehe nach, ob uns der Ruß in unserer Miete Kartoffeln gelassen hat!" —

„Das ist leicht gesagt, liebe Frau, aber woher nehme ich Spaten und Hacke, um die hartgefrorene Erdmiete zu öffnen? Und ein Kartoffelkorb ist auch nicht da!"

„Kinder, lauft mit dem Vater mit! Sucht spitze Knüttel zum Wegräumen der gefrorenen Erde, oder vielleicht findet ihr auch einen fortgeworfenen Russensäbel oder ein Eisenstück von einer geplatzten Granate. Die Mädchen nehmen die Kartoffeln in ihre Schürze, die Jungen in ihre Taschen. Helft dem Vater!"

Es ist eine schwere Arbeit gewesen, aber mit Erfolg gekrönt. Die Kartoffeln sind da und werden gekocht. Aber wo ist das Salz? Wo die Suppe? — Ja, darauf muß man verzichten. Es geht auch ohne das, wenn nur die Voraussetzungen, daß man nämlich einen alten Topf unter Trümmern noch entdeckt und Kartoffeln noch gefunden hat, wirklich eintrafen. Sonst — o wehe! — muß man zurückpilgern in die nächste Stadt, um dort Nahrung zu erbitten.

So gestaltete sich das Leben der heimgekehrten ländlichen Flüchtlinge in den ersten Wochen. Dann aber — kam das große Gotteswunder. Dieselben Eisenbahnwagen, welche vorher auf Hindenburgs Wink Tag und Nacht Kanonen und Soldaten zur Befreiung Ostpreußens herbeigeschafft haben, rollen wieder in langen Zügen heran. Was bringen sie? — O du barmherziger Gott im Himmel, du lebst! Du sorgst! Du hilfst! Du erretteſt! Da ist ja alles, alles, was man zum Leben braucht. Da sind nagelneue blitzblanke Koch- und Eßgeschirre, Teller, Messer, Gabeln, Töpfe, Kannen, Äxte, Beile, Hämmer, Sägen, Betten, Tücher, Kleider, Hüte — kurz alles, was man nur braucht und wünscht. Und dazu Lebensmittel! Große Ladungen von Grütze, Grieß, Reis, Zucker, Kaffee, Mehl und später noch lebendes Geflügel. Alles in größter Fülle!

Was kostet es denn? Wer darf davon kaufen? — Nichts, gar nichts! Alles umsonst! Unerhört! Wer schickt es denn? Wer schüttet diese kostbaren Gaben in so reicher Fülle über die armen Ostpreußen aus? — Ganz Deutschland ist's! Das ganze Vaterland hat sich erhoben, um den Balsam erbarmender Liebe auf die blutenden Wunden der Provinz Ostpreußen zu legen. Millionen milder Hände regen sich und opfern in freundlichem Erbarmen, was sie haben und können. Siehe dieses Wunder! Siehe dieses deutsche Volk! Dasselbe Volk, das mit eiserner Faust eine Welt von Feinden in heiligem Grimm zerschmettert, — es ist mit einem Male ein Volk von barmherzigen Samaritern worden! Vom Kaiser und der Kaiserin herab bis zum Taglöhner und der ärmsten Witwe, vom Greis bis zum Kindlein auf dem Mutterschoß — alle sind barmherzige Samariter! Und selbst die Soldaten an der Front, vom General bis zum jüngsten Rekruten nehmen sich mitten im heißen Schlachtensturm noch soviel Zeit, von ihrem Kriegssold für das zerstörte Ostpreußen zu spenden. Das ist ja ein Schauspiel, darüber sich die Engel im Himmel freuen! Sag an, mein deutsches Volk, wer hat dich so herrliche Dinge gelehrt? —

Ich bete an die Macht der Liebe,
Die sich in Jesu offenbart.

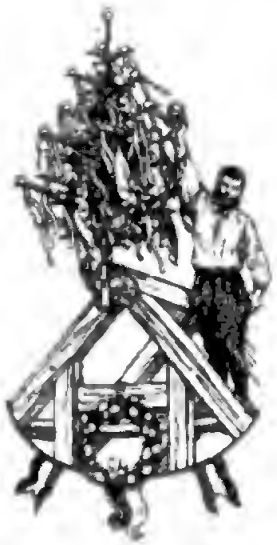
Nun denn, kommt herbei ihr Armen, Hungrigen, Frierenden, holt euch, nehmt euch, was die Liebe Deutschlands euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi gespendet hat! — Sie ließen es sich nicht zweimal sagen. Der Sturm brach los. In gewaltigen Scharen kamen sie. Das Getümmel war groß. Was sagt aber der Heiland? — „Schaffet, daß sich das Volk lagere!" Er will beim Austeilen Ordnung haben, damit kein Unglück geschieht, wie bei der Krönung des Zaren in Moskau. Die Austeilung der Liebesgaben war die höchst beschwerliche Aufgabe der Geistlichen, Lehrer, Frauenvereine. Sie haben sich wochen- und monatelang von früh bis spät mit dem Verteilen gemüht, auch dabei trübe Erfahrungen gemacht, die, solange es Mißgunst und Neid in dieser Welt gibt, nie aufhören werden.

Aber diese geringen Ausnahmen der Unzufriedenen und Undankbaren machten nicht die Regel. Die Regel war selige Freude und rührende Dankbarkeit.

Was wird nun, möchten wir zum Schluß fragen, Ostpreußens Zukunft sein? — Äußerlich wird in wenigen Jahren Ostpreußen schöner und herrlicher wiederhergestellt sein, als es vor dem Kriege war. Es darf nicht jeder seine zerstörten Gebäude so aufbauen, wie er will. Die Regierung nötigt jeden Bauherrn durch Architekten zu geschmackvollem Bau, der auch ästhetischen Ansprüchen entspricht. Ostpreußen wird die schmuckeste Provinz von allen sein.

Ostpreußen wird auch nicht mehr durch ungeschützte Grenzen räuberischen Einfällen kriegerischer Nachbarn ausgesetzt sein. Erfahrung macht klug. Nicht wieder darf soviel teures Menschenblut vergossen werden, um Ostpreußen aus der Gewalt der Feinde zu retten. Nicht wieder soll der Staat 5 Milliarden bezahlen, um den von Feinden verursachten Schaden zu ersetzen. Hätte man vor diesem Kriege 5 Milliarden zum Schutz und zur Befestigung der ostpreußischen Grenze bewilligt, so hätte kein Kosak deutsche Erde betreten können.

Die Hauptsache jedoch ist nicht die äußerliche, sondern die innerliche Befestigung, die Wiedergeburt unseres Volkes, die sittlich-religiöse Erneuerung der Seele. Dazu verhelfe uns der gnädige Gott durch seinen heiligen Geist! —



Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen:

Ostpreußen-Chronik

Kriegsbilder aus den beiden Russen-Einfällen 1914/15

Von **H. Braun**
Superintendent in Angerburg (Ostpreußen).

Mit reichem Bilderschmuck von Professor **Kurt Liebich**, Gutach.

Feld-, Schul- und Volksausgabe

4 Bändchen (jedes einzeln käuflich).

Preis geheftet mit Titelbild je Mk. **1.20**, geb. Mk. **1.50**.

I. Bändchen. Inhalt: 1. So lebten wir. 2. Nitscho, nitscho, mirr, mirr. 3. Phantasien. 4. Der Wosch und der Kosak. 5. Sichere Nester. 6. Der kühne Vorstoß. 7. Das heiße Ringen. 8. Abenteuerliche Flucht. 9. Die geängstigte Kreatur. 10. In der Feinde Gewalt.

II. Bändchen. Inhalt: 1. Ostpreußisches Märtyrertum. 2. Das Gottesgericht von Tannenberg. 3. Die Septemberschlacht an den Masurischen Seen. 4. Lötzen, die Unbezwingliche. 5. Der Masurische Seekrieg. 6. Was die Feinde zu uns sprachen, und was Gott zu ihnen sprach. 7. Das Glück und der Dank der Geretteten. 8. Unsere Verwundeten. 9. Frisch auf nach Hause! — O weh, zu Hause!

III. Bändchen. Inhalt: 1. Die Austreibung der Russengeister. Von Tabak und anderen Liebesgaben. 2. Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt. 3. Die rätselhafte Rückkehr der Russen. 4. Die Flucht im Winter. 5. Hart hinter der Feuerlinie. 6. Von Miesmachern, Brieftauben, 8 Kilometer-Stricken und 1000 Töpfen. 7. Die Fluchtreise der Siechen und Krüppelkinder am Bußtage. 8. Durchbruch der Russen und Zerstörung von Groß-Schirrengeln. 9. „Allerhöchster Alarmbefehl." 10. Das Weihnachtsfest 1914. 11. Schwache helfen den Starken. 12. 150000 Bomben. 13. Warum seid Ihr nicht geflohen? 14. Die Leiden der Familie Schröder. 15. Aus dem Tagebuch der Frau Besitzer Berta Ebell in Possessern.

IV. Bändchen. Inhalt: 1. Hundsdörffers Abenteuer. 2. Die Erlebnisse der Frau Mathilde Preuß in Jakunowken. 3. Die Haarzener in russischer Gefangenschaft. 4. „O Weib, dein Glaube ist groß!" 5. Der Armen Liebling, die Kuh, im Kriege. 6. Dis Kriegsecho im Walde. 7. Seltsame Russengeschichten. 8. Die Winterschlacht in Masuren und Littauen. 9. Des Kaisers Einzug unter den Siegern in Lyck. 10. Die Schreckenstage von Memel vom 18.—21. März 1915. 11. Gottes Wunder in Ostpreußen.

Diese Ausgabe in Einzelbändchen eignet sich zur Versendung ins Feld, als Lesestoff für die Reise, sowie besonders für die Schul- und Volksbibliotheken, ebenso als Auszeichnungsgaben für Schüler und Schülerinnen.

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

Der erste Christus von Oberammergau

Hochgebirgsroman aus dem Anfang des Passionsspiels

von

Adolf Ott.

Verfasser der Romane: **Die Hexe von Garmisch. Der Schulmeister von Partenkirchen. Memento mori. Aus zwei Häusern** usw.

Preis geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

In fesselnder Schilderung führt der Roman in die oberbayerische Bergwelt und läßt seine Haupthandlung in dem bekannten Passionsort Oberammergau sich abspielen. Dieselbe ist auf geschichtlicher Grundlage aufgebaut und schildert den Uranfang, aus welchem sich die Passionsspiele zu der jetzigen Höhe entfaltet haben.

G'sund san ma!

G'reimte Gschichtln aus'm bayer. Oberland

von

Dr. A. Otto Mittenwald.

Mit Titelzeichnung von **Harald Tilberg**, München.

Preis geh. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 1.50.

Eine unterhaltende, humoristische Reiselektüre, eine schöne Erinnerung an Oberbayern, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für Freunde gesunden guten Volkshumors.

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

Wie ich das Glück suchte

Eines Landlehrers Leben, Lehren und Lieben.

Eine Erzählung

von

Ada Linden.

Preis geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Ein mit überaus großer Liebe und Wärme geschriebenes Buch mit religiösem Untergrund. Als Geschenk besonders für angehende junge Lehrer und Lehrerinnen geeignet.

Erziehung durch die Kunst

Von

Staatsrat **Dr. Ernst von Sallwürk.**

Band XVI der Sammlung „Pädagogische Monographien".

Preis geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 7.—.

Inhalt: Einleitung. Erster Teil: Die ästhetische Erziehung. 1. Die Kunst als Spiel. 2. Die Kunst als Gestaltung. 3. Die Kunst als Ausdruck. 4. Künstler und Kunstpflege. 5. Die Kunst als Aufgabe der allgemeinen Erziehung. Zweiter Teil: Die Träger der ästhetischen Erziehung. 6. Die Kunst in der Schule. a) Die Leibeskunst. b) Die Musik. c) Die Poesie. d) Die bildende Kunst. 7. Kunst, Familie und Staat.

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

Hervorragende Beschäftigungs-, Unterhaltungs- und Lernbücher für unsere Kleinen in den Kindergärten, im Elternhaus und in der Schule sind die Bändchen der Sammlung:

„Erstes Lernen"

Göbelbeckers illustrierte Vorkursus-Beschäftigungs- und Unterhaltungsbücher fürs kleine Volk in Haus und Schule.

Unter Mitwirkung erster Kinderschriftsteller

herausgegeben von

L. F. Göbelbecker
Konstanz (Baden).

Mit vielen bunten und schwarzen Bildern in Tondruck, sowie mit Vorlagen für den **Werkunterricht** (Formen, Stäbchenlegen, Ausschneiden, Zeichnen usw.) reich illustriert von **Gertrud Caspari, Dresden-Klotzsche, Otto Kubel, München-Bruck** und anderen hervorragenden Künstlern.

Preis in prächtigem Einband mit Titelbild jedes Bändchen Mk. 2.— bis Mk. 3.—.

Inhalt der einzelnen Bändchen siehe nachstehend.

Als I. Bändchen ist erschienen:

Unser Liebling lernt lesen, zeichnen, schreiben

Von **L. F. Göbelbecker, Konstanz.**

Mit ungefähr 30 Buntbildern, vielen Bildern in schwarzem Tondruck, sowie mit Vorlagen für den **Werkunterricht** nach Zeichnungen von **Gertrud Caspari, Dresden-Klotzsche** und **Otto Kubel, München-Bruck.**

Preis in prächtigem Einband mit Titelbild **Mk. 2.50.**

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

„Frohe Plauderstündchen"

Lehrbilderbüchlein mit ernsten und heiteren **Familiengeschichten** aus trauter Heimat sowie lebensvollen Anregungen zum Schauen, Plaudern, Lesen, Abschreiben, Nachzeichnen, Ausschneiden, Stäbchenlegen und Rätsel auflösen. Zum Gebrauch an Schulen, Hilfsschulen (besonders Taubstummenschulen), Kindergärten, sowie in der Familie.

Auf Grund des Göbelbeckerschen Fibelwerkes bearbeitet von **Karl Baldrian,** Direktor der niederösterreichischen Landestaubstummenanstalt in **Wiener-Neustadt.**

Jedes Bändchen mit 4 bunten und 8 Tonbildern sowie 4 Tafeln mit Abbildungen für Zeichnen, Stäbchenlegen und Ausschneiden von **Otto Kubel, München-Bruck.**

Erschienen sind: Bd. I: **Von der Taufe bis zum Eintritt in die Schule.** Bd. II: **Der erste Schultag von früh bis abends.**

Später erscheinen: Bd. III: **Aus den Sommerferien auf dem Lande.** Bd. IV: **Vom Landaufenthalt in der Mühle.** Bd. V: **Gute Freunde in der Stadt.** Bd. VI: **Spiel der Kinder im Jahreslauf.** Bd. VII: **Leben und Weben in der Natur.** Bd. VIII: **Im Märchenland.**

Preis jedes Bändchen, schön kart. mit wirkungsvollem Titelblatt, Mk. 1.– bis 1.50.

Neuheit

Deutsche Naturwissenschaft, Technik und Erfindung im Weltkriege

Ein Denkbuch deutscher Arbeit, deutscher Tatkraft und deutschen Geistes auf den Gebieten der gesamten Naturwissenschaften, Mathematik und Technik, Medizin und Landwirtschaft unter Mitwirkung führender Fachmänner und der deutschen Industrie

herausgegeben von

Prof. Dr. **Bastian Schmid,** München.

Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln.

Vollausgabe Preis geb. Mk. 25.– .

Schul- und Volksausgabe Preis geb. Mk. 12. – .

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

Quellen zur Geschichte der Erziehung

herausgegeben von

Dr. Rudolf Dinkler

Direktor des Lyzeums und Oberlyzeums in Remscheid.

1. Comenius, Informatorium der Mutterschule
   Aus der großen Unterrichtslehre
   Aus dem Orbis pictus Preis Mk. 0.40.
2. Fénelon, Über Töchtererziehung Preis Mk. 0.40.
3. John Locke, Gedanken über die Erziehung
   Preis Mk. 0.40.
4. Rousseau, Emil oder Über die Erziehung
   Preis Mk. 0.55.
5. Salzmann, Ameisenbüchlein
   Konrad Kiefer
   Krebsbüchlein Preis Mk. 0.60.
6. Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt
   Die Abendstunde eines Einsiedlers
   Aus dem Schwanengesang
   Preis Mk. 0.60.
7. Jean Paul, Levana Preis Mk. 0.50.
8. Friedr. Fröbel, Menschenerziehung Preis Mk. 0.60.
   Bearbeitet von Dr. J. Prüfer in Leipzig.
9. Goethe } Bearbeitet von Provinzialschulrat Dr. H. Jantzen
10. Herder } in Breslau. Preis Mk. 0.60.
11. Denker der Gegenwart. Bearbeitet von Dr. Gertrud Bäumer. Preis Mk. 0.60.
12. Herbart. Bearbeitet von Oberlyzealdirektor Dr. Kühn in Elberfeld. Preis Mk. 0.60.

Skizzen aus meinem Kriegs-Kindergarten

Psychologische Studien aus der Kinderstube.

Von **Lili Levi**, Mannheim.

Preis elegant gebunden Mk. 1.20.

Ein überaus günstig beurteiltes Werkchen.

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

Fesselnder zeitgemäßer Kriegsleseſtoff für Front und Heimat.

Krieg und Seelenleben

Von Geh. Medizinalrat **Dr. med. Robert Sommer**
ord. Profeſſor an der Univerſität Gießen.
Preis eleg. geh. Mk. 1.—.

Wie Frankreich den Krieg erlebt

Eine Sammlung von Zeitungsnachrichten und Tagebuchaufzeichnungen in chronologiſcher Folge von **Dr. Rudolph.**
Preis eleg. geh. Mk. 1.—.

Le Français et la guerre

Ce que disent les journaux français von **Dr. Rudolph.**
1. Bändchen 1914. 2. Bändchen 1915.
Preis jedes Bändchens elegant geh. Mk. 1.—.

Le caractère et l'esprit français

Abhandlung eines franzöſiſchen Philoſophen der Gegenwart in franzöſiſchen Auszügen aus dem Originalwerk von Fouillée
von **Dr. Heinrich.**
Preis elegant geh. Mk. 1.—.

Kriegsneuroſen und „Pſychiſches Trauma"

Ihre gegenſeitigen Beziehungen dargeſtellt auf Grund **pſychoanalytiſcher, hypnotiſcher Studien**
von **Dr. med. Ernſt Simmel**
z. Zt. Oberarzt d. L. und leit. Arzt eines Speziallazaretts für Kriegsneurotiker.
Mit einem Geleitwort
von **Dr. med. A. Schnee**
leitender Arzt eines Speziallazaretts für Kriegsneurotiker.
Preis geh. Mk. 2.50.

Geſundheitspflege und Medizin der Bibel

(Chriſtus als Arzt). Studien und Beobachtungen.
Von **Dr. med. Guſtav Wolzendorff.**
Preis geh. Mk. 1.—.

Verlag von Otto Nemnich, München-Leipzig.

Anerkannt eines der **besten** Pilzbücher und ein unentbehrliches Büchlein für jeden Pilzfreund zur Verteilung an die Schuljugend in besonderem Maße geeignet

Untrüglicher Ratgeber für Pilzsucher

(Wie erkennen wir sicher die Giftpilze?)

Von **Walther Th. Prym**, Bonn.

Preis in geschmackvoller Kartonnage mit 5 Pilztafeln in Vierfarbendruck Mk. 1.60.

Hauswirtschaftliche Werke:

Das Wissenswerte vom Gas für die Hausfrau

Von Ingenieur **Willi Helmers.** Preis geb. M.k. —.60.

Häusliche Gymnastik unserer Jugend und ihre Spiele im Freien

Von **Marga Eickhoff.** Preis geb. Mk. 1.20.

Die Kleinwohnung als schönes Heim

Von **Dr. Gustav Adolf Müller.** Preis geb. Mk. —.60.

Was muß die Frau als Hausfrau vom Gesetze wissen?

Von Landgerichtsrat **Ernst Nemnich.** Preis geb. Mk. —.80.

Handbüchlein für Küchenarbeiten

Von **Anna v. Wehlau.**

Preis gebunden, mit Titelbild von Otto Rubel, Mk. 1.—.

Bei größeren Bezügen bedeutende Preisermäßigung.

Das kleine, prächtig geschriebene Büchlein der bekannten Verfasserin eignet sich vorzüglich als Ratgeber für alle Küchenarbeiten in den Koch- und Haushaltungsschulen sowie als praktisches Geschenk für heranwachsende Hausfrauen und Dienstmädchen. Es bildet eine wertvolle Ergänzung zu jedem Kochbuch.

Wegweiser für die Tätigkeit der Frauen in der Armen- und Wohlfahrtspflege?

Von Dr. med. et phil. **A. Baur,** Kreisschularzt in Hennef a. d. Sieg.

Preis gebunden, mit Titelbild von Otto Rubel, Mk. 1.—.

Bei größeren Bezügen bedeutende Preisermäßigung.

Das praktisch geschriebene Büchlein ist ein vorzüglicher Ratgeber für alle Frauen und junge Mädchen, welche sich in den Dienst der Armen- und Wohlfahrtspflege stellen.

Unser Sorgenkind, seine Pflege u. Erziehung

Von **Gustav Major,** Direktor des med.-pädagog. Kinderheims Sonnenblick, Zirndorf bei Nürnberg.

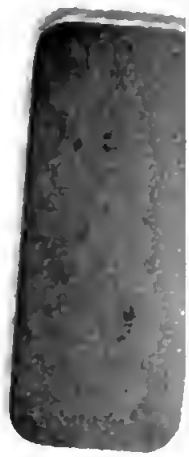
Mit Abbildungen und Tafeln. — Preis eleg. in Leinen gebunden Mk. 3.—.

Digitized by Google

89055506471

b89055506471a

Digitized by Google



Digitized by Google

890555506471

b890555506471a